This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06817707 4

Ueber die

Einſamkeit.

Von

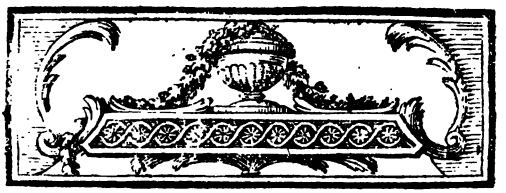
Johann Georg Zimmermann,

Königlich-Großbritanniſchen Hofrath und Leibarzt in Hannover.

Vierter Theil.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kaiſerl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1785.



Vorrede.

Man ſieht auf allen Seiten dieſes Buches, wie frey und unbefangen ich ſchreibe, und mit welcher Offenheit ich meine Geſinnungen und Gedanken ſage.

Aus dem Herzen mußte ich reden, damit meine Worte in Herzen flieſſen. Aber Wahrheit hat in meinen Händen keine ſeidene Hülle: alſo fiel mir auch gar nicht ein,

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
490229
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

CUM
LICEN
TIA.

Vorrede.

Man ſieht auf allen Seiten dieſes Buches, wie frey und unbefangen ich ſchreibe, und mit welcher Offenheit ich meine Geſinnungen und Gedanken ſage.

Aus dem Herzen mußte ich reden, damit meine Worte in Herzen flieſſen. Aber Wahrheit hat in meinen Händen keine ſeidene Hülle: alſo fiel mir auch gar nicht ein,

daß man könnte bey den Groſſen und Mächtigen der Erde ſein Glück mit einem ſo treuherzig geſchriebenen Buche machen.

Und doch geſchah was ich nie die Kühnheit gehabt hätte zu denken, was mich auch das unauslöſchliche Gefühl des ehrfurchtsvolleſten und innigſten Dankes hier durchaus nicht verſchweigen läßt. Mein Buch über die Einſamkeit kam zu meinem Erſtaunen, und auf eine mir völlig unbekannte Weiſe, in die Hände einer Monarchinn die eben ſo gut die Kunſt zu ſchreiben verſteht, als die Kunſt ihr unermeßliches Reich zu regieren. Höchſt intereſſant für die Geſchichte der Philoſophie auf den Thronen, und höchſtrührend für mich, waren hiervon die Folgen in der

groſſen

groſſen Seele dieſer gekrönten Philoſophinn.

Der ganze dritte Theil dieſes Buches war ſchon abgedruckt, der vierte unter der Preſſe, und von meinem ganzen Manuſcript kein Blatt mehr in meinen Händen, als mir den 26 Januar 1785, ein Bote des Ruſſiſchen Geſandten in Hamburg ein Käſtchen von Ihro Majeſtät der Käiſerinn von Rußland brachte. Ein Ring lag in dem Käſtchen, mit einem einzigen Brillanten von ungewöhnlicher Gröſſe und Schönheit. Auch eine goldene Medaille mit dem ſchönen kaiſerlichen Bildniß auf der einen Seite, und auf der andern mit dem Denkmal der Vermehrung der Ruſſiſchen Monarchie durch

ein neues Königreich; und dann, was ich kaum glauben konnte als ich es sah, ein eigenhändiges Billet der Kaiserinn, das diese unsterblichen Worte enthält: „An den Kö„niglich Großbritannischen Hofrath und „Leibarzt, Herrn Zimmermann, aus Dank„barkeit für manche schöne Recepte, die der „Menschheit im Buche von der Einsamkeit „verordnet worden.“

Inhalt des vierten Theils.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe kommt in das Herz, wenn man Freude hat an erhabener Natur, und an jedem Blümchen der Thäler Seite 2

Auch eure kalten Seelen sind des reinsten Glückes und der mildesten Ruhe fähig 3

In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt sich alles in uns zu sanften Empfindungen und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken 3

Alle Wehmuth geht vorüber in einem schönen Englischen Garten 5

Durch Geschmack und Kunst erschaffene, oder wirklich in der Natur vorhandene Bilder der

Ruhe, bringen durch die Phantaſie immer Ruhe ins Herz Seite 8

In den Alpen wirket Einſamkeit, beym erſten Anblick, fürchterlich 10

Köpfe und Herzen der Alpenbewohner ſind wie ihr Himmel, abwechſelnd wild und gütig 13

Anecdoten von einem dieſer Alpenbürger, dem General von Reding 14

Der beſtändige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen macht zwar die Schweitzer rauh, aber ihr Herz gewinnt dann doch auch Sanftheit und Güte im Genuſſe ländlicher Ruhe, und ſtiller Schönheit 23

Die Landſchaft um Zürich und der Zürchersee, haben dem angenehmſten unter allen Sängern der Natur ſeine Idyllen eingegeben 26

Jede erhabene Ausſicht wirket ſchreckhaft und ſchauerigt, jede ſchöne Ausſicht ſanft und liebevoll 28

Jeder Deutſche, der nur geruhig mit ſeiner Büchſe durch ſeine Berge ſchlendert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination an das Herz vermag 28

Wel-

Welches Glück ein junger liebenswürdiger Hannoveraner aus einem rauhen und wilden Schweitzerischen Bade mitbrachte Seite 29

Es giebt Freuden auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wissen was Freude ist 32

Welche innige Gefühle das Andenken unsers Aufenthaltes auf dem Lande, und unsers Herumirrens in den Einsamkeiten unsers Vaterlandes erwecket 34

Aber auch in jedem Alter, in jedem fernen Lande, unter jedem Baume, empfinden wir Glückseligkeit im Stillen und Freyen 34

In Städten sogar ist man in seinem eigenen stillen Hause der höchsten Glückseligkeit fähig 35

Eine Art von süsser Melankolie befällt uns bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur 36

Romanhaften Empfindungen entgeht man alsdann nicht ganz 37

Aber so zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung ist, wird man leider auch nie im Lande der Wirklichkeit 38

Der

Der Geschmack für Einsamkeit, dieser dem Ansehen nach so trübsinnige und menschenfeindliche Geschmack, entstehet aus einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen Seite 39

Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einsamkeit, die dem Herzen wohlthun ohne ihm zu schaden 39

Keinen Einsamen halte man für unglücklich, dessen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt 40

Liebe und Ruhe, und Geschmack an reiner Natur, waren nicht blos den Hainen von Arcadien eigen 43

Ihr lebt alle in Arcadien, wenn ihr wollt 43

Theocrit und Geßner sind wahre Wohlthäter der Menschheit 44

Einige Anecdoten von Geßner 45

Ruhe heisset nicht immer Müßiggehen, oder Lungern im Schatten 47

Man muß nicht nach Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern nur als nach dem Mittel zu grösserer Thätigkeit 48

Die

Die Gehülfinn unserer Einsamkeit sey ein weiblicher Engel Seite 49

Bey allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine seligern Stunden, als die, da ich die Welt und die Welt mich vergaß, 49

Beschreibung und Geschichte der Gegend, in welcher meine Vaterstadt liegt 50

Empfindungen die mir der Anblick dieser Gegend erweckte 56

Ruhe findet sich nicht so leicht in städtischer Einsamkeit, wie auf dem Lande 58

Friedsam gleiten aber auch in Städten unsere Tage vorbey, wenn wir nur im Frieden leben mit uns selbst 60

Wer in der tiefsten Einsamkeit immer keck und muthig zur Arbeit sich anstrenget, gelanget durch Arbeit zu wahrer Ruhe 61

So findet man auf dem Lande, Ruhe die so oft von den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen 65

Die Natur und ein ruhiges Herz sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die

die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London Seite 66

Was ich auf der Zinne von Lavaters Hauſe ſah, empfand, und dachte 67

Welche Himmelsruhe man bey dem Doctor Hotze zu Richterswyl am Zürcherſee empfindet 71

Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen, aber ſie kommt mit jeder ſie begleitenden Tugend bey äuſſerlicher Stille auch leichter ins Herz 80

Häusliche Glückſeligkeit wird bey gleichgeſtimmten Seelen auf dem Lande unausſprechlich vermehret 81

Wahre innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen nirgends ſo gut wie auf dem Lande 82

Alles Böſe in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, einſamen und anmuthigen Thälern 83

So ſauer macht niemand in der Welt ſeinen Subalternen das Leben, wie befehlende Dummköpfe 83

Dummheit giebt jeder Sache den unrechten Namen 84

Mein Recept gegen den Neid Seite 86

Wie leicht es ist alles in der Welt mit Gelindigkeit zu betrachten 86

Wie man in jedem stillen Hause weit mehr wahre und reine Freuden findet, als in dem grossen und glänzenden Getümmel 88

Wie Einsamkeit gegen den Spott der Leichtsinnigen schützet, und gegen die Schnäbel und Pfoten kleiner Seelen 90

Wie leicht man alle seine Feinde im Stillen vergißt 92

Wie Einsamkeit durch ihre Freyheit glücklich macht 93

Wie den Höfling immer alles beunruhigt, wie er immer eine Wachskerze dem Erzengel Michael anzündet, und eine dem Teufel 95

Welchen Zwang auch das Alltagsleben mitbringet 96

Wie wir überhaupt immer da die größten Sklaven sind, wo uns niemand versteht 97

Wie ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Leben gegen allen diesen Zwang schützet 97

Wie

Wie Einſamkeit uhd Freyheitsliebe dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt machte Seite 99

Wie ihn Ekel gegen das Hofleben als einen ſchönen blühenden Jüngling in die Einſamkeit trieb 100

Wie Freyheitsliebe bey Rouſſeau die Urſache alles ſeines Ekels gegen allen Umgang war, und in der Einſamkeit die Quelle aller ſeiner Vergnügungen 107

Warum die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombardey weniger reich ſind, als die Bergbewohner in der Schweitz 113

Wie Genügſamkeit die wahre Würze des Lebens iſt 114

Eine Anecdote vom König in Preußen und einem Dorfpaſtor in Schleſien 115

Eine Anecdote von einem Dorfpaſtor in der Schweitz und einem Puterhahn 119

Wer auf ſeine wahren Bedürfniſſe ſich einſchränket, iſt weiſer, reicher, und zufriedner als wir alle 120

Einfacher, ruhiger, und weniger ſchreckhaft iſt das Feld der Sinnlichkeit, für jeden, der des Lebens im Stillen ſich freuet 121

Aller

Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verſchwindet bey der Einfalt des Landlebens Seite 122

Wie gerne man um Glücksgüter die das Herz froh machen, denen entſagt die es beunruhigen 123

Einſamkeit zerſtöret allen eitelen Ehrgeitz 125

Kein Fürſt in Deutſchland verdauet den Gift den ihm ſeine Köch bereiten, ſo gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide ſeine Buchweitzenklümpen 126

Eine einzige Leidenſchaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben 126

Einſamkeit und eingeſchränkte Bedürfniſſe ſind eine wahre Glückſeligkeit für entſetzte und verbannte Staatsmänner 128

Sich des Ueberfluſſes entwöhnen, macht Weniges ſchmackhaft 134

Glückſeligkeit eines Landpredigers 137

Ohne die vielen ſchiefen Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte ſo luſtig 139

Genügſamkeit und Zufriedenheit mit ſeinen Schickſalen ſind zu allen guten Dingen nütze; und in ſehr vielen Fällen bietet Einſamkeit zu beyden die Hand 140

Es ist ein grosser Vorzug der Einsamkeit, d
man sich in derselben den Umgang mit M
schen abgewöhnet Seite 1

Jeder Tag wird einem geschäftigen Einsam
zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu k
ge 1

Diese grosse Welt bewegt sich den ganzen Ta
und thut eigentlich den ganzen Tag nichts 1

Ländliche Stille wird auch für Frauenzimmer ei
Schule wahrer Philosophie 1

Es ist unmöglich daß man auf dem Lande Lang
weile habe, wenn man nicht lässig und fau
nicht krank oder verliebt ist 1

Welcher Ersatz ist in ländlicher Stille das Ande
ken an abwesende Freunde 1

Einsamkeit läßt uns dann auch noch Freunde fi
den die nichts uns raubt, von denen nichts u
trennt, und für die wir nie vergeblich unse
Arme ausstrecken 1

Auch Liebe sogar verdienet einen grossen Rang u
ter den Glückseligkeiten der Einsamkeit 1

Liebe geselket sich gerne zu allen Blicken in die sch
ne Natur 1

Liebe begleitet darum ſo oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling Seite 153

Verliebte ſind nirgends ſo gerne wie im Stillen 154

Die ſüſſeſten Erinnerungen der Liebe finden in der Einſamkeit ihre Auferſtehung 154

In dieſem unerſchöpflichen Nachdenken liegt der höchſte Genuß der Liebe 156

Wie paradieſiſch Wieland in ſeiner ſchönen Jugend liebte 157

Bey jungen einſamen Mädchen werden zwar bisweilen ſolche paradieſiſche Ideale der Liebe verkörpert 157

Ach dieß iſt Natur, und wer kann der Natur widerſtreben 158

Abſonderung und Stille ſcheinen der Liebe ſo hold, daß man zuweilen gerne vom Gegenſtande ſeiner Liebe weg in die Einſamkeit geht 159

Liebe fühlet man nirgends ſo ſtark, und nirgends drückt man ſie auch ſo gut aus, wie in der Einſamkeit 160

Liebe nimmt aber auch in einſamen Landgegenden oft den höchſten Flug der Schwärmerey 162

Auch leise Liebe sogar, die keine solche Kraftsprünge wagt, verzehret am Ende, und macht unglücklich . Seite 164

Schreckliche Wirkungen der Liebe bey Petrarcha 166

Bey solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzeney - 167

Einsamkeit ist auch keine Arzeney gegen Liebe die der Tugend schadet 168

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig allen Fügungen Gottes unterwirfst 172

Im Weltleben geht Liebe in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen 174

Aber Liebe kann vergehen, und Coketterie stirbt nie 175

Lob der Coketterie 176

Wie in der Einsamkeit dem Petrarcha Ueberwindung der Liebe gelang 177

Alle Traurigkeit über verlohrne Freuden der Liebe, wird am Ende doch durch wohlbenutzte Einsamkeit ersetzet 184

Mit welcher Wirkung schon im Kampfe mit seiner Liebe Petrarcha seine Flügel schwang 185

Liebe wird in der Einſamkeit zwar nicht überwunden, aber getauft und geheiligt Seite 188

Und dann macht Einſamkeit, die man mit einem liebenden Weſen theilt, jede Hütte zum Sitze des Vergnügens, dann erleichtert ſie alle Leiden des Lebens, dann ſtreut ſie Blumen auf alle unſere Wege 191

Einſamkeit verwandelt auch zuweilen tiefe Schwermuth in ſüſſe Melankolie 191

Süſſe Melankolie wird ſchon in früher Jugend, oft durch Einſamkeit veranlaſſet 193

Liebe heilet dieſen Zuſtand 194

Einſamſeyn iſt nicht ohne Ausnahme gut für alle Traurigen und Betrübten 195

Wie ſchrecklich Traurigkeit in heftigen Gemüthern wirket 196

Wie gelinde hingegen bey Menſchen von weicher und etwas kalter Gemüthsart 197

Wie mancherley groſſe und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens in der Einſamkeit beſſer überwunden werden, als in der Welt 198

Viele Traurige erhohlen ſich in der Einſamkeit weit beſſer, als durch alle Weltzerſtreuung 199

Schlechte Recepte gegen gewiſſe Arten von Hypo
chondrie Seite 2c

Ob es in der Einſamkeit leichter werde tugendha
zu ſeyn, als in der Welt 2c

Viel Gutes geſchieht freilich in der Welt von Am
wegen 2c

Aber gute Werke ſind doch nicht immer Gotte
dienſt 2c

Das meiſte Große in der Welt geſchieht dur
ſtille Thaten 2c

Tugend wird viel leichter und freyer in der Ei
ſamkeit ausgeübet, als in der Welt 2c

Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, w
mein Hauptzweck bey dieſem Werke über
Einſamkeit 2c

Was ich durch dieſe Unabhängigkeit verſtehe 2

Freyheit und Muſſe, äuſſere Stille und Man
von Umgang, ſind alſo groſſe und wahre Hül
mittel zur Tugend 2

Alles Weltvergnügen verlieret ſeine Reitze, vor
dem ſtillen Opfer, das man der Tugend in d
Einſamkeit bringet 2

Hein

Heimlich läugnet kein Böſewicht, daß Tugend der Grundſtein aller Glückſeligkeit in der Welt, und in der Einſamkeit ſey Seite 213

Glücklich iſt derjenige, der innern Frieden ſchon in die Einſamkeit bringet, die ihn ſo ungeſtört erhält 214

Zur Glückſeligkeit des Einſamen gehöret, daß er hochſchätze was die Menſchen verachten, und verachte was die Menſchen hochſchätzen 214

Könige und Fürſten haben in gar manchen Fällen keine Freunde 216

Einſamkeit gewähret den kleinſten unter den Menſchen ſo viel Vergnügen als den größten 217

Verbannte ſogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einſamkeit gefühlet 218

Verbannte müſſen eben ſo wie wir, um glücklich zu ſeyn, immer an etwas ſich anſchmiegen 218

Moritz, Prinz von Iſenburg 219

Lord Bolingbroke 220

Marcellus 223

Metellus 223

Rutilius 225

Cicero Seite 226

Große Glückſeligkeit erwartet uns in der Einſamkeit, wenn unſer Alter herannahet, und unſer Leben verfällt 228

Politiſche Karthäuſer 230

Herr von Schrantenbach 231

Comiſche Blicke im Alter auf die Jugend hinterher 232

Wie Rouſſeau ſein Alter benutzte 234

Was Petrarcha noch in ſeinem Alter war 237

Im Alter ſoll man ſich an ſeine Zeitgenoſſen nicht kehren 240

Aus ſeiner Einſamkeit muß man alsdann den Menſchen die Wahrheit ſagen 241

Unvergleichliches Urtheil über Rouſſeau 241

Große Seelen erblaſſen nicht, beym Anblick ihres Grabes 244

Maria Thereſia 244

Morgenröthe jenſeits des Grabes 245

Religiöſe Geſinnungen und Ideen vermehren alle Freuden der Einſamkeit 245

Die

Die Welt ſinket alsdann in ihrer Wichtigkeit herunter, und uns drücket viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends Seite 245

Wie Addiſon ſtarb 246

Welchen Troſt und welchen Frieden ein Leben voll Einfalt und Unſchuld giebt 246

Einer frommen Einſamkeit müſſen wir darum viele der Stunden widmen, die andere auf leere Zerſtreuungen verwenden 247

Ein Wort über hölzerne Theologie und ekelhafte Glaubensmeiſterey 248

Was du vergeſſen mußt, wenn es dein wahrer Ernſt iſt, philoſophiſch zu denken, und chriſtlich zu leben 250

Die Stunden die du Gott in der Einſamkeit weihſt, ſind die ſchönſten Stunden deines Lebens 251

So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet 253

In jedem ſtillen Augenblicke unſers Lebens, treten wir doch immer näher vor deſſen Angeſicht, dem es ſo wichtig iſt zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unſerer Lampe wachet 254

Jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unſerer Hände zu Ihm, wirket bis in die Ewigkeit Seite 255

Was uns erlaubt ſcheint von der Ewigkeit zu wünſchen und zu hoffen 256

Wir urtheilen über die Ewigkeit, wie jener Blindgebohrne über die Purpurfarbe 256

Aber in der Einſamkeit erwerben wir doch Fertigkeiten der Seele für die Ewigkeit 258

Zwölftes Capitel.

Ueberſicht des Ganzen. Reflexionen über Myſtik und Möncherey. Beſchluß.

Was ein plattdeutſcher Doctor ſagte 260

Was man von meiner Anpreiſung der Vortheile der Einſamkeit ſagen wird 261

Es war nie meine Abſicht irgend eine geſellſchaftliche Tugend bey irgend einem Menſchen zu ſchwächen 262

Alle Glückſeligkeit kann man nicht in ſich ſelbſt finden 263

Ein

Ein völlig einſames Geſchöpf iſt ein elendes Geſchöpf Seite 264

Kein gutes Gemüth kann ſich ganz von Menſchen trennen 265

Wollten wir in Büchern alles finden was wiſſenswerth iſt, ſo würden wir nichts als dürre Gelehrte, und Buchſtabenmenſchen 266

Ohne abwechſelnden Umgang mit den Menſchen und ſich ſelbſt, kann der Menſch ſeine ganze Beſtimmung nicht erfüllen 268

Was uns einmal intereſſirt, kann uns doch nicht immer intereſſiren, und wo das Herz einmal hinſtrebet, da wird es doch nicht ewig hinſtreben 270

Ein einziges Tröpfchen guter Laune, iſt mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wiſſenſchaft, und aller Ruhm auf Erden 270

Gott ſelbſt will, daß wir mit andern Menſchen in Verbindung leben 271

Eine fröliche Geſtalt und ein freundliches Gaſtmal geben der Tugend eine heiterere Miene, und der Frömmigkeit eine frölichere Geſtalt 273

Wie man ſich im Umgange betragen muß, damit die Leute von uns ſagen, wir ſeyen liebenswürdig 274

Wer auch ohne diese Tausendkünste liebenswürdig ist Seite 275

Wer mit Recht aus der Gesellschaft sich losreisset 276

Grössere Kräfte werden dort im Schlafrock ausgeübet, als hier in allen unsern Stiefeln 277

Ein Professor kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht 278

Die meiste Pedanterey findet man gar nicht in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit 279

Aller allenthalben und mitten in der Welt, wird man angerennt von juristischen und medicinischen Pedanten 279

Erzpedanterey unserer Lesewelt 281

Comisches Verhalten unserer Lesewelt gegen Leute die Bücher schreiben 283

Meine Meinung über den Umgang mit Fürsten, Grossen, und Vornehmen 285

Viele Menschen sind nicht dahin gestellt, wo sie hingehören 290

In

In mancher Absicht halten sich die Vorzüge des Weltlebens und die Vorzüge des speculativen Lebens die Waage Seite 291

Bey der größten Abneigung gegen die Menschen muß man sie doch nicht immer fliehen 294

Keinesweges will ich Misanthropie ausäen 295

Treuherzige Ermahnungen gegen den Ekel und den Abscheu, den in Deutschland der Adel vor dem Unadel, und der Unadel vor dem Adel hat 297

Wenn auch der allgemeine gesellschaftliche Umgang kein merkliches Vergnügen giebt, so giebt hingegen gänzliche Einsamkeit das höchste Misvergnügen, und den höchsten Schmerz 298

Wie man also leben soll 299

Etwas hat die Einsamkeit Vorzügliches, wegen des Muthes den sie erzeuget, und der Stärke die sie dem Charakter giebt 300

Das wechselseitige Verhalten des Adels und des Bürgerstandes in mancher deutschen Provinz erniedrigt den Menschen 302

Stärke des Charakters erlanget man zwar in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke doch nur in der Welt 304

Wohlbenutzte Einsamkeit macht indessen zu Weltgeschäften bisweilen nicht nur nicht unfähig, sondern wirklich geschickt Seite 305

Aufschub ist der Tod der Geschäfte 306

Pitt 306

Ein Minister ist freilich auch ein Mensch 307

Und doch ist zuweilen Religion wahre Erhohlung für grosse Minister im größten Drange der Geschäfte 309

Ein Minister, der religiöse Einkehr in sich selbst mit Ministerialgeschäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr seiner selbst 310

Auch Menschen in geringern Ständen können immer ihre Musse zur Stärkung und Erhebung ihres Geistes und ihres Herzens benutzen 310

Es giebt eine Kraft zum Guten, die sich in der Einsamkeit wirklich auch viel besser erhält, als in der Welt 312

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einsamkeit ihren unläugbaren Werth 312

Man-

Mancher Tugendkampf wird da vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Verſuchung wird da widerſtanden. Seite 314

Alles zuſammengenommen ſchadet Einſamkeit der menſchlichen Geſellſchaft blos durch ihren Misbrauch 315

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einſamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß ihre wahren Vortheile nur im geringſten ſchmälert und vermindert 315

Ueber das was Klopſtock von der Einſamkeit ſagt 316

Aeußerſt einſam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle geſellſchaftliche Verbindungen ſeyn 317

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigſten Abſonderung von dem Weltleben nicht im Widerſpruche 317

Alle Vortheile ländlicher Einſamkeit kann man auch mitten im Stadtleben genießen 319

Alſo hat Einſamkeit unläugbare Vortheile, wenn man ſie nur nicht misbraucht, und wenn man Ein-

Einſamkeit und Umgang vermiſchet, und abwechſelt Seite 322

Alſo liegt zwiſchen Welt und Einſamkeit die wahre Weisheit in der Mitte 323

Reflexionen über Myſtik 324

Myſtiſche Küſſe 324

Wie cokette Damen zur Frömmeley hinüber kommen, am Seidenfädelein der Liebe 325

Kerle von ausſchweifendem Dünkel, die hie und da viel Spuk und Geſchrey von Myſtik machen 327

Aechte Myſtiker ſind liebe Leute 327

Abſicht der wahren Myſtik 327

Fortſchritte in der Myſtik macht man nur auf zwey Wegen 328

Worinn alle ächten Myſtiker übereinkommen 329

Worinn ſie verſchieden ſind 331

Was die am weiteſten gekommenen Myſtiker ſagen 332

Fenelon 335

Herr

Herr von Muralt Seite 335

Mein Vater 337

Myſtik war der Menſchheit oft wahrhaftig nützlich 337

Myſtiſche Weiber beugten den Stolz aller Theologen 341

Wahre Myſtik war immer beſſer, als die gewöhnliche chriſtliche Religion, wie man ſie treibt 342

In wiefern Myſtik im Auge der Philoſophie ein tönendes Erz iſt, und eine klingende Schelle 343

Von heiligen Windbeuteln, die ſich des Morgens frühe blos für Freunde und Grundkenner der Myſtik ausgeben, des Nachmittags für Naturtheologen, und des Abends, wenn ſie beſoffen ſind, für Theoſophen 345

Reflexionen über Mönchereyn 345

Mönche ſind gewiß eben ſo gut als andere Menſchen der höchſten Tugend fähig 346

Nicht alle Anachoreten waren Phantaſten und Schwärmer 347

Manches iſt uns unrichtig aus dem Leben der alten Mönche erzählet 349

Viele Heilige der Römiſchen Kirche waren unſtreitig Menſchen von der erſten Claſſe S. 351

Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Menſch von beynahe übermenſchlicher Kraft zu allem Guten 351

Mein Lieber Landsmann, der Bruder Claus, war der ehrwürdigſte von allen Einſiedlern die jemals geweſen ſind 352

Die Klöſter werden nur durch Misbrauch ſchädlich 355

Sie könnten auf ſehr mannigfaltige Art nützlich werden 355

Wenn auch groſſe Herren nicht in allen Dingen das Beſte thun, ſo muß man doch immer dankbar ſeyn für das Große und Gute das ſie thun 356

Lob der Karthäuſer 357

Lob der Nonnenklöſter 359

Immer wird der Aufenthalt eines Mönchsklo-ſters erträglich, wenn es nur da nicht zu ſehr von kahlen Dummköpfen wimmelt 363

Wie freylich eine junge Nonne ganz anders empfindet, als ſie handelt und lebt 364

Wie ein calviniſcher Philoſoph Kloſterregel und Kloſterzwang vertheidigt Seite 365

Loh einer Katze 367

Warum es mich oft gelüſtet hat ein Mönch zu werden 368

Seelenruhe giebt es doch wahrlich auch im Kloſter 369

Einigen Klöſtern wünſche ich darum in jedem catholiſchen Lande eine ewige Dauer 370

Immer mögen die Herren Benedictiner in Bayern glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Pſalmen geſungen 371

Angenehm iſts doch, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will 373

Schattenriß eines Mönchs, der mit krankem Herzen Seelenruhe im Kloſter ſuchet 373

Mönche ſollen immer große Beyſpiele geben 376

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn ſie vor ihren Altären nicht immer nach jeder ſchönen Heiliginn ſehen, und bey der Converſation im

Beichtſtuhl nicht immer nach dem Halstuch der Sünderinn Seite 377

Geiſtliche Betrachtungen werden zuweilen für das Fleiſch gefährlich 379

Warum das Wort Keuſchheit einer jungen, ſchönen, und äuſſerſt keuſchen deutſchen Dame unausſtehlich iſt 379

Mönche werden ſich weit beſſer befinden bey einer ſanften Moral die man ausüben kann, als bey einer ſtrengen die man nicht ausübt 379

An die Beſſerung des innern Menſchen dachten die Mönche doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöſter 380

Von einem chriſtcatholiſchen Heiligen, der für die Armen Schuhe umſonſt machte, wozu er das Leder ſtahl 381

Das thieriſche Leben in Klöſtern war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöſter und Mönche 382

Die Benedictiner entwöhnten die deutſchen Bauern vom Pferdefleiſch, und lehrten ſie Lateiniſch beten 383

Aber

Aber eben ſolche Verdienſte bereiteten allmählig ihren Verfall Seite 383

Schon Baſilius verfehlte ſeinen Zweck, als er die Mönche den Städten näher brachte 384

Dominik und Franz ſind die Väter aller Bettelmönche, dieſer groſſen Umſtürzer aller Religion, dieſer Verwirrer aller geſunden Menſchenvernunft 385

Franziskaner und Kapuziner ſtellen gotteslästerlich ihren halbklugen Vater Franz unſerm Heiland an die Seite 386

Schnackſucht und Fuchsſchwänzereyen der Söhne des ſeraphiſchen Vaters Franz 387

Ein dummer Einfall von Sanct Obereit, dem Weltüberwinder 387

Fette und ſaftvolle Franciſkaner und Kapuziner machten gewöhnlich, in den Oeſterreichiſchen Staaten, die Frau zur Heiliginn, und den Mann zum Hahnrey 388

Allgemeines Verhalten der Oeſterreichiſchen Bettelmönche 389

Wie die Päbſte ſich durch die Mönche eine allgemeine Herrſchaft erwarben über die Denkart aller Völker 394

Die Erziehung der ganzen Bayerischen Nation übergiebt man itzt wieder den Mönchen S. 398

Pourquoi et comment 399

Bayerische Mönchserziehung 401

Erudition der Herren Benedictiner 406

Bayerischer Benedictinerwitz 409

Abschaffung der Bettelmönche, ist in jedem catholischen Lande der erste Schritt zur Aufklärung des Bürgers, und des gemeinen Mannes 410

Ueberhaupt scheinen die meisten Orden, und die meisten Klöster keiner dauerhaften Verbesserung fähig 411

Das Wesentliche in der Religion ist den meisten Mönchen ganz unbekannt 415

Kaiser Joseph sprach, es werde Licht 416

Kaiser Joseph hat in seinen Staaten, in wenigen Monaten, mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philosophen Deutschlands seit dem Kaiser Leopold 421

Kaiser Josephs Reformation macht alle fernere Religionsvereinigung überflüssig 423

Ewig

Ewig ſind und bleiben wir vereinigt durch Tole-
ranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um
alle etwa anders lautende Urtheile catholiſcher,
lutheriſcher, und reformirter Kaputzen S. 424

Beſchluß 425

Ueber die Einſamkeit.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einſamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele iſt das höchſte Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewähret dieſe Ruhe, wenn man ſich abſondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle ſeine Anſprüche und Wünſche einſchränket, allen Fügungen Gottes ſich unterwirft, alles mit Gelindigkeit anſieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr höret, als das Fallen des Waſſers von den Felſen herab,

das Säuſeln erfriſchender Winde, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Wie reinigen ſich unſere Gefühle, wenn die Stürme des Lebens vorüber ſind, wenn alles verſchwunden iſt was uns härmte und drückte, wenn wir nichts mehr erblicken als Freundſchaft und Frieden, Einfalt und Unſchuld, Freyheit und Ruhe. Aber wäre auch das Herz nicht ruhig, ſo blutet es doch gerne im Stillen; um ſüſſe Melankolie giebt man gerne alles übrige Erdenglück hin, die ganze Welt um eine einzige ſanfte Thräne der Liebe.

Solches Glückes iſt das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem wodurch wir die Seele erweitern, oder was ſich in ſanfte Bilder verſchmelzt. Aber zu ſolchen Vergnügungen brauchen wir nicht immer groſſe und lebhafte Kräfte; ſie ſind nicht nur Gemüthern zugetheilet die fein und ſcharf fühlen, und auf die eben darum alles Gute und alles Böſe heftig wirket. Des reinſten

Glückes

Glückes und der mildeſten Ruhe ſind auch Menſchen von kalter Natur fähig, die nicht ſo weit und nicht ſo lebhaft denken, darum in ſtarkem Ausdruck der Empfindung immer etwas Uebertriebenes ſehen, und immer glauben, man ſage Tauſend anſtatt Hundert. Nur muß man bey Vorſtellungen die man dieſen guten Leuten macht, die Farben nicht zu ſtark auftragen, nicht das helleſte Licht zur ſchwärzeſten Dunkelheit ſetzen; weil ſie ſchon eben dadurch, daß ſie das Uebel in der Welt weniger bemerken, auch fähig ſind ihr Gutes ruhiger zu genieſſen.

Groſſe Glückſeligkeit gleitet in der Einſamkeit durch die Imagination in das Herz. Der Anblick der ſchönen Natur reiſſet oft die Seele ſo ganz in ſich, und ſpannet ſo ganz alle andern Gedanken ab, durch der Wälder mannigfaltiges Grün, die vorüber flieſſenden Ströme, das ſanfte Wehen des Windes in den Bäumen, den Geſang der Vögel, und die freye Ausſicht ins Weite, daß dieſe Freyheit und dieſe Wolluſt alle Gedanken in Gefühle

verwandeln. In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt ſich alles in uns zu ſanften Empfindungen, und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken; und dieß alles durch den Zauber der Imagination.

Alles wird durch Imagination rührend und lieblich, wenn nur alles umher ruhig iſt und frey. Ach wie leicht entſagt man rauſchender Freude, und glänzender Geſelligkeit, wenn uns deucht, in jedem Lüftchen wehe philoſophiſche Melankolie, Ehrfurchtsvolle Schauer und ſüßes Entzücken, werden wechſelsweiſe erregt, durch das ſchwarze Gehölze, durch das fürchterlich abhängende Felſengebirge, und durch jede prachtvolle und erhabene Erſcheinung, vereinigt mit kleinen Ausſichten in eine lachende Landſchaft. Alle Wehmuth iſt vorüber bey ſolcher ernſthafter und doch freundlicher Rührung, und alles löſet ſich auf in lieblich träumende Ruhe. Einſamkeit, und die Stille der ganzen Natur, heben dann jeden einfachen und edlen Gegenſtand. Man empfindet alles tiefer,

unſer

unſer Erſtaunen iſt lebhafter, ſo wie unſer Vergnügen.

Längſt war ich mit dem Erhabenſten in der Natur bekannt, als ich zum erſtenmal in meinem Leben einen Engliſchen Garten ganz nahe vor Hannover ſah, und bald darauf noch einen weit gröſſern, eine Meile von da, in Marienwerder. Aber noch kannte ich die Kunſt nicht, welche elende Sandhügel durch eine neue Art von Schöpfung in eine freundliche Landſchaft verwandelt. Dieſe magiſche Kunſt dringet ſo tief in die Seele. Mit dem reinſten dabey angebrachten Naturſinn, erreget ſie alle frohen Gefühle im Herzen, alles was durch Einſamkeit, ländliche Ruhe, und Abſonderung von den Menſchen befriedigt. Mit Thränen dankvoller Rührung erinnere ich mir einen Tag aus jenen erſten Zeiten meines Aufenthalts in Hannover, in denen kein anderes Gefühl in meiner Seele herrſchte als die ſchwärzeſte Melankolie, und das fürchterlichſte Heimweh; ich kam in den kleinen Garten meines ſeligen Freundes, des Herrn

von Hinüber, vor Hannover, und weg war für diesen Tag mein Heimweh.

Der Zauber war mir neu. Noch wußte ich nicht, daß sich auf einer ganz kleinen Fläche, die Natur in solcher reizender Mannigfaltigkeit und edler Einfalt darstellen läßt. Noch hatte ich nicht erfahren, daß man auf den ersten Blick, so weggerissen werden kann von allem was uns in der Stadt drückt, zu Arcadischer Wollust, und allen Gefühlen die uns des Lebens wieder froh machen. Noch segne ich den Tag, da ich dieß zuerst erfuhr.

Diese neue Vereinigung von Kunst und Natur, die man nicht in China sondern in England erfand, gründet sich auf den reinsten und richtigsten Geschmack für das Schöne in der Natur, und auf erfahrungsvolles und durchgeprüftes Gefühl der Wirkungen einer keuschen Phantasie in das Herz. Hirschfeld, dieser grosse Mahler der Natur, dieser sanfte und liebenswürdige Philosoph, der erste Deutsche der uns dieß alles durch seine Gartentheorie itzt lehret, ward dadurch einer der größten Wohlthäter Deutschlands.

Deutsch-

Deutschengliſche Gärten giebt es freylich an manchem Orte, in denen man nie aufhören kann zu lachen, und auch dieß iſt eine Wohlthat. Oder ſollte man nicht lachen, wenn man Pappelnwälder ſieht, die kaum hinreichend wären einen Ofen auf einen Tag einzuheitzen; Maulwurfshaufen, die man Berge nennt; in Lebensgröſſe auf Eiſenblech gemahlte Menagerien von wilden und zahmen Thieren, Vögeln und Amphibien; zahlreiche und erſtaunende Brücken über Meere, die ein paar Hühner ausſaufen könnten; hölzerne Fiſche auf Canälen, in die jeden Morgen das Waſſer gepumpt wird? Dieß alles iſt weit unnatürlicher als der ehemalige elende Geſchmack (*). Aber führet mich dagegen, in dem Garten des Herrn von Hinüber in Marienwerder, jeder Blick zu

(*) Nemlich der Holländiſche. Denn der Enthuſiaſmus für das Neue, reiſſet mich doch nicht ſo weit hin, daß ich deswegen die Spuren des Edlen und Schauerlichen und Anmuthigen, in manchem uralten Franzöſiſchen Garten verkenne.

Gott, jede Aussicht zu erhabener Ruhe; sehe ich von jeder Bank dort, in freundliche, immer abwechselnde, und immer neue Gartenscenen; bin ich niemals in Marienwerder gewesen, ohne daß meinem Herzen wohl ward: o so grüble ich nicht gerne nach dem was anders seyn könnte, als es ist; und lasse mir kein Vergnügen durch kalte Geschmacksmeister weglachen.

Bilder der Ruhe, sie mögen nun durch Geschmack und Kunst erschaffen, oder wirklich in der Natur vorhanden seyn, bringen durch die Phantasie immer Ruhe ins Herz. Umgiebt mich von allen Seiten und in den angenehmsten Gestalten, sanfter Frieden; ladet ein ländlicher Aufenthalt meine ganze Seele zu sich ein; heisset er jeden quälenden Gedanken schweigen; bezaubert mich eine liebenswürdige Einsamkeit allmählig und unvermerkt mit solcher Gewalt, daß alles in mir in Gutmüthigkeit, Wohlwollen, Liebe, und Zufriedenheit mit meinem Loos übergeht: so danke ich Gott für meine Einbildungskraft, die mir zwar

oft

oft mein Leben trübt, aber die mir doch immer in der Einſamkeit einen Fels finden läßt, auf dem ich mich halte, und mit ſtillerm Schauer denke an den überſtandenen Sturm (*).

(*) Ueberaus ſchön drücket dieß ein neuer Franzöſiſcher Schriftſteller aus: il n'eſt point d'ame ſenſible qui n'ait goûté, dans la ſolitude, ces inſtans délicieux où l'homme, écartant les preſtiges du menſonge, rentre dans ſon propre coeur pour y chercher les étincelles de la vérité. Quel plaiſir, après avoir été balloté pendant quelque tems ſur la mer de ce monde, de ſe retirer ſur un rocher paiſible, pour y conſidérer en ſûreté les tempêtes et les naufrages qui s'y ſuccèdent! Heureux celui qui peut alors oublier un inſtant les vains préjugés dont ſon ame eſt remplie; les miſères de l'humanité diſparoiſſent à ſes yeux, l'auguſte vérité remplit ſon coeur d'une joie pure. Ce n'eſt que dans ces inſtans, et dans ceux qui précèdent la mort, que l'homme peut apprendre ce qu'il eſt ſur la terre et ce que la terre eſt pour lui.

heitsphantaſten, alle in ihr Vaterland verliebt, alle danken Gott für ihren Frieden, der jeden ruhig wohnen läßt unter ſeinem Feigenbaum, und bey ſeinem Weinſtock (*).

Ein zum eilen wildes, aber im Grunde doch immer gutmüthiges Volk, bewohnet die Einöden in den Alpen der Schweitz. Ihr rauher Himmel macht ſie hart und derbe, und ihr Hirtenleben, macht ſie ſanft. Ein Engländer hat geſagt, daß derjenige der den Donner in den Alpen nie gehöret, ſich auch keinen Begrif machen könne von dem Getöſe, der Wiederhohlung, und der Länge des am ganzen Horizont umherrollenden Donners in ſolchen Gebirgen (**); und darum halten wol die

(*) Der Landbau erwecket eine gewaltige Liebe für den Frieden, ſagt Plutarch; jedoch behält man dabey allen nöthigen Muth um ſein Eigenthum zu vertheidigen, und verlieret nur die Verwegenheit und Frechheit, die zur Befriedigung ihrer Habſucht andern das ihrige raubt.

(**) Mir war nicht nur das Getöſe, die Wiederhohlung, und die ſchreckliche Länge des Donners in dieſen

Klüfte, ihre herunterrauſchenden Ströme, die ſchwarzen Tannenwälder an ihren Seiten, und die ſeit Jahrtauſenden herabgeſtürzten Felſen an ihrem Fuß. Wie klopfte mir das Herz, als ich das erſtemal auf dem kleinen ſchmalen Fußſteig dieſe erhabenen Einöden hinangieng, und immer neue Berge ſah über meinem Scheitel, und Todesgefahr unter mir bey jedem Fehltritt. Aber wie bald erhebet ſich auch da die Phantaſie, wenn man ſich alleine ſieht mitten unter aller dieſer Gröſſe der Natur, und dagegen an die ganze Kleinheit menſchlicher Kräfte denkt, auf dieſen Himmelshöhen an Monarchenſchwäche.

Aus der Geſchichte der Schweitzer kann man wiſſen, daß die Anwohner dieſer Gebirge nicht Menſchen von flacher Art, und kalter oder niedriger Empfindung ſind. Kühnheit iſt ihnen angebohren, Freyheit giebt ihrer Seele Flügel, ſie zertreten Tyranney und Tyrannen. Aber Freyheit gedeyet eigentlich nur in den Alpen. Denn nicht alle Schweitzer ſind frey; aber alle ſind Freyheits-

heitsphantaſten, alle in ihr Vaterland verliebt, alle danken Gott für ihren Frieden, der jeden ruhig wohnen läßt unter ſeinem Feigenbaum, und bey ſeinem Weinſtock (*).

Ein zuweilen wildes, aber im Grunde doch immer gutmüthiges Volk, bewohnet die Einöden in den Alpen der Schweitz. Ihr rauher Himmel macht ſie hart und derbe, und ihr Hirtenleben, macht ſie ſanft. Ein Engländer hat geſagt, daß derjenige der den Donner in den Alpen nie gehöret, ſich auch keinen Begrif machen könne von dem Getöſe, der Wiederhohlung, und der Länge des am ganzen Horizont umherrollenden Donners in ſolchen Gebirgen (**); und darum halten wol die

(*) Der Landbau erwecket eine gewaltige Liebe für den Frieden, ſagt Plutarch; jedoch behält man dabey allen nöthigen Muth um ſein Eigenthum zu vertheidigen, und verlieret nur die Verwegenheit und Frechheit, die zur Befriedigung ihrer Habſucht andern das ihrige raubt.

(**) Mir war nicht nur das Getöſe, die Wiederhohlung, und die ſchreckliche Länge des Donners in dieſen

vor ungefehr zwanzig Jahren, Frankreich eine neue Einrichtung für die Schweitzertruppen in ſeinen Dienſten machte, glaubte man in dem Canton Schwyz,

verfiel daher durch das Beyſpiel der Schweitzergeſellſchaft in Schintznach, auf einen Gedanken, der vielleicht bey den künftigen Generationen dieſes Uebel nicht nur in ſeiner Wurzel vertilget, ſondern dann auch allmählig in der ganzen Schweitz, jenen todten Geiſt vielleicht wieder anfachet. Alle Jahre verſammeln ſich itzt, eine groſſe Menge Officiere in der Stadt Surſee, um den Tag der im Jahre 1386, nicht weit von dort, bey Sempach von den Schweitzern gegen den Herzog Leopold von Oeſterreich und ſeinen Adel gewonnenen Schlacht zu feyren. Den neunten Julius 1784 war dieſe Verſammlung überaus zahlreich, und zumal die Anzahl der in Franzöſiſchen Dienſten ſtehenden und geſtandenen Generale und Staabsofficiere beträchtlich. Officiere zwiſchen zwanzig und ſiebenzig Jahren, beyder Religionen, giengen Arm in Arm umher, bey dieſem herzlichen Nationalfeſte. Ihren Wein tranken ſie zwar nicht aus den Schedeln der dort herum gröſtentheils begrabenen ſechshundert und ſechs und

ſieben-

und gütig; und dieß kann ich durch Geschichte und Thatsachen beweisen.

Einer dieser Alpenbürger, der General von Reding, aus dem Canton Schwyz gebürtig, hatte von Jugend an unter der Schweitzergarde in Paris und Versailles gelebt, stieg im Dienste des Königs in Frankreich bis zum Generallieutenant, und blieb dabey immer ein Schweitzer (*). Als vor

(*) Dieß bleiben sonst gewöhnlich die in Französischen Diensten stehenden Schweitzerofficiere nicht. Anstatt ihre Landessitten zu behalten, überschwemmen sie mit Frankreichs Sitten, Denkart, und Krankheiten, die Schweitz. Auffallend ist dieß zumal in Bern, wo man bon ton und Ehbrüche, Verachtung jeder häuslichen Tugend, Verachtung der Deutschen und ihrer Litteratur, Ueberzeugung Persiflage sey Witz, und eine fast unglaubliche Unwissenheit bey einer fast unglaublichen Suffisance, mehrentheils für eine Folge der Französischen Kriegsdienste hält. Erloschen ist, gewiß schon lange, der ächte alte Schweitzergeist, zumal bey den vornehmern, polierten Schweitzern, und ihren Knechten. Man ver-

or ungefehr zwanzig Jahren, Frankreich eine neue Einrichtung für die Schweitzertruppen in ſeinen Dienſten machte, glaubte man in dem Canton Schwyz,

verfiel daher durch das Beyſpiel der Schweitzergeſellſchaft in Schinznach, auf einen Gedanken, der vielleicht bey den künftigen Generationen dieſes Uebel nicht nur in ſeiner Wurzel vertilget, ſondern dann auch allmählig in der ganzen Schweitz, jenen todten Geiſt vielleicht wieder anfachet. Alle Jahre verſammeln ſich itzt, eine groſſe Menge Officiere in der Stadt Surſee, um den Tag der im Jahre 1386, nicht weit von dort, bey Sempach von den Schweitzern gegen den Herzog Leopold von Oeſterreich und ſeinen Adel gewonnenen Schlacht zu feyren. Den neunten Julius 1784 war dieſe Verſammlung überaus zahlreich, und zumal die Anzahl der in Franzöſiſchen Dienſten ſtehenden und geſtandenen Generale und Staabsofficiere beträchtlich. Officiere zwiſchen zwanzig und ſiebenzig Jahren, beyder Religionen, giengen Arm in Arm umher, bey dieſem herzlichen Nationalfeſte. Ihren Wein tranken ſie zwar nicht aus den Schedeln der dort herum gröſtentheils begrabenen ſechshundert und ſechs und ſieben-

Schwyz, dieſe Einrichtung ſey den alten Freyheiten und Vorrechten nachtheilig, und ward böſe über die Neuerung, und ſchob die Schuld auf den General von Reding. Die Gemahlinn des Ge-

ſiebenzig deutſchen Edelleute; aber die Officiere aus Baſel brachten Wein mit, von dem Sanct Jacobs Kirchhofe. Man weiß, daß im Jahre 1444 der Ueberreſt von vierzehnhundert Schweitzern, die eine Armee von beynahe vierzigtauſend Franzoſen angriffen, auf dieſem Sanct Jacobs Kirchhofe, noch ſo lange ſich wehrten, bis ſie beynahe alle todt an der Erde lagen; denn von dieſen vierzehnhundert Männern entgiengen nur ſechszehn dem Tode, und dieſe erklärte man durch die ganze Schweitz, von Obrigkeits wegen, für ehrlos. Bey dem Einſchenken des Weins, ward die Geſchichte von jenem ſchönen Tage erzählet; und als alle gegenwärtigen Officiere die Thränen in den Augen hatten, ſtanden ſie auf, umarmten ſich alle, und ſchwuren dem Vaterlande, zur Erhaltung einer ſo theuer erfochtenen Freyheit, die nemliche Treu, und den nemlichen Muth.

Generals, die im Lande wohnte, ließ indeſſen werben. Aber die Franzöſiſche Trommel war nun einmal im Canton Schwyz verhaßt, und man ſah mit Unwillen die weiſſe Cokarde auf dem Hute eines biedern Schwyzers. Das Werben ward der Generalinn, durch den Magiſtrat verboten, um das Volk während dieſer Gährung nicht zu empören. Sie verlangte eine ſchriftliche Urkunde des Verbots; aber der Magiſtrat hatte noch nicht Muth, zu dieſem öffentlichen Schritte gegen Frankreich; und die Generalinn ließ immer werben. Nun entbrannte das Schwyzervolk, gegen das freche Weib. Man verſammelte eine Landsgemeinde, und die Frau ſtand vor den viertauſend Männern. Die Trommel, ſprach ſie, wird nicht ſchweigen, bis ihr mir ein ſchriftliches Landesverbot zuſtellet, das meinen Mann am Hofe rechtfertigt, da ſeine Leute nicht vollzählig ſind. Man gab ihr nun das Verbot, und befahl zugleich dem General, für das Intereſſe ſeines Vaterlandes am Hofe zu eifern, und zu arbeiten. Beſſere Nachrichten von Paris, erwarteten nun zwar die Män-

lande den Todesſtich zu geben! Die ergrimmte Landsgemeinde verſammelte ſich. Reding ward aufgefodert den ganzen Hergang zu erzählen, damit man recht wiſſe, wie man nun mit Frankreich ſtehe; damit nun alle Verbrechen des Landesverräthers klar werden; und damit ihm Gnade widerfahre, oder Recht. Daß itzt alle Rednerey an den erhitzten Felſenſtirnen abprellen würde, wußte Reding ſehr wohl. Alſo ſagte er kurz, und trocken: der Hergang ſey jedermann bekannt, und Er ſey unſchuldig, ſo wohl an der neuen Einrichtung, als an ſeiner Abdankung. Alſo will Er nicht bekennen, der Landesverräther, man hänge ihn auf, am nächſten Baume; man zerhaue ihn gleich hier zu Stücken! So ſchrie von allen Seiten die Wuth, und das Gethöſe ward wiederhohlet aus dem Munde von viertauſend Menſchen. Reding blieb ſtill. Ein Trupp tobender Bauren ſtieg auf die Bühne, wo Er beym Magiſtrat ſtand. Es regnete. Ein Jüngling, der Redings Taufpate war, hielt einen Schirm über ſeinem Haupt; ein Raſender zerſchmetterte die-

dieſen Schirm mit einem Prügel: unter freyem Himmel ſoll Er ſtehen, der Miſſethäter! Den Schirmträger ergriff die Wuth auch. Das hab ich nicht gewußt, daß mein Taufzeuge ein ſolcher Landsſcheim iſt; itzt muß ichs glauben; einen Strick her, damit ich ihn erwürge! Die Rathsglieder ſchloſſen einen Kreis um den General, und flehten ihn mit aufgehobenen Händen: Er möchte um Gottes Willen hervortreten, und um ſein Leben zu retten, doch geſtehen: Er habe vielleicht in Verſailles nicht hitzig genug gegen die Neuerungen geeifert, er habe alſo hierin gefehlt, und er biete zur Strafe alle ſeine Güter an, wenn man dafür nur ſeines Lebens ſchone! Itzt trat Reding hervor aus dem Kreiſe, langſam und ernſt, winkte Stille mit der Hand; und die ganze Landsgemeinde ward plözlich ſtill. Alles horchte entgegen dem reumüthigen flehenden Sündenbekenntniß, und in mancher Bruſt ſtieg die Hoffnung auf, vergeben zu können! Da ſprach der General: Ihr wiſſet, liebe Herren und Mitlandleute, daß ich zwey und vierzig Jahre dem Kö-

nig in Frankreich gedient. Ihr wisset, und viele unter euch, die mit mir waren, sind dessen Zeugen, wie manches mal ich dem Feinde entgegengieng, und wie ich vor ihm stand in mancher Schlacht; jeden dieser heissen Tage hielt ich für den letzten meines Lebens. Aber hier, vor dem Angesicht des allwissenden Gottes, der mich hört und der unser aller Richter ist, bezeuge ich Euch, daß ich an keinem dieser Tage mit dem ruhigen, freien, schuldlosen Gewissen in die Schlacht gieng, mit dem ich heute in den Tod gehen will, wenn ihr mich darum umbringen wollt, weil ich keine Untreu bekenne, die ich nicht begangen! Die Würde mit welcher der General sprach, und der Strahl der Wahrheit der ihn dabey umglänzte, besänftigte die Landsgemeinde, und Er war gerettet. Aber bald nach diesen Tagen zog er mit seiner Gemahlinn aus dem Lande. Sie gieng nach Uri, in ein Nonnenkloster; Er gieng in eine Felsenhöhle, und lebte da, ein paar Jahre, als Eremit. Indessen verrauchte der Rausch im Lande. Reding kehrte zurück, vergaß

Alles,

Alles, half und war dienſtfertig überall. Das ganze Land erkannte ſeine Rechtſchaffenheit, bereute die gegen Ihn begangenen Fehler, und um ihm Alles zu vergüten, machte man ihn zum Landammann, das iſt, zum Erſten im Lande; und, was äuſſerſt ſelten geſchieht, man beſtätigte ihn zum drittenmal in dieſer Würde.

Wild und gütig iſt alſo das Hirtenvolk in den Alpen der Schweitz. Einſamkeit und Phantaſie giebt ihm ſeine Bildung. Es iſt wechſelsweiſe gewaltthätig, und freundlich, wie ſein Clima. Aber ich geſtehe auch, daß ich doch lieber Eremit im Urnerlande ſeyn wollte, als Landammann zu Schwyz.

Macht aber der beſtändige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen, vielleicht die Schweitzer rauh, ſo gewinnt dann doch das Herz, auch da wie in allen Ländern der Welt, Sanftheit und Güte im Genuſſe ländlicher Ruhe, und beym Anblicke ſtiller Schönheit. Engländer haben geſagt, die Majeſtät der Natur in der Schweitz, ſey zu

groß und zu erhaben für den Pinsel von irgend einem Mahler. Aber zu welchem Genusse, ladet dann auch die Schweitz ein, auf ihren romantischen Hügeln, in so manchem lieblichen Thale, an den Ufern von so manchem spiegelhellen See (*); und

(*) Es war mir angenehm und erfreulich, in den Briefen über die Schweitz des Herrn Professor Meiners zu sehen, mit welchen liebenswürdigen Empfindungen dieser Philosoph, am Ufer des Bielersees gieng und saß, und wie die verschiedenen Eindrücke seine Seele in die süsseste Stille einwiegten, und gleichsam auflösten.

„Wenn ich ermüdet bin, schrieb Herr Meiners „an seinen Göttingischen Freund, oder auch Lust „habe, die mich umgebenden Gegenstände genauer „zu betrachten, so setze ich mich auf die erste die „beste Terrasse oder Mauer eines Weinberges hin, „zwischen denen man fast beständig durchgeht. Das „thue ich niemals, ohne daß ich nicht eine unbe„schreiblich süsse Gemüthsruhe empfinde. Als ich „das letztemal hieher gieng, sank die Sonne schon „gegen halb sechs Uhr hinter den Gipfel des Jura „hinab. Die dunkeln Tannen, die auf einer ge„wissen

und wie liegt da jede Schönheit Schweitzerischer Natur dem Auge näher, und erscheint in ihrer ganzen liebenswürdigen Blüte. Behagt dir der Anblick der Eiche, oder der Ulme, oder irgend eines der hochstämmigen Bäume der Wälder nicht; findest du diese Bäume nicht schön, sondern ehr-

„wissen Höhe des Berges ganz allein wachsen, die „hellern Eichen, die ihnen folgen, die noch hellern „Weinberge, zwischen welchen ich saß, und endlich „ein beträchtlicher fast immer vergrösternder Ab„schnitt des Sees, waren im Schatten; der gröf„sere Theil des Sees hingegen, das entgegengesetz„te Ufer, Nidau und Biel, und zuletzt die Schnee„berge, waren noch alle von der Sonne erleuchtet. „Ueber mir hörte ich das Geläute des Viehs, das „in mir allemal angenehme Arkadische Bilder auf„weckt, und von unten tönten mir Stimmen von „Arbeitern und Fischern, deren Nachen ich mit den „bloßen Augen kaum entdecken konnte, und dann „das sanfte beruhigende Plätschern des Sees, der „seine nicht einmal sichtbaren Wellen an das steile „Felsenufer rollte.“

würdig und majestätisch: o so bleibt dir doch die zarte Myrte, der Mandelbaum, der Jasmin, der Granatbaum, und der Traubenberg. Bedenke daß in keinem Lande der Welt, die Schönheiten der Natur reicher an Mannichfaltigkeit sind, als in der Schweitz; und daß die Landschaft um Zürich und der Zürchersee, dem angenehmsten unter allen Sängern der Natur, dem unsterblichen Geßner, seine Idyllen eingaben!

Erhabene Natur hebt, erschüttert, und schwellt das Herz, und insofern wirkt sie feyerlicher auf die Phantasie, als sanfte ländliche Schönheit, so wie die Nacht auch mehr Feyer und Erhabenheit hat, als der Tag. Kommt man von Frascati nach dem kleinen klaren See Nemi, der in einem sehr tiefen Grunde liegt, rund herum von Bergen und Wäldern so umschlossen, daß nie ein Wind seine Oberfläche bewegt, so sagt man allerdings mit dem Englischen Dichter: hier sitzet schwarze Melankolie in Todtenstille und fürchterlicher Ruhe, ihre schauerichte Gegenwart macht die schönste Natur

tur traurig, beſchattet jede Blume, und ſchwärzt jeden grünen Platz. Aber, wie öfnet ſich die Seele, wie wird alles in ihr heiter und frey, wenn man in dem Garten eines Kapuziner-Kloſters, nicht weit von Albano, grade vor ſich her, zuerſt den kleinen melankoliſchen See liegen ſieht, mit allen Bergen und Wäldern die ihn umgeben, und das Kaſteel von Gandolfo; aber dann, zur einen Hand, Fraſcati mit allen ſeinen Landhäuſern; zur andern, das ſchöne Städtchen Albano, Dorf und Schloß la Riccia, und Genſano, auf ihren Traubenhügeln; über dieſe hinweg, eine ununterbrochene Ausſicht in die Campagna; in der Mitte derſelben, Rom mit ſeiner Peterskirche; und endlich, am Ende von dieſem Allem, die Hügel von Tivoli, die Apeniniſchen Gebirge, und das mittelländiſche Meer (*).

So

(*) Eine deutſche Dame von hohem poetiſchen Geiſte, machte ihrer ſchwachen Geſundheit wegen, eine Reiſe nach Italien. Ihre Kräfte vermehrten ſich von Tag zu Tag. Aber als ſie in die hier beſchriebene

So wirket jede erhabene, und jede schöne Aussicht, auf verschiedene Weise in das Herz, bald schreckhaft und schauerigt, bald sanft und liebevoll, und mit der edelsten Ausbreitung, und immer durch erhöhtes Selbstgefühl.

Aber man darf sich, um solche Gefühle im Herzen zu erregen, nicht hinzaubern lassen nach den einsamen Oertern der Schweitz und Italiens. Jeder Deutscher, der auch nicht, wie Kleist, auf die poetische Bilderjagd geht, sondern nur geruhig mit seiner Büchse durch die Berge schleudert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz vermag. Wirft er sich auch nicht in die Unermeßlichkeit aller Wesen, um sie durchzudenken, und durchzusichten; glaubt Er, mit seiner Büchse, auch nicht Herr und Meister der Natur zu seyn, und Schöpfer und Zerstörer; hat

bene Gegend von Albano kam, wollte sie für ihre geistreichen Reisegefertten, das Entzücken das ihr diese Aussicht erregte, in Worte fassen, verlohr die Stimme, und blieb für einige Tage sprachlos.

hat Er da auch nicht Ausſichten wie Lavater, und Viſionen wie Rouſſeau: ſo giebt ihm doch der Anblick jeder anmuthigen Gegend, die beſtändige Abwechslung neuer Hinblicke ins Freye, die friſche herrliche Luft, der ſchöne Himmel, der Jägerappetit, ein Gefühl von Geſundheit, daß ihm jeder Schritt zu kurz deucht (*). Die Entfernung

von

(*) Ein junger liebenswürdiger Hannöveriſcher Beamter, erwartete ſeit einigen Jahren, unter den ſchrecklichſten Qualen der Hypochondrie, ſeinen Tod. Seine Leber war ſo verſtopft und groß, daß ſie ihm die Rippen heraustrieb, und ihm daher immer den Gedanken erregte, er habe da ein Geſchwür, das ihn tödten werde ſobald es platze. Ich verſuchte vieles zu ſeiner Erleichterung, mit wenigem Erfolge. Andere geſchicktere Aerzte verſuchten das Ihrige, eben ſo unglücklich wie ich. Endlich kam dieſer bedaurenswerthe junge Mann nach Hannover, und ſagte mir: nun möge ich ihm das Härteſte rathen was mir einfalle, es koſte was es wolle; auf der Stelle werde Er meinen Rath befolgen, denn er leide täglich Todesqual! Ich rieth ihm, gleich

von

von allem was ihn an seine Abhängigkeit, sein Haus, sein Amt, und seinen Dienst erinnert, giebt ihm eine gewisse Kühnheit im Denken, einen Ge-

von Hannover, nach dem Pfeffersbade in Graubünd-ten zu reisen, und da, nach Landesart, den Brun-nen und das Bad zu gebrauchen. Er reiste hin, blieb sieben Wochen in Pfeffers, badete sich daselbst, gemeinschaftlich und mitten unter einigen hundert Schweitzerischen und Italienischen Herren und Da-men im gleichen Bade, täglich acht Stunden; und trank dabey, jeden Morgen, fünf und dreissig grosse Gläser Pfefferswasser. Unter dieser Cur bekam er über den ganzen Leib einen brennenden Ausschlag. Er ward über und über steif, wie Eichenholz, und vermochte nicht zwey Schritte, ohne die grösten Schmerzen, zu gehen. Aber kaum war dieser Aus-schlag abgeschilfert, so erfolgte, nach der siebenten Woche, die vollkommenste Gesundheit, und die höchste Kraft. Mein krankgewesener Hannovera-ner, gieng nun nicht mehr, er flog beynahe, über Gebirge die wenige Schweitzer hinanklettern. So kam er nach Genua und Turin; und im fünften Mo-

Gedankenrausch, in dem er mit reitzenden Bildern sich umgeben sieht, in dem sein Herz trunken ist von angenehmer Empfindung.

Mit einer schönen Imagination wäre man in einem dunkeln Kerker glücklicher, als ohne Imagination in der herrlichsten Gegend. Aber auch ohne diese glückliche Imagination wirket doch die bloße Stille des Landlebens, nur der Anblick der Heuerndte, Wunder der Ruhe im Herzen. Ach wie oft ist die Glut der Freude in weiblichen Herzen verloschen, und doch erfährt die gute leidende Seele, was der zauberische Anblick der Freuden des Landmanns vermag, und wie leicht man sich mit ihm freuet; mit welcher Freyheit, mit wel-

Monat trat Er, mit der schönsten Gesichtsfarbe, vollkommen gesund, freudig, und rasch, in meine Stube in Hannover. Als er mir die Leichtigkeit seiner Glieder, nach der Cur in Pfeffers beschreiben wollte, bediente Er sich jener Worte, die ich nie vergesse, und die ich deswegen auch hier aufhebe: jeder Schritt schien mir zu kurz!

welcher Offenheit, mit welcher Milde ſie ihm die Hand giebt, und ſeine treuherzigen Reden höret; wie bald ihr dann wieder alles um ſie her intereſſant und liebenswürdig wird; wie ihre geheimſten Sympathien ſich dadurch erhöhen, ausbreiten, verfeinern. Freuden giebt es auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wiſſen was Freude iſt.

Aus entfernten Meeren und Welttheilen kam ein Franzöſiſcher Officier zurück in ſein Vaterland, und ſagte: nur auf dem Lande genieſſet man die Güter des Herzens, ſich ſelbſt, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine Freunde. In allen Stücken hat darum das Land einen groſſen Vorzug vor den Städten. Dort iſt die Luft rein, die Ausſicht lachend, das Gehen ſanft, das Leben leicht, dort ſind die Sitten einfach, und die Menſchen beſſer. Dort entwickeln ſich die Leidenſchaften ohne jemanden zu ſchaden. Wer die Freyheit liebet, hängt dort von nichts ab, als von dem Himmel. Der Geitzhals empfängt da ſich immer verneuende Geſchenke,

ſchenke. Der Krieger kann jagen, der Wollüſtige Gärten pflanzen, der Philoſoph hat den beſten Stof zum Denken in der Nähe. Ach wie rührend ſagt dieſer gefühlvolle Franzöſiſche Officier, in dieſer ſchönen Stelle ſeines Buches, mir ſo ganz aus dem Herzen: die Felder meines Geburtsortes würde ich allen übrigen vorziehen, nicht weil ſie die ſchönſten ſind, ſondern weil ich da erzogen ward. Der Aufenthalt unſers erſten Lebens hat einen verborgenen Reitz, einen rührenden, unerklärbaren Zauber, den kein anderes Glück uns ſchenket, kein ander Land uns erſetzet. Wo ſind die Spiele der zarten Jugend, jene geſchäftigen Täge ohne Vorſorge und ohne Gram? Der Fang eines Vogels erfüllte mich mit Freude Welche Luſt empfand ich, einem Feldhuhn zu liebkoſen, mich von ſeinem Schnabel necken zu laſſen, in meiner Hand ſein Herz ſchlagen, und ſeine Federn ſchauern zu fühlen! Glücklich iſt, wer den Ort ſeiner erſten Liebe wieder findet, wo dann alles von ihm geliebet ward, und wo ihm dann alles liebenswürdig ſchien; die Wieſen wo

er herumlief, der Obſtgarten den er plün derte!

Solche innige Gefühle erwecket für das ganze Leben, das Andenken unſers Aufenthaltes auf dem Lande, und unſers Herumirrens in den Einſamkeiten unſers Vaterlands. Aber auch in jedem Alter, und in jedem fernen Lande, wird unter jedem ſchönen Baume, im Stillen und Freyen die entzückte Seele mit den Worten des Predigers ausrufen: wie ſelig iſt nicht da, jedes innige reine Gefühl der Menſchheit, dieſer ſtille Genuß von wahrer, innerer, ganz von äuſſern Dingen unabhängiger Vollkommenheit und Würde! Wie viel ſeliger als jede Theilnehmung an dem betäubenden Geräuſche, an dem blendenden Schimmer der groſſen Welt! Wie viel unſchuldige, edle, menſchliche Empfindungen erwachen und äuſſern ſich da, die bey dem gewöhnlichen Gewirre von Geſchäften und Zerſtreuungen in dem Innerſten der Seele ſchlummern, und vor dem Spotte und dem Gelächter des Leichtſinnigen und des Boshaften ſich ſcheuen!

O mein Zollikofer, auf dem Lande und in dem häuslichen Leben habe ich gefühlet, was du von deiner Kanzel in Leipzig, nicht mit hölzerner und viereckter Theologie, sondern in der wahren Sprache des Herzens sagtest: der Geschäftsmann vergesse da seine verwickelten Geschäfte, schütte da seine Sorgen, wenn er sie auch nicht ganz zu verbannen weiß, in den Busen seiner Vertrauten. Von ihnen werde er da getröstet, und ermuntert. Da erweitere sich wieder sein Herz. Da erheitere sich wieder sein Angesicht. Da entfernen sich Kummer und Sorgen, bis er wieder neue Kräfte gesammelt, sie zu ertragen, oder ihnen abzuhelfen. Hier breche der Gelehrte den Faden seiner mühsamen Untersuchungen ab, und trete aus dem Labyrinthe heraus, und finde oft im Genusse der Unschuld, und der edlen Einfalt der Seinigen, mehr Wahrheit und mehr Beruhigung, mehr Nahrung für seinen Geist und sein Herz, als in aller Gelehrsamkeit und Kunst. Hier erhalte jeder den Beyfall und das Lob, die er verdienet, und erhalte sie von Personen, deren Beyfall und Lob

alles bey ihm gelten. Hier werde der Niedergeſchlagene aufgerichtet, der Fehlende zurechte gewieſen, der Träge ermuntert, der Aengſtliche beruhigt, und nach und nach verbreite ſich Zufriedenheit über Alle.

Eine Art von ſüſſer Melankolie, befällt uns zwar bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur. Zu lauter Freude ſind wir alsdann nicht geſtimmet; aber deswegen genieſſen wir nur beſſer jeden freundlichen Ruheplatz, jeden holden Schatten. Nicht ohne groſſe Vortheile für das Herz, iſt ſogar das köſtliche Nichtsthun der Italiener, die unter ihrem ſchönen Himmel arm ſind, aber nie elend; deren weiches Clima, fruchtbarer Boden, friedſame, religiöſe, und zufriedene Gemüthsart, Erſatz iſt für Alles. Ein vortreflicher und mir ſehr werther Engländiſcher Reiſebeſchreiber, der Doctor Moore, ſagt: die Italiener ſeyen die größten Faulenzer in der Welt; aber indem ſie auf ihren Feldern ſpatziren, oder ausgeſtreckt im Schatten lie-

liegen, genieſſen ſie die Heiterkeit und frohe Wärme ihres Himmels, mit einer ihnen ganz eigenen Seelenſchwelgerey. Sie rennen nie in die frechen Ausſchweifungen der Britten, nie zeige ſich bey ihnen das lebhafte und luſtige Weſen der Franzoſen, oder das unüberwindliche Phlegma der Deutſchen. Das Italieniſche Volk äuſſere eine Art von ſittſamer Empfindlichkeit für jede Quelle des Genuſſes, und ſchöpfe vielleicht einen höhern Grad von Glückſeligkeit daraus, als alle übrigen Menſchen.

Romanhaften Empfindungen und Gefühlen entgeht man, bey dieſer ſanften Entfernung von allem was uns härmet und quälet, vielleicht nicht ganz; und dieß hat bey vielen Nachtheilen auch eine ſchöne Seite. Es mag ſeyn, daß romanhafte Grübeleyen uns in die Nachbarſchaft verbotener Gegenden leiten; daß ſie uns auf einen gefährlichen Boden hinſtellen; daß ſie meiſtentheils mit dieſer oder jener böſen Leidenſchaft im Zuſammenhange ſind, und vielleicht eine ſchwindelnde

und leichtsinnige Art zu denken bey uns nähren; daß sie auch zuweilen die Seele ungeschickt machen mit Eifer und Thätigkeit vernünftigen Bestrebungen sich zu ergeben, oder an mässigen und einfachen Entwürfen des Lebens Genüge zu finden; daß auch die Seele von jener idealischen Welt in der sie zu verweilen sich verstattet, zu dem Umgange mit Menschen nicht ohne Widerwillen zurückkehret, vielleicht gar abgeneigt wird des Lebens gewöhnliche Pflichten zu erfüllen, und unfähig die Freuden desselben zu geniessen. Aber romanhafte Empfindungen und Gefühle machen fürwahr nicht immer unglücklich, denn leider so zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung ist, wird man doch nie im Lande der Wirklichkeit.

Rousseau las in seiner Kindheit eine grosse Menge Romanen, und entsagte durch die daher entstandene Liebe eingebildeter Gegenstände, und die Leichtigkeit sich damit zu beschäftigen, Allem was ihn umgab. Daher blieb ihm auch von dieser

ſer Zeit an, bis in ſein ſpäteſtes Alter, der Geſchmack für die Einſamkeit, dieſer dem Anſehen nach ſo trübſinnige und menſchenfeindliche Geſchmack, von dem Er doch glaubte, daß er von einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen herrühre, das nur aus Mangel ähnlicher Geſinnungen bey andern ſich gezwungen ſieht von Erdichtungen zu leben.

Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einſamkeit, die dem Herzen wohlthun, ohne ihm oder dem Verſtande zu ſchaden. Allenthalben wo ich geweſen bin, fand ich jemand, an dem mein Herz im Stillen hängt. Ach wenn meine älteſten Schweitzeriſchen Freunde wüßten, wie oft ſie mich itzt in ſchlafloſen Nächten unterhalten; wie keine Entfernung und keine Jahre in meiner Seele auslöſchen, was ſie mir in meiner Kindheit, in meiner Jugend, und in meinem männlichen Alter geweſen ſind; wenn ſie wüßten, wie viele gegenwärtige Traurigkeit, wie manches Ungemach des Lebens, ich bey dieſem ſüſſen Zu-

rückstaunen vergesse: so würden auch sie vielleicht sich freuen, daß ich in der Einbildung noch immer mit ihnen lebe, ob ich gleich in der Wirklichkeit für sie todt bin.

Keinen Einsamen halte man darum für unglücklich, dessen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt. Es ist doch sonderbar, daß man glaubt, ein Einsamer zehre ab, strotze von schwarzer Galle, fresse sein Herz, indem er unaussprechliche Wollust geniesset. Den guten Rousseau hielten die Franzosen für einen düstern Kautz. Das war er in einem grossen Zeitraum seines Lebens nicht. Er war es zuverlässig nicht, als er an den Herrn von Malesherbes, Sohn des Kanzlers von Frankreich schrieb: ich kanns nicht aussprechen, wie ich gerühret war, als ich sah, daß Sie mich für den unglücklichsten unter allen Menschen halten. Das Publicum wird eben so urtheilen, wie Sie, und auch dieß betrübt mich. Ach wäre doch das Glück, das ich geniesse, allen Menschen bekannt! Jeder wür-

würde eben so glücklich seyn wollen als ich, und der Frieden würde auf Erden herrschen; dann dächten die Menschen nicht mehr einander zu schaden, und keiner mehr unter ihnen wäre böse, wenn keinem mehr daran gelegen wäre es zu seyn. Aber was genoß ich denn auch, wenn ich alleine war? Ich genoß mich selbst, die ganze Natur, alles was ist, alles was seyn kann, alles Gute der sichtbaren Welt, und alles was man sich einbilden kann von der intellektuellen Welt. Ich versammelte alles um mich her, was meinem Herzen wohl that. Mein Verlangen war der Maasstab meines Vergnügens. Niemals kannte der größte Wollüstling solche Wollust; ich genoß hundertmal besser meine Einbildungen, als Er seine Wirklichkeiten.

Seelenschwelgerey ist dieß freylich; aber wer schwelgt nicht lieber mit Rousseau als mit euch? Wer entsagt nicht gerne, der Leerheit aller eurer Glückseligkeiten, eurer Urbanität und eurem Tobacksrauch, euren Spieltischen und euren Vorur-

theilen? Wer ſucht nicht lieber ein zufriedenes Gemüth und ein ruhiges Leben, in ſeinem Hauſe, in der einfältigen Natur, im Walde, an dem ſtillen See? Wer ſtrebet nicht lieber nach Vergnügungen, die das ſüſſeſte Andenken hinterlaſſen, die ſo rein ſind, ſo rührend, und ſo entfernt von euch?

Hirtenlieder ſind auch Einbildungen, aber von der mildeſten Art, und wie mir deucht, der höchſte und reinſte Ausdruck ländlicher Glückſeligkeit. Im Stillen, wo die Seele ſich ganz entbunden glaubt von allem was ſie in Städten peinigt und drückt; wo ſie frey iſt von allen erkünſtelten Bedürfniſſen, bey deren Sättigung man ſich eben ſo unglücklich fühlet, als wenn man ohne Hofnung darnach ſtrebt; wo ſie nichts liebet als die Natur, und an nichts Geſchmack hat, als an ihrer Reinheit und Einfalt: da wohnet Glückſeligkeit. Sieht und höret man nichts mehr von allem was uns ſchmerzet, lebt man in Liebe und Unſchuld mit Wenigem vergnügt, mit allem zufrie-

frieden, ſo lebt man ja in den goldenen Zeiten der Dichter, deren Verluſt ihr mit Unrecht bedauret. Liebe und Ruhe, und Geſchmack an reiner Natur, waren nicht blos den Haynen von Arcadien eigen. Ihr lebt alle in Arcadien wenn ihr wollt. Tage voll Herzensgenuß, und unſchuldige Freuden, finden ſich auf jeder beblümten Wieſe, an jeder cryſtallenen Quelle, unter jedem ſchattigten Baume.

Pope leitet den Urſprung der Dichtkunſt von dem Zeitalter her, das unmittelbar auf die Schöpfung folgte. Das erſte Geſchäft des Menſchen war die Sorge für ſeine Heerden, und alſo waren auch Hirtenlieder vermuthlich ſeine erſten Gedichte. In der Muſſe ihrer ſchönen Tage, ſuchten dieſe Hirten auch wohl einigen Zeitvertreib, und in ihrem einſamen Leben war wol keiner ſo ſchicklich wie Geſang; und in ihren Liedern nichts natürlicher als das Lob ihrer Glückſeligkeit. Dieß führte wahrſcheinlich, wie Pope glaubt, zur Erfindung der Schäfergedichte, dieſer Abbildungen

jener

jener ſtillen und glücklichen Zeiten, durch die man die Liebe alter Tugend hervorrufen wollte, um ſie ſeinen Zeitgenoſſen zu empfehlen.

Glückſeligkeit theilet ſich mit, durch ſolche Phantaſieen, und man ſegnet den Dichter der in ſeiner Glückſeligkeit andere eben ſo glücklich machen wollte, als ſich ſelbſt. Sicilien und Zürich erzeugten zwey ſolche Wohlthäter der Menſchheit. Nie findet man die Natur ſo ſchön, nie athmet man ſo leicht, nie ſchlägt das Herz ſo ſanft, nie iſt man ſo glücklich, als wenn man Theocrits oder Geßners (*) Idyllen lieſt; und dieß iſt mein ein-

(*) Geßners Idyllen hat vielleicht in ganz Europa niemand treffender beurtheilt als der unvergleichliche Blair in ſeinen Lectures on Rhetoric and Belles Lettres, London 1783. Tom. II. pag. 348. 349. wo er ſagt: „Unter allen Neuern ſchrieb niemand „Hirtengedichte ſo gut und ſo ſchön, wie Herr Geß„ner, ein Dichter in der Schweitz. Er brachte in „ſeinen Idyllen, wie er ſie nennt, eine Menge „neuer Gedanken. Seine ländlichen Scenen ma„chen

einziger Erſatz, wenn ich an alle die Freude zurückdenke, die ich von deinem Umgange dort am Fuß des Hapsburgs hatte, liebſter Geßner (*)! So

„chen oft einen tiefen Eindruck, alles lebt in ſeinen „Beſchreibungen; alles iſt möglichſt verſchönert, „und doch ohne alle Ziererey. Dieſes Dichters gröſ„tes Verdienſt iſt, daß er für das Herz ſchreibt; „ſeine Idyllen ſind voll zärtlicher Gefühle. Häus„liche Glückſeligkeit mahlt er vortreflich. Ehliche „wechſelſeitige Zuneigung, Liebe zwiſchen Eltern „und Kindern, Brüdern und Schweſtern, ſowohl „als zwiſchen Verliebten, wird unter ſeiner Hand „immer gefällig, und rührend. Weil ich die Spra„che nicht verſtehe, in der Herr Geßner ſeine Hir„tengedichte ſchrieb, ſo kann ich die Poeſie des „Styls nicht beurtheilen; aber mir deucht, in der „Auswahl der Gegenſtände, und in der Behand„lung ſeiner Idyllen, übertreffe Er alle Neuern „Schriftſteller.“

(*) Dieſer unſterbliche Dichter war immer, im engen Umgange mit vertrauten Freunden, einer der liebenswürdigſten Geſellſchafter. Meinem Herzen ward

Ach nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frey sey, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh seyn, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu gröſſerer Thätigkeit geniessen. Man müsse also dasjenige was uns auf eine unsern Kräften angemessene Weise beschäftigt, und uns erst nach Mühe und Arbeit Lohn und Genuß verspricht, immer demjenigen vorziehen, was unsere Kräfte ungebraucht läßt, uns in Trägheit einwieget, und uns Vergnügen oder Vortheile verheisset die uns gar nichts kosten.

Ruhe muß man nicht suchen in Unthätigkeit, sondern jeden guten Trieb zu irgend einer Art von Wirksamkeit augenblicklich benutzen. Wenn das Unglück der Menschen die wir lieben, immer unser eigen Unglück ist; wenn alle Schmerzen die wir sehen unsere eigenen Nerven zerreissen; wenn Mitleiden für andere in uns jede Freudenfähigkeit ver-

vergiftet, die Welt für uns mit einer melankolischen Finsterniß umziehet, alle Froheit über unser Daseyn erstücket, und uns vollends ungeschickt macht zu jeder glücklichen Geistesarbeit, und lahm zur Ausübung irgend einer Kraft; wenn wir Monate und Jahre vergeblich zugebracht haben, die grausamsten Leiden wegzuschaffen, dann, lieber Leser, müssen wir die Einsamkeit suchen; aber die Gehülfinn unserer Einsamkeit sey ein weiblicher Engel, der uns bey unserm Hinabsteigen ins Todesthal, mit Weisheit und erhabener Ruhe leitet und hält.

Bey allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine seligern Stunden, als die, da ich die Welt, und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Frühling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnsitzes Rudolfs von Hapsburg, da alleine, auf dem Rücken eines waldichten Berges unter allem möglichen Grün (*) sich

(*) Die Seite des Schlosses Hapsburg, die ich hier beschreibe, ist ungleich schöner als die Seite die man von der grossen Landstrasse von Zürich nach Bern erblicket. Von dem Traubenberge über der Stadt Brugg, auf dessen Gipfel ich gewöhnlich unter einen hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt sich das alte Hapsburg auf einem romantischen Berge über einem lieblichen Thale, frey und alleine. In diesem Thale, zwischen dem Hapsburg und der Aar, gieng ich einst mit Geßner am Ufer spatzieren. Dem unsterblichen Dichter fiel unter unsern Gesprächen ein Gedanke ein, den er nicht ausgeführet hat. Ich möchte, sagte Er, Americanische Idyllen schreiben, und du, Zimmermann, kannst mir sagen, was für Bücher mir zu diesem Zwecke behülflich wären. Indem wir beyde, langsam und glücklich, auf unserm Wege fortschlenderten, sahen wir oft nach dem

ſich erheben. Ich ſah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabſtrömt, bald durch enge Felſen ſich ſtürzet, und dann wieder ruhig und langſam durch die ſchönen Auen ſich ſchlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedſam ſich mit ihr vereinigen. In dem ſchönen blumichten Vorgrund, ſah ich die königliche Einſamkeit (*), wo die Gebeine Kaiſer

dem Schloſſe Hapsburg hinauf, und Geßner ſagte mir: ſieh, in dieſem Berge ſind alle möglichen Nüancen von Grün.

(*) Das Kloſter Königsfelden liegt eine kleine Viertelſtunde von meiner Vaterſtadt Brugg, zwiſchen der Aar und der Reuß. Die Gemahlinn des im Jahre 1308 von ſeinem Brudersſohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten, ermordeten Kaiſers Albrecht des erſten, erbaute auf dieſer Mordſtäte eine Kapelle. Die Söhne dieſes unglücklichen Kaiſers, Herzoge von Oeſterreich, ſtifteten daſelbſt im Jahre 1311 ein Nonnenkloſter und ein Mönchskloſter, die miteinander verbunden waren,

Albrechts des ersten, und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oesterreich, und so vieler von den Schweitzern erschlagener deutscher Fürsten, Gra-

waren, und die eine gemeinschaftliche Mauer umschliesset. Von diesen Herzogen von Oesterreich, und ihrer Schwester Agnes, ward dieses Gotteshaus reichlich begabt. Es wurden demselben nicht nur die Güter der Edelleute geschenket, welche an dem Kaisermord Antheil hatten, sondern auch die Güter aller Edlen, die mit ihnen in Verwandschaft standen. Die Aebtissinn erhielt die Herrschaft über alle diese Güter, und die Oberaufsicht über alle im Kloster Königsfelden versammelte Mönche und Nonnen. Der grosse Altar in der schönen Kirche daselbst, steht auf dem Platz, wo der Kaiser von Schmerzen und Schwachheit vom Pferde fiel, und den Geist aufgab. Elisabet, die Wittwe des Kaisers, und ihre Tochter Agnes, Königinn von Ungarn, endeten in Königsfelden ihre Tage, und liegen mit sehr vielen andern Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Oesterreich, da, in einer gemeinschaftlichen Gruft begraben. Auf Ansuchen eines kaiser-

Grafen, Ritter, und Edlen, in klöſterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die groſſe Stadt Vindoniſſa (*) ſtand, und

kaiſerlichen Geſandten, ward dieſe Gruft im Jahre 1738 geöfnet. Ich ſtieg, als ein Knabe von neun Jahren, mit hinunter, wandelte zwiſchen den Ueberbleibſeln aller dieſer vornehmen Leichen, und freute mich, als ich die Leiche des Herzogs Leopold von Oeſterreich fand, den die Schweitzer im Jahre 1386, in der für ſie ſo ehrenvoll geweſenen Schlacht bey Sempach, nebſt einer groſſen Menge deutſchen Adels todtſchlugen.

(*) Vindoniſſa war eine ſehr groſſe, und ſtark befeſtigte Römiſche Stadt, der Waffenplatz der Römiſchen Kaiſer gegen die Einbrüche der Alemanniſchen Völker. Sie hielten hier eine beſtändige zahlreiche Garniſon wider dieſe muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein ſetzten, und das Aargau plünderten, aller Feſtungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiſer Conſtantius Clorus gelang es jedoch die Alemannen im Jahre 297, in dieſer Gegend, zwi-

die Ruinen, auf denen ich so oft, in stiller Betrachtung, über die Vergänglichkeit menschlicher Grösse saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend (*) erhuben sich über anmuthige

zwischen dem Rhein und der Aar zu schlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die Römische Macht in diesen Gegenden fiel, ward Vindonissa von den Alemannen erobert und zerstöret. Indessen scheint es, man habe Vindonissa zum zweitenmal wieder aufgebaut, denn unter der Fränkischen Oberherrschaft ward ein bischöflicher Sitz daselbst errichtet, und bey nochmaliger Zerstörung, gegen das Jahr 579, nach Constanz verleget. Auf den Trümmern dieser grossen Römerstadt, wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windisch und von Altenburg, die Stammenherren der Grafen von Hapsburg. Von aller dieser Herrlichkeit ist itzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denselben meine kleine Vaterstadt Brugg, nebst den Dörfern Altenburg und Windisch.

(*) Schweitzer brauchen wahrlich für Leute die im Sand und in der Heide wohnen, die Farben nicht

zu

muthige Hügel, alte Schlöſſer, und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen dieſen groſſen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich ſtand, über die

zu dick aufzutragen, wenn ſie etwa zu verſtehen geben möchten: auch die Schweitz ſey ein ſchönes Land! Will man jedoch ihnen nicht glauben, ſo muß man Engländer über die Schweitz urtheilen hören, die, im Grunde, noch unendlich mehr Nationalſtolz haben, als die Deutſchen. Nachdem der berühmte Engländiſche Reiſebeſchreiber Pococke die ſchönſten Länder der Erde geſehen, ganz Griechenland, Kleinaſien, Conſtantinopel, Sicilien und Italien, kam er in die Schweitz nach Windiſch, Königsfelden, Brugg, und Hapsburg. Er ſagt, die Lage von Windiſch ſey eine der ſchönſten, die Er kenne (Windish is one of the fineſt ſituations I have ſeen); und von dem Schloſſe Hapsburg: es habe eine ſchöne Sommerlage, und die herrlichſte Ausſicht über ein ausnehmend ſchönes Land (The caſtle of Hapsburg is a very fine ſummer ſituation, commanding a glorious view of a moſt beautiful country).

Weinberge herab, tief zu meinen Füſſen auf meine kleine reinliche Vaterſtadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenſter in meinem Hauſe. Wenn ich dieß alles ſah, fühlte, überdachte, und verglich, dann ſprach ich zu mir ſelbſt: Ach warum ward doch meine Seele ſo enge, mitten unter ſo vielen Veranlaſſungen zu groſſen Gedanken? Warum ward mir da doch der ſchöne heitere Winter ſo trübe? Warum hatte ich da, ſo viele Langeweile, ſo viel Unluſt, ſo viel Gram; da ich doch itzt, bey dieſer ſchönen Ausſicht, nichts empfinde als Liebe und Ruh, und alle ſchiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergeſſe? Warum iſt dieſes kleine, hier zu meinen Füſſen zuſammengepreßte Häuflein von Menſchen, ſo unruhig, ſo uneinig? Warum lebt da manche gute Seele ſo verſcheucht? Warum iſt da der Regierende ſo groß, und der Regierte ſo klein? Warum iſt da ſo wenig Freyheit, Keckheit, und Selbſtgefühl? Warum iſt da der eine ſo ſtolz, und der andere ſo demüthig und zerſchlagen? Warum iſt da, bey ſo vieler angebohrner

Gleich-

Gleichheit, ſo viel Stolz und ſo viel Neid da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zuſammen vereinen in einen Geſang zum Lobe unſers Schöpfers? Dann ſtieg ich immer vergnügt und friedſam von meinem Berge herab, machte den Regenten meiner Vaterſtadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt dieſe ſelige Stimmung der Seele, bis ich wieder die ſchönen Berge, und das lachende Thal, und die friedſamen Vögel, unter den Menſchen vergaß.

Ländliche Einſamkeit ziehet alſo ab, von allem was uns an den Menſchen misfällt; verändert oft die bitterſten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt ſo manche hohe Begeiſterung und ſo manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt ſo manches Herz von laſterhaften Neigungen beym Anblick der ruhigen Natur; macht ſo gutmüthig, liebreich, offen, zu-

traulich; hilft immer weit beſſer fort auf jedem guten Wege: wenn man nur ſeine Leidenſchaften zu guten Zwecken leitet, und mit ſeiner Imagination nie ins Schwarze ſieht.

Etwas ſchwerer iſt freylich dieß alles in ſtädtiſcher Einſamkeit. Es ſcheint zwar leicht, auch da in ſeiner Kammer ſich über alles wegzuheben was uns umgiebt. Aber wenige haben dieſe Kraft; denn ſobald man zu Hauſe in dem Laufe ſeiner Gedanken oft von äuſſerlichen Dingen genecket, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, ſtürzen auch, auf allen Gaſſen und in allen Geſellſchaften, traurige Gefühle ſchnell und unverſehens das Herz in Unmuth, und ſchwächen den nie genug gehobenen Geiſt.

Rouſſeau war immer äuſſerſt unglücklich in Paris (*). Dieſer groſſe Geiſt ſchrieb zwar auch da

(*) Je puis dire, ſagt Er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut embloyé qu'à y chercher des reſſources, pour en vivre eloigné.

da groſſe Dinge; aber ſobald er auf die Gaſſen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geiſt verließ ihn; und der groſſe Herzenskündiger, der durchſehende Philoſoph, der glänzende Schriftſteller, ward beynahe kindiſch.

Auf dem Lande geht man heroiſcher, und zumal mit mehr Gelaſſenheit, und Freundlichkeit von Hauſe. Hat da der Einſame in ſeiner Kammer ſich müde gedacht, o ſo findet er, unter freyem Himmel dann allenthalben Ruhe, und auf jedem Spatziergange nichts als Vergnügen. Da reicht Er jedem der ihm begegnet die Hand; da liebet Er alle Menſchen, die er ſieht, und wird von allen, die ihn ſehen, geliebet. Da ergieſſet ſich nirgends ſeine Galle. Nirgends hebt ſich da, vor einem dicken adelſtolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in ſeinen Knochen. Keine vornehme Affe jagt ihn da mit ihrer Kutſche zu Boden. Da ärgert er ſich über keine hochadeliche Hure, und über keine ſtiftsmäſſige Gans.

Aber

Aber auch in Paris, und in jeder Stadt in Deutſchland, hätte ein vom Tumult des Lebens ſich abſondernder Menſch, nie ſolche Gefühle, wenn er im Frieden lebte mit ſeinem Herzen, und wenn ſeine Nerven nicht krank wären. Beydes macht uns zum Spiele unmännlicher Leidenſchaften. Mit ſchwachen Nerven ſchauert uns überall und allenthalben die Haut.

Friedſam gleiten unſere meiſten Tage vorbey, auch bey einer ſchwachen Leibesbeſchaffenheit, auch zwiſchen dem größten Menſchengewühle, auch beym Anblick der abſcheulichſten Geſichter, wenn wir nur im Frieden leben mit uns ſelbſt. Unſere Leidenſchaften ſind die ſanften Winde, mit denen der Menſch ſein Schiffchen durch den Ocean des Lebens treiben ſollte. Leidenſchaften allein, ſetzen die Seele in Bewegung; aber wenn ſie ſtürmiſch werden, ſo kommt das Schiffchen in Gefahr, und verſinket. Entfernet man nur jedes ſträfliche Verlangen, ſo unterwirft man ſich auch leicht dem Verdruß und dem Kummer. Man

ver-

vergeſſe darum das Vergangene, grüble nicht an der Zukunft, grüble nicht an irgend etwas von ſeiner Lage, das beſſer ſeyn könnte als es iſt. Alles iſt immer beſſer als wir glauben. Zufriedenheit kommt nicht von dem was ihr heftig wünſchet, denn wenn ihr es auch erlanget, ſo ſeyd ihr doch unzufrieden. Alles Vergnügen fängt in uns ſelbſt an, in dem ernſtlichen Willen das Gute zu kennen und zu ſuchen, und ſo klein es auch ſeyn mag, zu genieſſen.

Alſo kommt Ruhe in der Einſamkeit, nicht nur aus läſſigem Hinſtaunen und Hinkucken ins Freye. Wer ohne Arbeit, ohne einen groſſen und feſten Lebenszweck, in der Einſamkeit glücklich ſeyn wollte, würde auf ſeinem Landhauſe gähnen wie in der Stadt, und es wäre da ſeiner Seele heilſamer, den ganzen Tag Holz zu ſpalten, als den ganzen Tag da in Stiefeln und Sporen zu lungern (*). Wer aber in der tiefſten Einſamkeit,

(*) Lungern iſt ein Niederſächſiſches Wort, das völlig mit dem Engliſchen lounge (faulenzen) übereinkommt.

Schauerichte Einsamkeit bringt auch Ruhe, durch Arbeit. Der Kaiser von Japan schickte ihm misfällige Grosse seines Reiches, nach der Insel Fatsisio. Die Ufer dieser sonst unbewohnten Insel sind von erstaunender Höhe. Sie hat keinen Hafen; sie ist unfruchtbar, und so unzugänglich, daß die Verbannten, oder die dahin gebrachten Lebensmittel, nebst den Schiffen, durch einen Kran müssen in die Höhe gezogen werden. Das ganze Geschäft dieser Unglücklichen, bestehet an diesem traurigen Orte darin, daß sie seidene mit Gold gewirkte Stoffen von der höchsten Schönheit verfertigen, die man auch deswegen in Japan niemals an Fremde verkauft. Bey dem Kaiser in Japan, möchte ich eben nicht in Ungnade fallen, aber ich glaube doch, daß auf der Insel Fatsisio mehr innere Ruhe sich findet, als bey ihm und an seinem ganzen Hofe.

Zusammenraffen müssen wir Alles, was nur einen Funken von Ruhe in die Seele bringet. Aber wir müssen nicht verlangen, daß ein unvergäng-

gängliches Feuer daraus entſtehe, ſondern nur dafür ſorgen, daß der letzte Funke nie auslöſche. So findet man auf dem Lande, Ruhe die von den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen.

Wer ſitzt dort, in eurem Speiſeſaal bey Hofe, ſo vergnügt wie Rouſſeau bey ſeinem Butterbrodt? Ich kam zurück, ſagt Rouſſeau, von meinen einſamen Spatziergängen, mit kleinen Schritten, etwas müdem Kopfe, aber mit vergnügtem Herzen. Bey meiner Zuhauſekunft ruhete ich angenehm aus, hielt mich an den Eindruck der Gegenſtände, aber ohne etwas andres zu denken, mir einzubilden, oder zu thun, als mich blos dem Gefühle der Ruhe, und des Glückes meiner Lage zu überlaſſen. Vor meinem Hauſe fand ich mein Eſſen. Ich aß mit großem Appetit, in meiner kleinen Wirthſchaft. Kein Bild der Dienſtbarkeit und der Unterwürfigkeit, ſtörte das Wohlwollen, das uns alle verband. Mein Hund war mein Freund, nicht mein Sclave; wir hat-

ten immer den nemlichen Willen, aber er gehorchte mir nie. Meine Frölichkeit war am Abend der Beweis, ich sey den ganzen Tag alleine gewesen. Ganz anders war ich, wenn ich Gesellschaft gesehen hatte; selten mit andern zufrieden, und niemals mit mir selbst; am Abend immer mürrisch und stumm; meine Haushälterinn machte diese Anmerkung, und seitdem sie mir das sagte, gab ich auf mich selbst acht, und fand es immer so. Endlich nachdem ich noch ein paar Gänge in meinem Garten gemacht, oder ein Liedchen bey meinem Clavier gesungen, fand ich, in meinem Bette, eine Ruhe des Körpers und der Seele, die noch hundertmal süsser war, als selbst mein Schlaf.

Die Natur und ein ruhiges Herz, sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedsames und von bösen Leidenschaften freyes

freyes Herz ihm sein stilles Opfer bringet. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Würmer nicht wollen in Mauren einschliessen. Er sieht uns allenthalben ins Herz, und höret allenthalben, auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllet; aber auch keine Stäte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur, das Herz bey jedem Blicke entzücket, und alle unsere Empfindungen zerschmelzet in Bewunderung, Liebe, und Ruhe.

Ohne die innigste Rührung erinnere ich mir nie, die grosse und unaussprechlich herrliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der Zinne des Daches von seinem damaligen Wohnhause, wo Er gebohren und erzogen ist, bey der schönsten Witterung fast mit eben der Empfindung gieng und saß, wie mein geliebter Brydone auf

dem Gipfel des Aetna (*). Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bey diesem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach ward mir begreiflich, wie Er, mit einem so unbewölkbarfrohen Gefühle seines Daseyns und seiner Kräfte, umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus, in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort so demüthiglich, wegen

(*) Brydone sagt: „es schien, so wie wir über die „Wohnungen der Menschen erhaben waren, als „blieben alle niedere und gemeine Empfindungen „zurück; als legte die Seele, da sie sich den äthe„rischen Regionen näherte, ihre irdischen Leiden„schaften ab; und als empfienge sie schon etwas „von ihrer unveränderlichen Reinheit.

gen ſeiner unverſchuldeten und wenigſtens nach den Geſetzen unvertilgbaren Exiſtenz, um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie Er der höchſten und unerſchöpflichſten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig ſeyn kann, welchen ſein bloſſer Name eine Aergerniß iſt; die höchſt ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm ſehen; die in eine peinliche Herzenslage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm ſagt, und etwas unerweislich Böſes von ihm ablehnt; die jede zu ſeinem Vortheil ſprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn ſchändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaſchen; denen ſeine Ehre eben ſo ſchmerzhaft iſt, als ihnen ihre eigene Schande; denen ſeine Schande ſo lieb iſt, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles Unglück iſt, was ihnen Glück für Lavater ſcheint; denen alles Glück iſt, wo-

von sie wähnen, es sey Lavaters Unglück; die alles Gute, das sie von ihm wissen, geflissentlich verschweigen; die sich ein Fest daraus machen, seine Fehler zu vergrössern, und mit sichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weise zu verbreiten; die aber dann doch sich selber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals seinen Ruhm erweitern, indem sie sich befleissen denselben zu vernichten; die jeden unpartheyischen Fremdling sogar, aufs Aeusserste spannen ihn persönlich zu prüfen, und dann gewöhnlich den schneidenden Aerger haben, daß Lavater von dem Fremdling ganz anders gefunden wird, als die scharfgeschnittenen Federn und Zungen seiner hochverehrten und vielgeliebten Herren Unfreunde in Zürich ihn darstellen (*).

Noch

(*) Es ist allgemein in der Schweitz bekannt, daß anitzt eben so viele vornehme deutsche Herren und Damen, jeden Sommer, ihrer Herzensangelegenheiten wegen zu Lavater nach Zürich reisen, als vor-

Noch ruhiger und ſchöner als Lavater, und mitten unter allem was die Schweitz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhabenes, Anmuthiges, und Reitzendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt. Erhaben und ſanft, wie die Natur die ihn umgiebt, iſt ſeine Seele. Sein Haus iſt ein Tempel der Geſundheit, der Freundſchaft, und jeder

vormals Vornehme aus ganz Europa, ihrer Geſundheit wegen zu Michel Schuppach nach Langnau, und von jeher zu Tiſſot nach Lauſanne. Aber mir iſt es ganz unbegreiflich, daß man dieß in Zürich ſo unausſprechlich übel nimmt. Zürich iſt bekanntlich eine ſehr beträchtliche Handelsſtadt, alſo eine Stadt in der man rechnen kann. Deſſen ungeachtet iſt der republikaniſche Neid in Zürich ſo groß, daß man dort gar nicht berechnen will, ob dieſe Wallfarthen nach Lavater, als ein bloſſer Handlungszweig betrachtet, für Stadt und Landſchaft Zürich nicht eben ſo nahrhaft ſeyen als alle dort fabricirten Kappen und Strümpfe.

milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt, da wo der Zürchersee durch zwey hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefehr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten, ist der nicht völlig eine Stunde breite See begrenzet durch das in milden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Feldern, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser, und Hütten.

Ein grosses, herrliches, unerschöpfliches Amphitheater, das noch kein Mahler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öfnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führet hie und da, auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet

bet ſich weiterhin, in einem halben Zirkel, das unerſchöpfliche Amphitheater. Im nächſten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hüglichte Landſpitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerſtreute Häuſer; dann höhere Berge, fruchtbare Alpen in immer gröſſern in einander gewundenen Formen, helleblau und dunkelblau gefärbt; hinter dieſen Alpen ſteigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felſenhäupter. Südwerts öfnet ſich das Amphitheater; und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein ſolcher Anblick neu, rührend, und unvergleichbar.

Berge ketten ſich wieder von Süden nach Weſten; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter dieſen ſind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen beſetzt, in Gärten von Korn und Gras,

mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Strassen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen, und bemahlt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spatziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattigte Wälder, und allenthalben die Aussichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und jeder Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise, und tief, seinen Athem hohlt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde, ist benutzet, bepflanzet, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwey Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringet, so frey und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes lauft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstrasse, auf der seit Jahrhunderten beynahe täglich eine Menge Pilgrime

me nach dem Kloſter Einſiedlen gehen. Aus Zimmern und Gärten ſieht man ſüdwerts, vor ſich den groſſen majeſtätiſchen Ezelberg; ſein Haupt bedeckt ein ſchwarzer Wald, ſein Fuß iſt nur eine Stunde entfernt von dieſen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer ſchönen Kirche, und auf dieſer Kirche ruhet, an jedem ſchönen Abend, die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürcherſee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in deſſen Waſſer ſich die Ufer ſpiegeln, oder deſſen Wellen, durch ſanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenſtern, oder athmet man einſam im Garten erfriſchende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerſtraſſe über den See hinzeichnet, ſo höret man, mitten unter dieſer Todtenſtille, doch jenſeits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken;

Glocken; höret des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; höret von ferne, den Kahn des langsam herbeyrudernden Schiffers, sieht wie Er in der feurigen Heerstrasse fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummet nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bey der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erdschöpfung? Aber hier am Zürchersee, zu Richterswyl, bey dem lieben und grossen Arzte, ist Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum, ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt an Tischen von inländischem Holz, und speiset sich und seine Freunde aus Gefässen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine grosse Sammlung gemahlter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert

heitert die kleine Celle, wo dieſer Edle ſchläft und ruhet, und wecket ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beym Erwachen begrüſſet ihn das Girren der Turteltauben, und der frühe Morgengeſang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm ſchliefen.

Die erſte Morgenſtunde und die letzte Abendſtunde ſind ſein. Alle übrige Minuten widmet Er der groſſen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich beſuchen. Sein wohlthätiger Beruf verſchlinget ſein ganzes Leben; aber er iſt auch ſeines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung ſeines Herzens. Kommt das Volk aus den gebürgigten Cantonen der Schweitz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darſtellung ſeiner Noth, traut es Ihm zu, daß er Alles ſehe und wiſſe, beantwortet es jede Frage einfältig, treu, und offen, behorcht es jedes Wort, faſſet es jeden Rath auf wie Goldkörner, und gehet dann von Ihm, ſehnend, getröſtet, voll Hofnung, und

guter

guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedlen, wieder weg: o so ist er, am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäurinn, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer; drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruffet sie, Jesus Maria, wie war mein Mann so schlecht als ich heim kam, und nun ists in zwey Tagen so viel besser; ach wie seyd ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe seyn muß, in der Stunde, da Er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweitz beschaffen, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, der Doctor Hotze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgröfse und Erfahrung in einer Reihe steht, mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So flieſſen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebet zwar täglich nur zwey Stunden

den einsam, aber desto wohlthätiger für unzählige Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geist ruhet nie, aber Himmelsruhe wohnet in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte Er an Höfen nicht gefunden (*). Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber Leser, wer du auch seyn magst, wenn du auch nicht auf einem so schönen Erdenfleck wohnst, nicht bey meinem lieben Doctor Hotze zu Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloster bey Albano, nicht in meines Königs Hause zu Windsor.

Glück-

(*) Herr Doctor Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Marggrafen von Baden in dem schönen Carlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem grossen und mächtigen deutschen Fürsten den Auftrag, ihm die Stelle seines ersten Leibarztes, nebst vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweytausend Thaler anzubieten.

Glücklich iſt jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück iſt leicht, zu Richterswyl am Zürcherſee; aber auch leichter als ihr glaubt, in der Kammer da ich dieſes Buch über die Einſamkeit ſchreibe, wo ich ſeit ſieben Jahren nichts ſehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend die ihr zur Seite geht, bey äuſſerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedſam wird man auch nur bey dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wieget uns ſo leicht in Sanftmuth ein, denn ſich ſelbſt hat man mehr Urſache unter den Menſchen zu fliehen, als die Menſchen. Friede mit ſich ſelbſt, iſt Friede mit der ganzen Welt. Bey ruhigem Herzen, betrachtet man Menſchen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen

fühlen lernt man, in ländlicher Einsamkeit, die Menschen lieben. In klösterlicher Einsamkeit lernt man, unter Fasten und Frieren, mitternächtlichem Chorgeschrey, und tausend widerlichen und ärgerlichen Gefühlen die Menschen hassen. Entzücket uns die ganze Natur umher, überfliessen wir von Wohlwollen, dann fehlet uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum, unter gleich gestimmten Seelen, auf dem Lande unaussprechlich vermehret. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz, würden allem zur Seite gehen was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man sich aus dem Schoße ländlicher und häuslicher Glückseligkeit, gegen seinen Willen weggerissen sähe in den Pallast einer Königsstadt, und in das schale Leben, wo man nichts thut, als spielen und gähnen, Langeweile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreissen (*).

Wahre,

(*) Frau von Maintenon schrieb an die Frau von Cay-

Wahre, innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen doch nirgends ſo gut wie auf dem Lande. Rouſſeau ſagte darum den Menſchen in Städten ſo herzlich: das Landleben habe Vergnügungen von denen ſie nichts wiſſen; dieſe Vergnügungen ſeyen weniger abgeſchmackt, weniger grob, als ſie glauben. Auch da könne Geſchmack, Wahl, und Niedlichkeit herrſchen. Ein Mann von Verdienſt, der mit ſeiner Familie aufs Land ſich begebe, und ſein eigener Pächter werde, ſehe da ſein Leben eben ſo ſanft hinflieſſen, als ihr auf euren Aſſembleen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reitzende Frau ſeyn, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit

lus, aus Verſailles: Nous ménons ici une vie ſinguliére. Nous voudrions avoir de l'eſprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entierement. On joue, on baille, on s'ennuye, on ramaſſe quelque miſere les uns des autres, on ſe hait, on s'envie, on ſe caraſſe, et on ſe dechire.

weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böſe in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einſamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten haſſet man die böſeſten Menſchen nicht, ſobald man ſie nicht ſieht. Nur im Gewirre des geſellſchaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der Subordination, iſt das beſtändige Anprellen des Wahrheitſinns und der Vernunft gegen befehlende Dummheit, die ergiebige Quelle, aus der ſo vieles Elend über das menſchliche Leben ſtrömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menſchlichen Geſellſchaft; beſtreuen jedem, der mehr Verſtand hat als ſie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Misnuths, des Aergers, und der Thränen. Wie mancher Biedermann bey Hofe, wie mancher brave und geiſtvolle Officier, wie mancher vernünftiger und armer Teufel im Amte, wäre

darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe so wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beym Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, die Ansehn und Einfluß hat, wird insonderheit dadurch schädlich und gefährlich, weil sie alles in der ganzen Stadt so klein machen will als sie selbst ist, weil sie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil sie jeden Menschen immer gerade für das Gegentheil von dem hält was er ist, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weisse immer schwarz. Freye, offene, und rechtschaffene Menschen, müssen, wenn sie angesehener Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben so gut kennen, wie der

Fuchs

Fuchs bei Saadi dem Indianiſchen Fabeldichter. Jemand ſah einſt einen Fuchs eiligſt nach ſeinem Loch laufen, ſagt Saadi; und fragte ihn, warum ſo ſchnell? Haſt du etwas übles begangen, und fürchteſt du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, ſprach der Fuchs, mein Gewiſſen iſt rein; aber eben hörte ich die Jäger ſagen, ſie möchten wol ein Kameel haben, ſie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtſchaft führen. Ey was kümmert dich das, du biſt ja kein Kameel? Lieber Gott, ſagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte, und ihnen ſagte, da läuft ein Kameel, ſo würden mich die Kerle fangen und krumm ſchlieſſen, und keiner würde unterſuchen: ob ich auch wirklich das Thier ſey, wofür jener mich angab!

Der Fuchs hatte recht. Wären aber auch die Menſchen eben ſo böſe als dumm, oder auch nur böſe aus Neid, und entgienge ich deswegen nirgends ihren Schnäbeln und Pfoten, und wäre

ich ihnen ein immerwährender Dorn im Auge, weil sie glaubten, ich habe mehr Glück als sie: so würde ich doch durch nichts in der Welt mich an ihnen rächen, als nur dadurch, daß ich ihnen zeigte, mir sey kein Mensch auf Erden ein Dorn im Auge.

Kein Mensch ist ein Dorn in dessen Auge, der nicht mehr will, als er hat. Die lieblichen Aussichten auf Einfalt, Ordnung, und Ruhe, die in der Einsamkeit unsern Blicken sich öfnen, schützen gegen jede unmässige Begierde. Im steten Umgange mit uns selbst, erfahren wir gar zu gut, wie manches Verdienst uns mangelt, und wie viel weniger wir doch im Grunde werth sind, als man glaubt. Alles was uns Gutes widerfährt, alles Glück das wir haben, scheint uns darum unverdient; und eben darum ist es unmöglich, daß wir traurig seyen über irgend eines andern Menschen Glück. So entstehet Gelindigkeit, bei dem aufrichtig und redlich mit sich selbst lebenden Menschen, aus dem Nach-

denen

denken über seine eigenen Mängel, und aus der richtigen Beurtheilung der grössern Verdienste anderer Menschen, die vielleicht in den Augen derjenigen, die in der Welt Verdienste lohnen, weit weniger gelten als Er.

Meine Tage hätte ich in den liebenswürdigen Einsamkeiten von Louisiane endigen mögen, sagt ein Französischer Geschichtschreiber dieses Landes, fern von Weltgewühl, Geitz, und Trug. Da geniesset man tausend unschuldige und sich immer verneuende Freuden; da entgehet man jeder üblen Nachrede, der Klatscherey, der Scheelsucht, der Verläumdung, und dem Neide. Auf diesen lachenden unabsehbaren Wiesen, sieht man, mit Erstaunung über die Güte des Schöpfers, so viele verschiedene Thiere friedsam umhergehen; da erfüllen so viele Vögel die Büsche mit ihrem Gesang; da laden so viele Wunder der Natur ein zu stiller Betrachtung.

Aber mir deucht, wo man seine Augen in Deutschland hinwende, gebe es wahrlich, in je-

dem stillen Hause wie in den Einsamkeiten von Louisiane, weit mehr wahre und reine Freuden, als in der grossen und glänzenden Welt. Der emsige Bürger, ist des Abends nach seiner redlich vollbrachten Arbeit, mit seiner Gattinn und seinen Kindern, so ruhig und neidlos wie kein Hofcavalier. Läßt dem Manne in Geschäften die Welt, lassen ihm seine Mitbürger, nicht die Gerechtigkeit, nicht die Achtung und Ehre widerfahren, die er verdient; wird ihm sein Diensteifer, werden ihm seine Wohlthaten, mit Kaltsinn und Undank vergolten; wie bald wird Er diesen Mangel, diese Leiden vergessen, wenn er in den Schos der Seinigen zurückkommt, mit offenen Armen und Herzen von ihnen empfangen wird, und in ihrer Mitte das gilt was er wirklich ist, den Beyfall und das Lob erhält, die Er wirklich verdient, und den ganzen Werth ihrer Liebe und Zuneigung empfindet! Hat aller Schimmer der grossen Welt, aller Glanz des Hofes, aller Triumph der Hoheit und Macht, sein Herz kalt gelassen; hat ihn dort das Schauspiel der Verstellung,

lung, der Argliſt, der Falſchheit, der kindiſchen Eitelkeit ermüdet und erbittert; wie bald wird ſich in dem Kreiſe ſeiner Geliebten ſanfte Wärme durch ſein ermattetes Herz verbreiten, wie bald werden ſüſſere edlere Empfindungen daſſelbe wieder erheben, wie bald werden ihm die Wahrheit, die Offenheit, die Redlichkeit, die Unſchuld, die da leben und lieben, wieder mit der Menſchheit verſöhnen! Genöſſe Er hingegen eines noch ſo glänzenden Glückes, wäre Er dort Liebling der Miniſter und der Groſſen; wäre Er der Liebling der Damen, der Tongeber in den feinſten Geſellſchaften; wäre Er ſelbſt groß und reich; herrſchte Er über noch ſo viele andere, aber ſeine Wohnung wäre die Wohnung der Zwietracht und der Eiferſucht, und ſein häusliches Leben verweigerte ihm die Ruhe, die es dem Weiſen und Guten gewähret, wie wenig würde ihm jenes äuſſere blendende Glück dieſen weſentlichen innern Mangel erſetzen!

Dieß ſind meine Geſinnungen über die Vortheile der Einſamkeit, zu unſerer Ausſöhnung

mit den Menschen und der Welt, aber dieß sind nicht meine Worte. Es sind die Worte eines öffentlichen Lehrers meiner Religion und meiner Theologie, aber nicht einer Religion die herrschen will, nicht einer Theologie die von dem Herzen abprellt. Es sind Worte aus seiner unvergleichlichen Predigt über häusliche Glückseligkeit, die, wie alle Predigten von Zollikofer, alle Menschen lesen sollten.

Einsamkeit schützet gegen den Spott der Leichtsinnigen, sagt eben dieser grosse Religionslehrer, gegen die unverdiente Verachtung und das liebloſe Urtheil des Neides, gegen den traurigen Anblick der Thorheiten, der Verbrechen und des Elendes, die so oft den Schauplatz des geschäftigen und des geselligen Lebens verunstalten; sie löschet das Feuer jeder bösen wilden Leidenschaft in uns aus, und befestiget den Frieden in unserer Brust. Was mein geliebter Zollikofer sagt, habe ich erfahren. Wenn meine Feinde glaubten, gewisse kleine und erbärmliche Vorfälle trü-

ben

ben mir das Leben; wenn man mir erzählte, wie ſie ſich über dieſe Vorfälle innig freuten auf ihren Gelagen; wie ſchöne Damen ſogar hüpften und trippelten, und ſich im Kreiſe um denſelben verſammelten, der ihnen ſagen konnte, wie man mich geſchmähet habe, und noch ſchmähen wolle, ſo ſagte ich zu mir ſelbſt: hätten mir auch alle meine Feinde und Feindinnen tauſendfachen Tod geſchworen, was würde mir das ſchaden? Was beweiſen Epigrammen, Neckereyen, Witzeleyen, und Spott? Was beweiſen jene paſquillantiſchen Kupferſtiche, die ſie, aus ihrem Athen, poſtfrey an alle Kaufleute und Liebhaber Deutſchlands und der Schweitz verſenden und verſchenken?

Dorne und Diſteln, auf die rauhere Füſſe ohne Schmerzen treten, oder die ſie mit Gleichgültigkeit zur Seite wegſtoſſen, erregen nur bey Weichlingen Wunden und Geſchwüre, ernſthafte Uebel aus geringem Schaden. Nur ſolche muß man, wie die Blüten zarter Pflanzen, mit Sanftheit, Achtung und Sorgfalt pflegen, und

nie

nie mit groben und unflätigen Händen berühren. Aber wer gegen die größten Gefahren und Widerwärtigkeiten des Lebens seine Kräfte geübet hat, wer seine Seele erhaben fühlet über Urtheile und Vorurtheile, wird solche unbedeutende Stiche nicht gewahr. Tand, der kleine Seelen beschäftigt, überläßt er kleinen Geistern und Seelen, und sieht allenthalben solchem Ungeziefer gleichgültig und unerschrocken in die Augen.

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rasen, und blumenreiche Wiesen, bedarf man darum nicht immer, um die Wuth seiner Feinde zu vergessen. O, die vergißt man überall, im Stillen! Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmernisse, verfliegen wie Staub, vor dem der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu leben. Was man gerne thut, ist immer

mer angenehmer, als was man thun muß. Nur Weltzwang und Dienſtbarkeit vergiften freyen Seelen das Leben, benehmen alle Ruhe, alle Zufriedenheit, alle Kraft, auch in glänzendem Wohlſtand, Reichthum, und Ueberfluß.

Alſo kommt durch Einſamkeit, nicht nur Ruhe ins Herz; alſo macht ſie nicht nur gutmüthig; alſo überwindet und vergißt man in derſelben nicht nur Dummheit, Bosheit, und Neid. Einſamkeit bringet dem Herzen noch weit mehr und gröſſern Vortheil.

Freyheit, wahre Freyheit, findet ſich nirgends ſo gut, wie in der Entfernung vom Menſchengewühle, und allen unwillkührlichen Weltverhältniſſen. Vortreflich hat man geſagt, da komme der Menſch aus der Zerſtreuung zu ſich ſelbſt, fühle ſich ſelbſt, habe ein klares inniges Bewußtſeyn von dem was er iſt und hat, und lebe mehr in ſich und für ſich, als in äuſſern Dingen. Er trete da in einen natürlichen und

freyen

freyen Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sey er ganz das, und nichts andres als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Amtsgesicht, und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit, und willkührlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Staal hielt es für einen grossen Irthum, daß man sich am Hofe frey glaube, wo man doch bey seinen geringsten Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gesinnungen sich immer nach allem richten müssen was uns umgiebt, wo alles was uns nahe kommt

das

das Recht zu haben scheint uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals genieſſen. Selbstgenuß, sagte diese Französische Hofdame, ist nirgends, als in der Einsamkeit; die erste Bekanntschaft mit mir selbst, machte ich in der Bastille.

Freye Seelen sind zu Kammerherren und Oberhofwesen eben so wenig gebohren, als unsere Weiber zu Nonnen. Furchtsam sieht der Höfling umher, horcht vielleicht bey manchem Schlüſſelloch, ist immer durch nagenden Argwohn gequälet, hat bey allem dem doch immer ein frohes und heiteres Gesicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorsicht und solcher Zwang sind unerträglich für jeden der zum Höfling nicht gebohren ist. Aber auch in weit geringern Weltverhält-

unabhängig und frey, von allem was dem Herzen wehe thut, dem Geiſte ekelt, und den Magen beläſtigt. Aber eine Mönchskutte mußt du nicht anziehen, wenn Einſamkeit zwanglos ſeyn ſoll; auch keine Krone mußt du tragen, wie der Doge in Venedig. Dieſer arme Sklave darf keinen Freund beſuchen, darf keinem fremden Abgeſandten die Beſuche wiedergeben, wenn er vom Senat nicht dazu beſondere Erlaubniß hat. Der Doge von Venedig lebt ſo elend, daß jedermann ſieht und geſteht, Einſamkeit und Abhängigkeit ſeyen die weſentlichſten Eigenſchaften ſeines Standes.

Hat man in der Einſamkeit nichts um ſich, das bindet, ſtöret, hemmet, necket und quält, ſo fühlet man erſt ſich ſelbſt; ſo hat man erſt ein klares inniges Bewußtſeyn von dem was man kann, und was man iſt; und ſo machen Freyheit und Muſſe, gewiß einen muntern und thätigen Kopf gegen alles andere Weltglück gleichgültig.

Ein-

Einſamkeit und Freyheitsliebe, machten dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt. Er ſollte in ſeinen ſpätern Jahren, nacheinander Secretair verſchiedener Päbſte werden, es koſte was es wolle; alle möglichen Schlingen wurden ihm gelegt, um ſeine Abſichten nach dieſer Seite zu leiten. Aber Petrarcha ſagte: Reichthümer die man auf Koſten der Freyheit erwirbt, ſind ein wahres Elend, ein Joch von Gold oder Silber drückt nicht weniger, als eins von Holz oder Bley. Er ſtellte ſeinen Gönnern und Freunden vor: daß er ſich nicht entſchlieſſen könne ſeine Freyheit und ſeine Muſſe zu verlieren, denn dieſe betrachte Er als die gröſten Güter der Welt. Den Vergnügungen der Wiſſenſchaften könne Er nicht entſagen. Er habe die Reichthümer zu der Zeit verachtet, da er ſie am nöthigſten gehabt, und nun würde es ſchimpflich für ihn ſeyn ihnen nachzulaufen, da es ihm viel leichter werde ſie zu entbehren. Den Vorrath zur Reiſe müſſe man nach der Länge des Weges einrichten, und Er, der bereits anfange dem Ziel ſeiner Laufbahn ſich zu

490223

nähern, habe mehr an die Herberge zu denken, als an die Reisekosten.

Ekel gegen das Hofleben, trieb den Petrarcha schon als einen schönen blühenden Jüngling von drey und zwanzig Jahren in die Einsamkeit, ob er gleich in seiner Gestalt, in seiner Aufmerksamkeit für seinen Anzug, und in seinem Temperamente sogar, alles hatte was man von einem Hofmann verlanget. Er war so schön, daß die Leute auf der Gasse stille standen, und mit Fingern auf ihn wiesen, wenn er vorbeygieng. Seine Augen waren voll Feuer, und seine ganze Physiognomie verkündigte seinen Geist. Er hatte bey der schönsten Gesichtsfarbe, grosse und männliche Züge; und einen schlanken, edlen und hohen Wuchs. Zum Umgange mit Frauenzimmer und zu allen Wollüsten, wozu Frauenzimmer reitzen, riß ihn zuerst sein Temperament, dann die Wärme des Clima von Avignon wo er lebte, das Feuer der Jugend, auch die Schönheit so vieler Weiber die aus mancherley Gegen-

den

den von Europa dort an dem päbſtlichen Hofe zuſammenkamen, und zumal das Beyſpiel dieſes lüderlichen Hofes. Er vertändelte einen groſſen Theil des Tages, mit der Anordnung ſeiner Haare und ſeines Putzes. Er trug immer ein weiſſes Kleid; der geringſte Fleck an demſelben, eine Falte am unrechten Orte, machte ihm den gröſten Verdruß. An ſeinen Schuhen ſogar vermied er mit Sorgfalt, alles was ihm nicht zierlich ſchien; ſie waren ſo enge, und machten ihm dadurch ſo groſſe Qual, daß es ihm zuletzt unmöglich geweſen wäre zu gehen, wenn er nicht endlich eingeſehen hätte, daß es beſſer ſey die Augen der Damen durch ſeine Schuhe zu beleidigen, als ſeine Füſſe. Auf den Straſſen vermied er mit der gröſten Aufmerkſamkeit den Wind, nicht etwa weil er glaubte ſich zu verkälten, ſondern weil er befürchtete ſeine Haare kommen dadurch in Unordnung. Aber eine weit höhere und feurige Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften und die Tugend, hielten ſeiner Neigung für das ſchöne Geſchlecht immer das Gegengewicht. Er ſchrieb

zwar den Damen zu gefallen, alle ſeine Gedichte Italieniſch, und bediente ſich der Sprache der Gelehrten blos zu ernſthaften und wichtigen Gegenſtänden; indeß war er ſeines brennenden Temperamentes ungeachtet keuſch. Er verabſcheute jede Ausſchweifung; Reu und Ekel folgten bey ihm augenblicklich auf das kürzeſte Vergnügen bey dem ſchönen Geſchlechte. Es ärgerte ihn äuſſerſt, daß ſein Fleiſch nicht unempfindlich war; lieber wollte ich ſo hart ſeyn wie ein Stein, ſagte er, als durch ſo reitzende Triebe des Körpers immer gequälet. Unter den ſchönen Frauen von Avignon, gab es deſſen ungeachtet einige, die ſich beſtrebten das Herz des Petrarcha zu erobern. Verführet durch ihre Reitze, und hingeriſſen durch die Leichtigkeit bey ihnen glücklich zu ſeyn, that Er beynahe alles was dieſe Frauen wollten; aber die Unruhen und Schmerzen der Liebe ſchreckten ihn ſo ſehr ab, daß er ihr auswich. Er war wilder als ein Hirſch, bevor er die Laura ſah; und doch machte er ſich, wenn man ihm glauben darf, in ſeinem drey und

zwan-

zwanzigſten Jahre noch keinen Vorwurf über ſeine Aufführung. Die Furcht Gottes, die Vorſtellung des Todes, die Liebe zur Tugend, die Grundſätze der Religion, Früchte der Erziehung einer guten Mutter, bewahrten ihn vor den Klippen die ihn umgaben. Nächſt allem übrigen was nicht taugte, war Juriſterey damals der einzige Weg am Hofe des Pabſtes anzukommen; aber Petrarcha verabſcheute dieſen Weg, und vermaledeyte die Juriſterey. Er hatte zwar für einige Zeit, eh er ein Geiſtlicher ward, als Advocat ſich gezeigt, und einige Proceſſe glücklich geführet. Dafür machte Er ſich Vorwürfe in der Folge. In meiner Jugend, ſagte er, widmete ich mich der Kunſt, Worte oder vielmehr Lügen zu verkaufen, aber was man gegen ſeinen Willen thut, geräth immer ſchlecht, denn ich liebte die Einſamkeit, und verabſcheute das Gericht. Inneres Bewußtſeyn ſeines Werths gab zwar dem Petrarcha im Ganzen das jugendliche Zutrauen, und den Stolz, womit man glaubt, daß man auf alles Anſpruch machen

dürfe; aber aus Haß gegen das Hofleben entriß er sich Allem. Ich habe keine Hofnung, sagte er in seinem drey und zwanzigsten Jahre, am Hofe des Stadthalters Christi mein Glück zu machen; ich müßte dazu die Palläste der Grossen fleissig besuchen, schmeicheln, versprechen, lügen, betrügen. Dessen war Petrarcha nicht fähig. Er haßte Ehre und Beförderung nicht, aber die Mittel die man anwenden mußte, dahin zu gelangen; er suchte den Ruhm, aber nicht auf gewöhnlichen Wegen. Er gieng gerne, wo andere nicht giengen, und entsagte darum der Welt.

Abneigung gegen die Höfe hat zumal auch Petrarchas kleine Schrift über die Einsamkeit veranlasset. Im Jahre 1346 war er, nach seiner Gewohnheit, in der Fasten, zu Vaucluse. Der Bischof von Cavaillon, begierig ihn zu sprechen, und mit ihm die Früchte der Einsamkeit zu genieſſen, nahm seinen Aufenthalt auf dem Schlosse dort, das auf der Spitze eines hohen Fel-

Felſens liegt, und mehr für die Vögel gebaut ſcheint, als für Menſchen. Itzt ſind nichts mehr als Ruinen davon übrig. Alles was der Biſchof und Petrarcha zu Avignon und Neapel geſehen, gab ihnen den äuſſerſten Ekel für den Aufenthalt in den Städten, und die gröſte Verachtung für die Nachſtellungen der Höfe. Sie wogen alle ihre vorigen Verdrüßlichkeiten gegen die Vortheile der Einſamkeit. Dieß war der gewöhnliche Inhalt ihrer Geſpräche, und dieß erregte bey Petrarcha den Vorſatz, eine ſo ſchöne Materie gründlich zu unterſuchen, und alles was er darüber gedacht, geleſen, und gehört hatte, in einer Schrift zu vereinigen. Er legte ſogleich am Anfang der Faſten Hand an das Werk, und auf Oſtern ward es fertig; aber er durchſah und verbeſſerte es in der Folge zu wiederhohlten malen, eh er es herausgab, und fügte immer noch hinzu was ihm etwa einfiel. Erſt zwanzig Jahre nachher, im Jahr 1366,

übergab er es dem Biſchof von Cavaillon, dem es dedicirt iſt (*).

Nimmt

(*) Petrarchas Schrift de vita ſolitaria, und die de otio religioſorum, ſind vielleicht die ſchlechteſten von allen ſeinen Schriften. Er ſelbſt ſagt: mein Buch über die Einſamkeit hat nichts Gutes als den Titel, und er hat beynahe recht. Aber unübertreflich ſpricht er doch von der Einſamkeit, in vielen Stellen ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Werke. Zu ſeiner Schrift de otio religioſorum veranlaßten ihn die Karthäuſer zu Montrieux. Petrarcha hatte in dieſem Kloſter einen Bruder, den er ſeit ſeiner Einkleidung nicht geſehen, und den er einſt auf einen Tag und eine Nacht beſuchte. Die Karthäuſer dort hatten gehöret, Petrarcha ſey der ſchönſte Geiſt, und der beredteſte Mann ſeines Jahrhunderts, und ſchmeichelten ſich deswegen, er würde ihnen etwas durchgedachtes und rührendes über ihre Abgeſchiedenheit ſagen. Er ſagte nichts; aber beym Abſchied verſprach er ihnen, daß er ihnen bald eine Abhandlung über die Glückſeligkeit ihres Lebens ſchicken wolle, und

hielt

Nimmt man alles zuſammen, was ich hier von dem Petrarcha ſage, ſo erhellet, wie groß das Opfer war, das Er der Einſamkeit brachte. Aber ſein Geiſt und ſein Herz genoſſen ihre Vortheile, wie ſie vielleicht niemand genoſſen hat; und alles dieſes Glück verſchaffte er ſich durch ſeinen Ekel für das Hofleben, und durch ſeine Freyheitsliebe.

Freyheitsliebe war auch bey Rouſſeau die Urſache ſeines Ekels gegen allen Umgang, und in der Einſamkeit die Quelle aller ſeiner Vergnügungen. Seine Briefe an den Herrn von Malesherbes ſind zur Kenntniß von dem wahren, und immer äuſſerſt misverſtandenen Charakter des Rouſ-

hielt Wort. Sobald er nach Vaucluſe zurückgekommen war, ſchrieb er dieſes kleine Buch, worinn er beweiſen will, wie viel glücklicher ein Karthäuſer ſey, als ein Weltmann; aber wodurch er wohl nie einen Weltmann zum Karthäuſerleben verführte.

Rousseau, eben so merkwürdig, als seine äusserst missverstandene Bekenntnisse. Er sagt in einem dieser Briefe: Lange irrte ich mich selbst über die Ursache meines immerwährenden, unüberwindlichen, und täglichen Ekels, gegen den gesellschaftlichen Umgang. Ich glaubte, er entstehe aus dem Verdrusse über die mir mangelnde Fertigkeit meine Gedanken zu äussern; es schien mir, ich zeige im Umgange den wenigen Geist nicht, den ich habe, und ich behaupte also in der Welt den Platz nicht, der mir zukomme. Aber nachdem ich so vieles geschrieben, war ich doch gewiß, wenn ich auch etwas dummes sagte, daß man deswegen nicht glauben würde, ich sey ein Dummkopf. Als ich mich dann auch gesucht und hervorgezogen sah in der Welt, und mit einer weit grössern Achtung beehret, als meine lächerlichste Eitelkeit nicht hätte verlangen können; und als ich, dessen ungeachtet, den nemlichen Ekel gegen den Umgang vergrössert, und nicht vermindert fand, schloß ich, dieser Ekel müsse von einer andern Ursache herrühren, und Weltgenuß

sey

ſey nicht der Genuß den ich bedürfe. Und was war denn endlich dieſe Urſache? Nichts als dieſer unbändige Freyheitsgeiſt, den nichts überwinden konnte, und gegen den mir Ehre, Glück, und Ruhm ſogar, nichts ſind. Es iſt gewiß, daß bey mir dieſer Freyheitsgeiſt, weniger von Hochmuth herrühret, als von Faulheit. Unglaublich iſt dieſe Faulheit; ihr ekelt vor den geringſten Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens; da ein Wort zu ſagen; dort einen Brief ſchreiben, hier eine Viſite machen, quälet mich, wenn ich das muß, an Leib und Seele. Daher kommts, obgleich ich den gewöhnlichen Umgang haſſe, daß innige Freundſchaft mir ſo theuer iſt. Hier giebts keine Pflichten; man folgt ſeinem Herzen, und Alles iſt gethan. Kurz, die Art von Glück, die ich bedarf, iſt nicht ſo wol, zu thun was ich will, ſondern nicht zu thun was ich nicht will. Das thätige Leben hat keinen Reiz für mich; ich wollte lieber auf immer nichts thun, als etwas thun das ich nicht mag. Auch dachte ich hundertmal, ich wäre eben ſo ſehr unglücklich in

der

der Bastille nicht gewesen, weil ich dort nichts weiter hätte thun müssen als dort zu bleiben.

Alle Vortheile freyer Musse fühlte niemand besser als Rousseau, und jeder hat diese Glückseligkeit, wenn er will. Wenn ich, sagt dieser liebenswürdige Philosoph, in meinen Schmerzen trübselig die Länge meiner Nächte messe, wenn Unruhe und Fieber mich hindern auch nur einen einzigen Augenblick zu schlafen, dann vergesse ich doch oft meinen gegenwärtigen Zustand unter den Erinnerungen an mein voriges Leben; und Reue, süsses Andenken, Klagen, zärtliche Rührung, machen mir in die Wette auf einige Augenblicke mein Leiden vergessen. Was glauben sie wol, welche Zeit meines Lebens, ich mir am meisten und am liebsten bey diesen Phantasien erinnere? Nicht die Freuden meiner Jugend, ich hatte nicht viele, sie waren zu sehr mit Bitterkeit vermengt, sie sind schon zu weit von mir; sondern die Freuden meiner Abgeschiedenheit von der Welt, meine einsamen Spatziergänge, jene schnellen und wollüstigen

gen Tage, die ich mit mir ganz alleine zubrachte, mit meiner guten und einfältigen Haushälterinn, mit meinem geliebten Hund, mit meiner alten Katze, mit den Vögeln der Luft und den Hirschen des Waldes; mit der ganzen Natur und ihrem unergründlichen Urheber. Eh die Sonne aufgieng, kam ich ihr in meinem Garten entgegen; wenn ich einen schönen Tag anbrechen sah, war mein erster Wunsch, ach verdürben mir doch itzt keine Briefe, keine Visiten, diesen herrlichen Tag! Nachdem ich den Morgen mit allerley Geschäften hingebracht hatte, die ich alle mit Vergnügen vollführte weil ich sie auch hätte aufschieben können, eilte ich zum Mittagessen um verdrießlichen Besuchen zu entgehen, und mir meinen Nachmittag zu verlängern. Vor ein Uhr, auch in den heissesten Tagen, zog ich in der grösten Sonnenhitze aus, mit meinem getreuen Hunde, und eilte, aus Furcht daß mich jemand anpacke, eh ich ihm aus der Schlinge sey. Aber wenn ich einst über eine gewisse Höhe war, mit welchem herzlichen Gefühle, mit welcher innigen

Freu-

Freude athmete ich itzt, da ich mich gerettet sah, und mir sagen konnte, nun ist der Tag mein! Dann gieng ich langsamer, und suchte in irgend einer wilden Stelle im Walde, an irgend einem wüsten Orte wo nichts von Menschenhänden zu sehen war, wo nichts Dienstbarkeit und Herrschaft verkündigte, eine Zuflucht, wo ich glauben konnte, niemand sey vor mir da gewesen, und kein Dritter werde sich eindringen zwischen die Natur und mich.

Wer gäbe nicht für solche Herzensfreuden alle Freuden der Welt, für diese bescheidene Freyheit nicht alle eure glänzende und langweilige Sklaverey? Ach ich weiß es wohl, daß nicht jeder in Umständen ist, um sich selbst in dieser Masse zu geniessen; aber versuchet es, ihr lieben Leute auf dem Lande, und das Glück, das ihr alle habt, ein einziger Tag eurer Freyheit, eine Stunde eurer Ruhe, heilt euch gewiß von der Sehnsucht nach unsern Städten, nach unsern Comödien, nach unsern Putzhändlern, nach unserm

ſerm Adel, nach unſern Reduten, und nach unſerer Langenweile.

Pabſt Clemens der ſechste, hatte dem Petrarcha nach dem apoſtoliſchen Secretariate, auch noch verſchiedene anſehnliche Biſchthümer angeboten. Petrarcha ſchlug alles ſtandhaft aus. Du ſchlägſt mir alles ab, was ich dir anbiete, ſagte endlich der heilige Vater; verlange was du willſt, und du ſollſt es haben. Petrarcha ſchrieb, zwey Monate nachher, an einen Freund: jede Erhebung iſt mir verdächtig, weil ich den Fall bey ihr ſehe. Bewilligt man mir dieſe dem Golde vorzuziehende Mittelmäſſigkeit, die man mir verſprochen hat, ſo werde ich ſie mit ganzem Herzen und mit Erkenntlichkeit annehmen; aber will man mir ein wichtiges Amt geben, ſo ſchlage ich es aus, ſchüttle das Joch ab, und will lieber arm ſeyn als ein Sklave.

Ein Engländer frägt irgendwo: warum ſind die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombar-

dey, wo die Natur ihre Gaben ſo verſchwenderiſch ausſchüttet, weniger reich, als die Berghewohner in der Schweitz? Weil Freyheit einen mildern Einfluß auf das Glück der Menſchen hat, als Sonnenſchein und Zephire; ſie deckt den rauhen Fels mit Erdreich, trocknet den elenden Sumpf, und bekleidet die braune Wüſte mit ſchönem Grün; ſie macht den Landmann freundlich lächeln, und zeigt ihm ſeine anwachſende Familie mit Wohlgefallen und Frohlocken; Freyheit hat die ſchönen Felder der Lombardey verlaſſen, und wohnet in Helvetien.

Dieß iſt Poeſie in Proſe. Aber es iſt wahr zu Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glaris, und Appenzell. Denn wer mehr hat, als er braucht, iſt reich; und wer denken und ſagen und für ſich arbeiten kann ſo viel er will, iſt frey.

Genügſamkeit und Freyheit ſind alſo die wahre Würze des Lebens. Dieſer ſo ſeltene und ſelige Zuſtand der Seele, in dem man ſagen kann, ich habe genug, iſt die höchſte Philoſophie des Lebens.

bens. Nicht vieles haben, ſondern genug an dem Seinigen haben, iſt Glück. Könige und Fürſten ſind nicht glücklich, weil ſie immer mehr bedürfen als ſie haben, und immer aufgefodert werden mehr Gutes zu thun, als ſie wirklich können. Es iſt alſo den gröſsten und beſten Königen nicht zu verdenken, wenn ſie zuweilen ſagen: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr (*).

(*) Als der Oberamtmann Fromme zu Fehrbellin, dem König in Preuſſen, zur unrechten Zeit, von Viehſterben und Remiſſion ſprach, antwortete ihm der groſſe König: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

Aber vortreflich hörte dieſer groſſe König, als ihm im Jahre 1783 in einem Dorfe in Schleſien ein Rad brach, und Er deswegen ſo lange in ein nahe gelegenes Predigerhaus gieng, bis man den Wagen reparirt hatte. Der Prediger war im Schlafrock, und flog weg, wie ein Pfeil, als der König in die Stube trat. Aber ſeine zwey Töchter blieben, ſuchten den König, ſo gut als es ihnen möglich war, zu unterhalten; und baten ſich auch die Erlaubniß aus,

Gewöhnlich wollen auch die Menschen glücklicher scheinen, als sie sind, und was diesem Scheine abgeht, halten sie dann für Verlust. Aber

aus, auf dem Clavier spielen zu dürfen? Der König gab es freundlich zu, hörte die Mädchen spielen und singen und lobte sie sehr.

Nun trat auch der Prediger herein, in vollem priesterlichem Ornat, und in schneeweisser Parucke. Der König gieng gleich auf ihn zu, und sagte: Glaubt er, daß er selig werden wird?

Nein, Ihro Majestät, erwiederte der Prediger.

Der König fragte sehr lebhaft: warum nicht?

Weil geschrieben steht: du wirst nicht ins Reich Gottes eingehen, wenn du nicht bis auf den letzten Heller bezahlest! Nun, Ihro Majestät, bin ich vierhundert Thaler schuldig, die ich gewiß mein Lebtag nicht bezahlen kann, und also kann ich auch nie hoffen selig zu werden.

Der König kehrte sich um, ging ohne ein Wort zu sagen zur Stube heraus, setzte sich in seinen Wagen, und fuhr davon. Aber auf der nächsten Poststation, legte er vierhundert Thaler zusammen, und

Aber bist du auf irgend eine Art glücklich, so laß dieß immer deine erste Sorge seyn, daß es niemand weiß, als deine vertrautesten Freunde. Verschliesse alles was du hast und genieſſest, denn in ein stilles und abgesondertes Leben sieht die Scheelsucht bey wenigen hin, und wenigen trübt da der Neid den Sonnenschein ihrer Tage.

Wer wenig bedarf, hat immer genug. Ich bin zufrieden, schrieb Petrarcha an seine Freunde, die Cardinäle Taleirand und von Bologne, ich will nichts mehr, ich habe meinen Begierden einen Zaum angeleget, ich habe alles was man haben muß, um zu leben. Cincinnatus, Curius, Fabricius, Regulus, nachdem sie ganze Völker überwunden, und Könige im Triumphe aufgeführet, waren nicht so reich wie ich. Arm würde ich immer seyn, wenn ich den Leidenschaften

und schickte sie mit folgendem Billet dem Prediger: „Ich schicke Ihm vierhundert Thaler, um Ihm die „Zweifel an seiner Seligkeit zu benehmen."

wollte die Thüre öfnen. Die Habſucht, die Ueppigkeit, der Ehrgeitz, kennen keine Gränzen; die Habſucht iſt ein bodenloſer Abgrund. Ich habe Kleider mich zu bedecken, Unterhalt mich zu ernähren, Pferde mich zu tragen, Land mich darauf niederzulegen, ſpatzieren zu gehen, und meine Hülle nach meinem Tode zu verwahren. Was hatte ein Römiſcher Kaiſer mehr? Mein Leib iſt geſund; durch Arbeit gezähmt iſt er weniger gegen den Geiſt rebelliſch. Ich habe Bücher von aller Art; ſie ſind ein Schatz für mich; ſie nähren meine Seele mit einer Wolluſt, die Ekel nie begleitet. Ich habe Freunde, die ich als mein koſtbarſtes Gut betrachte, wenn nur ihre Rathſchläge nicht darauf abzielen, mich meiner Freyheit zu berauben. Dazu die gröſte Sicherheit; ich weiß von keinen Feinden, auſſer von denen, die der Neid mir gemacht hat. Ich verachte ſie im Grunde, und vielleicht würde es mir verdrüßlich ſeyn, ſolche Feinde nicht zu haben. Ich rechne noch unter meine Reichthümer die Gewogenheit aller Rechtſchaffenen, die in der Welt zerſtreut

ſind,

ſind, ſelbſt derer die ich nie geſehen habe, und vielleicht nie ſehen werde.

Aus dieſer Stelle des Petrarcha ſieht man zwar, daß der Neid ihn auch bis in ſeine Einſamkeit verfolgte. Er klagt oft darüber; aber hier nimmt er den Neid, wie man ſoll. Er verachtet ſeine Neider, und es wäre ihm leid, wenn er keine hätte.

Einſamkeit zeigt dem Menſchen ſeine wahre Bedürfniſſe. Bey groſſer Einfalt der Sitten hat man an Wenig genug. Wenn ich nicht ſehe und nicht weiß, was du haſt und brauchſt, ſo fällt mir auch nicht einmal ein, wozu das gut iſt. Einem alten Landprediger auf einem hohen Berge am Thunerſee, im Canton Bern, ward einſt ein Puterhahn geſchenkt; Er kannte das Thier nicht, und berathſchlagte mit ſeiner Köchinn, die es auch nicht kannte, was ſie mit dem Thier anfangen wollen? Der Paſtor und die Köchinn wurden eins, das Thier zu begraben. Ach wüßten

doch alle Paſtoren in der Welt nichts von Puterhahnen, ſie wären alle ſo glücklich wie jener gute kleine Paſtor dort oben am Thunerſee!

Wer auf ſeine wahren Bedürfniſſe ſich einſchränket, iſt weiſer, reicher, und zufriedner, als wir alle. Sein Lebensſyſtem iſt einfach und edel, wie ſeine Seele. Er findet Glückſeligkeit in der dunkelſten und weiteſten Entfernung von der Welt. Seine höchſte Liebe iſt Wahrheit und Einfalt, und diejenige Philoſophie die am wenigſten grübelt, nur wenig bedarf, und ihr höchſtes Glück nirgends ſuchet als in Gemüthsruhe.

Pope ſchrieb als ein Knabe von zwölf Jahren ein ſanftes, liebes, kleines Gedicht über die Einſamkeit, das den Kern dieſer ganzen Philoſophie enthält. Glücklich, ſagt er, iſt derjenige, der ſeine Wünſche und Sorgen auf einige ererbte Morgen Landes einſchränket; und der ſich freut, wenn er ſeine vaterländiſche Luft, auf ſeinem eigenen Boden einathmet; der Milch hat von ſeinen Heerden, Brodt von ſeinem Feld, Kleider von ſeiner

Wolle,

Wolle, im Sommer Schatten von ſeinen Bäumen, und im Winter, Feuer. Geſegnet iſt Er, dem ſorgenlos und ſanft, Stunden, Tage, und Jahre hingleiten, mit Geſundheit des Körpers und Ruhe der Seele, ohne Unterbrechung ſeiner Arbeit und ſeines Schlafes, in ſüſſer Erquickung, und gedankenvoller Unſchuld. Wer das hat, mag ungeſehen und unbekannt leben, und unbekannt ſterben; er bedarf keines Steines, der ſagt wo er liegt.

Einfacher, ruhiger und weniger ſchreckhaft, wird das Feld der Sinnlichkeit für jeden der des Lebens im Stillen ſich freuet. Für Weltlinge iſt dieſes Feld, voll leerer und verwildeter Plätze, voll Geräuſch und Lerm; man ſieht auf demſelben Weinberge und Weinkrüge, lüderliche Tänze, hie und da Siechenhäuſer, Gräber über denen Roſen verwelken, und Gebüſche in denen Sänger der Liebe ihre Originale aufſuchen. Aber für den, der jede wilde Freude und jede Lockung zu ſträflicher Wolluſt fliehet, iſt auch ſinnliches Vergnü-

gen von höherer Natur, ſanft und erhaben, unſchuldig und rein, dauerhaft und voll Ruhe.

Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verſchwindet bey der Einfalt des Landlebens. Man lernt da ganz anders fühlen als in der Welt. Alle unſere Gefühle werden reiner und freyer, nicht erſticket durch Ueberfluß, und immerwährende Sattheit. Petrarcha lud einſt ſeinen Freund, den Cardinal Colonna zu ſich in ſeine Einſamkeit nach Vaucluſe ein, und ſchrieb ihm: wenn du die Ruhe des Landes dem Geräuſche der Stadt vorziehſt, ſo komm hieher, ihrer zu genieſſen. Aber erſchrick nicht vor meinen ländlichen Speiſen, und harten Betten. Könige finden ſelbſt zuweilen Ekel an den ausgeſuchteſten Tafeln, und verlangen eine gröbere Nahrung. Die Abwechslung gefällt ihnen; ein unterbrochenes Vergnügen wird nur deſto lebhafter. Wenn du nicht ſo denkſt, was verhindert dich ausgeſuchtere Speiſen mit dir zu bringen? Auch Weine vom Veſuv, und ſilberne Schüſſeln, und alles was deinen Sinnen ſchmeichelt?

Wegen

Wegen des übrigen verlaß dich auf mich. Ich verſpreche dir ein Raſenbett im Schatten, das Concert der Nachtigallen, Feigen, Trauben, Waſſer aus kühlen Quellen geſchöpft, kurz, alles was die Hände der Natur vom wahren Vergnügen darbieten.

Ach wie gerne entſagt man um Glücksgüter, die das Herz froh machen, denen die es beunruhigen. Durch eine geringe Wendung unſerer Imagination, unſers Geſchmackes, und unſerer Leidenſchaften, findet ſich allenthalben neuer und noch unerfahrner Genuß, Freude ohne Leid, und Wolluſt ohne Reu. Die verwöhnten Sinne leben zu neuen Entzückungen auf. Zwitſchernde Vögel und murmelnde Gewäſſer, tönen alsdann den Ohren lieblicher, als Opergeſang und Kunſtfidlerey. Am Himmel, im Waſſer, und an Felſengebirgen ruhen die Augen vergnügter, als auf Aſſembleen und Bällen, und Petitſoupers. Man gewöhnet ſich in der Einſamkeit an alles was vorher unausſtehlich war, und entſagt jedem eitelen

Ver-

Vergnügen im Schoße der Einfalt. Petrarcha schrieb von Vaucluse an einen Freund: Ich bekriege hier meinen Leib, denn Er ist mein Feind. Meine Augen, die mich so viele Thorheiten haben begehen lassen, sehen itzt nichts als eine trokkene, schwarze, und von der Sonne verbrannte Frau. Wenn Helena und Lucretia ihr Gesicht gehabt hätten, wäre gewiß weder Troja in die Asche gelegt, noch Tarquinius aus seinem Reiche verjagt worden; aber dafür ist nichts treuer, demüthiger, und arbeitsamer als sie. Ganze Tage bringt sie in den Feldern zu; ihre harte Haut trozet der brennenden Hitze des Hundsterns. Ob ich gleich schöne Kleider habe, so trage ich sie doch nicht mehr. Du würdest mich für einen Ackersmann halten, oder für einen Hirten, mich der sonst so gesucht war in seinem Schmucke. Die nemlichen Ursachen finden nicht mehr statt. Die Bande, die mich fesselten, sind zerrissen; die Augen denen ich gefallen wollte, sind verschlossen; und wären sie noch offen, so hätten sie vielleicht über mich die Gewalt nicht mehr.

Ein-

Einſamkeit zerſtöret allen eitelen Ehrgeitz, indem ſie die Güter der Erde von ihrem falſchen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieſer Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiſer Mann Aemter und Beförderungen ſeines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Conſulwürde ein Jahr lang ſein Feld ſelbſt nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge gehohlet ward, um an der Spitze einer Römiſchen Armee zu ſtehen, ſchlug den Feind, bemeiſterte ſich ſeiner Provinzen, triumphirte in Rom, und war in ſechszehn Tagen wieder bey ſeinem Pfluge.

Einerley iſt es allerdings nicht, in einer niedrigen Hütte, oder in einem geräumigen und ausgeſchmückten Hauſe zu wohnen, ſeine Speiſe zu finden, oder genöthiget ſeyn ſie ſelbſt zu ſuchen. Aber man frage den, der beydes erfahren hat, in welcher von dieſen Zeiten ſeines Lebens er frölicher war? Wer will alle die Millionen von Sor-

gen

gen überzählen, die man in Palläſten mehr hat als im Hauſe eines Bürgers? Wer will läugnen daß Unzufriedenheit jeden Genuß des Glückes vergiftet, und daß durch ſie der höchſte Wohlſtand nur verkleidetes Elend wird? Kein Fürſt in Deutſchland, verdaut allen Gift den ihm ſeine Köche bereiten, ſo gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide ſeine Buchweitzenklümpen. Wer mir aber auch dieß alles nicht zugäbe, muß doch geſtehen, daß eine ſchöne Franzöſiſche Bäurinn, der ein junger, artiger, und vornehmer Herr vorſchlug, ſie aus ihrem einſamen ländlichen Aufenthalte mit ſich nach Paris zu nehmen, vortreflich ſagte: Ah Monſieur le Marquis, plus on s'eloigne de ſoi - même, plus on s'écarte du bonheur!

Eine einzige Leidenſchaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben. Es giebt Zeiten da du unzufrieden biſt, mit deinem Kopfe, und mit deinem ganzen Daſeyn. Du biſt alles ſatt, und weder zur Einſam-

ſamkeit gut, noch zur Zerſtreuung. Du kommſt zu keiner Ruhe, dich lüſtert nach keinem Vergnügen. Deine Arbeit bringt kein Gedeyen. Die Zeit ſcheint dir ſchrecklich lange, und doch gebrauchſt du ſie nicht. Du kommſt durch das Chaos deiner Empfindungen und Gedanken nicht herdurch. Du genieſſeſt nichts von dem Gegenwärtigen, und harreſt doch mit Ungeduld auf alles was kommt. Kurz, dir mangelt das wahre Salz des Lebens; und ohne dieſes iſt das ganze Leben dumm.

Iſt etwa Liebe dieſes Salz? Liebe erhält freylich oft das Leben, zündet es auch wohl zuweilen wieder an; aber eine Leidenſchaft die verzehret, giebt nicht bleibende Ruhe, nicht bleibende Heiterkeit, nicht bleibende Kraft, und dann wird das Leben dumm. Liebe, die zur Stärke und Dauer der Ewigkeit ſich erheben will, ſagt ein Meiſter in der Liebe, muß ächte wahre Freundſchaft werden, oder ſie zerſtöret ſich ſelbſt, oder zerſtöret ihren Gegenſtand mit

durch-

durchdringenden fressenden Flammen, und beyde, der Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da! Salz des Lebens, ist darum nur die Leidenschaft die keiner Hülfe von aussen bedarf, die selbst sich nährt, selbst sich hilft, immer neue Kraft durch ihre Dauer gewinnet, unabhängig und frey sich selbst ganz alleine stützet, und über alles sich weghebt.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle grossen Staatsverwalter gehen wie Necker, von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzet sehen, in ländliche Ruhe, unter die Bäume die ihre Voreltern gepflanzet haben, und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Minister seinem König misfällt, wenn dieser ihm befielt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe,

die

die er verſchönert, und zum lieblichſten Aufenthalte gemacht hat: ach ſo iſt ihm dieſer holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann Er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er ſchläft nicht, ſobald Er ſein eigener Herr iſt. Muſſe und Freyheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochondriſten, der alles um ſich her drückt, und von allem gedrückt wird; die Ungnade iſt ſehr oft der Tod (*) eines Franzoſen. In England iſt es nicht ſo. Da gratulirt man dem abgehenden Miniſter, wie einem Menſchen der von einer groſſen Krankheit ſich erhohlet hat. Er

(*) C'eſt à ce terme, ſagt ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, où conduiſent presque toutes les disgraces. Le credit, l' autorité, et la conſideration, dont on jouiſſoit avant de les éprouver, ſont ſemblables à ces feux paſſagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s' èteignent tout à coup, et ne ſont que rendre plus ſenſible l'obſcurité et la ſolitude où ils laiſſent un voyageur.

Er kann darauf zählen, daß er itzt mehr und beſſere Freunde hat, als vorher; denn ſeine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß ſie uns das Beyſpiel von Menſchen geben, die kühn genug ſind, alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen als ſie werth iſt. So wahnwitzig ſich auch viele Engländer gegen Gott empören, ſo höhniſch ſie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anſtand, alles ſittlich Schöne und Gute verlachen, ſo giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunſt verſtehen mit ſich ſelbſt zu leben, viele die auf ihren ſtillen und anmuthigen Landſitzen weit männlicher, freyer und erhabener denken, als irgend ein tollkühner unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat geſagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freywilliger Ruhe des Alters eingegangenen

nen Miniſtern groſſer und kleiner Höfe, findet man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden, und Landleute. Deſto beſſer für dieſe Exminiſter; denn ſie haben gewiß, wie der vortrefliche Kanzler von la Roche in Speyer, bey der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren ſchönſten Tagen bey Hofe.

Herrlicher Stof, ſetzte man hinzu, ſey dieß, zum moraliſiren und loben der Verachtung aller menſchlichen Herrlichkeit, für Leute, die Welt und Menſchen nicht kennen. An dieſer geprieſenen Abgeſchiedenheit, haben ländliches Vergnügen und Unſchuld, Vergnügen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe, bey den mehreſten nur den wenigſten Antheil. Der Mann, der ſich in ſeinem Poſten unter unzähligen Hinderniſſen, durchringen, zwingen und mühen, bald mit Kunſt bald mit Liſt ſeinen Zweck erreichen mußte, ſey nun erſt, was er bisher nie ſeyn konnte, nun erſt Souverain und regierender Herr. Er könne ſchaffen

und zerstören, pflanzen und ausrotten, Versuche machen, wann, wie, und wo er will. Er könne einen Obstgarten zusammenhauen, und ein Englisches Bosquet dafür anlegen; Hügel machen wo keine sind, und Anhöhen dafür abtragen; das Wasser laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und stutzen, wie es ihm einfällt; Aussichten öfnen, und versperren; Ruinen machen lassen, wo keine sind; Tempel, in denen er selbst Priester ist, und Einsiedeleyen, in denen man bleiben kann, so lange man will. Dieß sey nicht nur Entschuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es sey Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Minister an, bis an sein Ende, es sey nun daß Er einem grossen Staate vorstehe, oder einem Hünerhof.

Allerdings würde man Welt und Menschen nicht kennen, allerdings würde man sehr elend moralisiren, wenn man behaupten wollte, um

die

die Glückſeligkeiten der Einſamkeit zu genieſſen, müſſe man allen menſchlichen Leidenſchaften entſagen. Was in dem Menſchen iſt, muß in den Menſchen bleiben. Wenn alſo der abgetretene Miniſter des Regierens und Befehlens nicht müde iſt, wenn er wirklich klein genug denkt um es nicht zu ſeyn: o ſo mag Er ſeinen Hühnern befehlen, was und ſo viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabey die Luſt verlieret ſich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen, und Schiffbrüchen ſich auszuſetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht (*). Früher oder ſpäter lernt auch der Exminiſter gewiß alle menſchliche Herrlich-

(*) Le Marechal de Boufflers eſt allé planter, ſagte die Frau von Maintenon. Je crois que ce Cincinnatus ne ſeroit pas faché, qu'on allât le chercher à la charrue. En attendant il nous a tous chargé de penſer à lui, s'il vaque quelque choſe pendant ſon abſence, qui doit être de quinze jours!

keit verachten, wenn er findet und erfährt: daß die wahre Gröſſe des Menſchen oft bey dem anfängt, was Miniſter für Nichtsſeyn halten; daß der Gram nichts Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeitz iſt; und daß Gärtner und Landleute bey Kohl und Spargel und Hühnern, weit vergnügter und glücklicher leben als der gröſte Miniſter.

Sich ſelbſt genug ſeyn, iſt alles was man unter ſolchen Umſtänden bedarf; ſich des Ueberfluſſes entwöhnen, macht Weniges ſchmackhaft. Im erſten Jahre war Petrarcha zu Vaucluſe faſt immer alleine. Er hatte keine andere Geſellſchaft als ſeinen Hund, und zu ſeiner Bedienung einen Fiſcher von Vaucluſe, der alles verrichtete was er bedurfte. Die Bedienten die er zu Avignon gehabt, konnten ſich an ſeine wilde Lebensart nicht gewöhnen, und lieſſen ihn ſitzen. Uebrigens wohnte er ſchlecht. Er hatte ein Baurenhaus, welches er nachher ohne alle Kunſt umbauen ließ, nur um es wohnbarer zu machen.

chen. Itzt ist keine Spur mehr davon übrig. Seine Nahrung war geringe; man fand nichts bey ihm, was den Sinnen schmeichelt. Seine besten Freunde besuchten ihn daher nur selten, und hielten sich nur kurze Zeit bey ihm auf; die andern giengen nur aus christlicher Liebe zu ihm, so wie man etwa zu Kranken oder Gefangenen geht. Er schrieb an seinen Freund, Philipp von Cabassole Bischof von Cavaillon, der damals in Neapel war: Andere mögen nach Geld und Ehre laufen; sie seyen Fürsten und Könige, ich will es ihnen nicht verwehren. Ich bin Dichter, und das ist mir genug. Und du, Bischof, willst du immer herumirren, immer auf Wegen und Strassen seyn? Du kennst die Höfe der Fürsten, die Fallstricke die man daselbst legt; die Sorgen, welche da fressen; die Gefahren, welche man läuft: die Stürme, denen man sich aussetzet. Komm du wieder in deinen Kirchsprengel, zur Ruhe. Du kannsts mit Ehre, da dir das Glück noch lacht. Du findest hier alles, was du bedarfst; laß Geitzi-

gen den Ueberfluß. Haben wir auch keine Tapeten, so sind wir doch bequem gekleidet. Ist unsere Tafel nicht kostbar, so haben wir doch zu eben. Unsere Betten sind nicht mit Gold und Purpur bedeckt, aber wir werden nur desto besser schlafen. Die Stunde des Todes nähert sich, und räth mir nicht mehr auszuschweifen. Mir ists genug, wenn ich meine Gärten noch bauen kann. In diese pflanze ich Obstbäume; sie sollen mich mit ihrem Schatten bedecken, wenn ich unter meinen Felsen fische. Die Bäume, die ich habe, sind alt; sie bedürfen wieder Ersatz. Sag deinen Leuten, ich bitte dich, daß sie mir Pfirschbäume und Birnbäume von Neapel bringen. Ich arbeite für mein Alter, und für künftige Freuden die ich mit niemand theilen will, als mit dir. Dieß schreibt dir, mitten im Walde, der Einsiedler an der Sorgue.

Genügsamkeit wäre mein Reichthum, und Unabhängigkeit von allem Glaubenszwang mein Ehrgeitz, hätte mich das Glück zu einem Landpre-

prediger gemacht. Die Glückſeligkeit eines Landpredigers, übertrift jede andere Glückſeligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebts, in Hütten aus Holz und Leimen; wo man jedesmal in Gefahr iſt ſich todt zu ſtürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will, wo ein Mann der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund ſchlägt; wo man über den Miſt ins Haus kommt, aus dem Stall in die Studierſtube, und durch die Rauchkammer zur Frau Paſtorinn. Trockene Erbſen, und rohe Schinken, ſind Leckerbiſſen für dieſe Patriarchen. Milch und Bier iſt ihr Getränke, und ſie wiſſen nichts von Colik. Kein Fenſter iſt dichte, und ſie verkälten ſich nie. Die Frau Paſtorinn lieſt keine Romanen, und ihre Nerven ſind ſtark. Ihr einziger Almanach iſt der Gartenkalender. Flicken und Nähen iſt die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht ſie ſelbſt. Ihre einzige Liebe ſind ihre Kinder, jeder Verunglückter, und ihr Mann. Der Herr Paſtor lehrt Tugend auf der Kanzel

und durch sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immerwährende Richtung zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bey Tage sein Führer, und Glauben sein Leitstern bey der Nacht. Von Religionszänkereyen weiß er nichts. Er denket über alles billig und mäßig. Beym Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein solcher Pastor. Sein Beutel ist oft leer, und sein Herz ist nie traurig; und darum ist er glücklicher, als kein König, und kein Consistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bey so vielen Vortheilen, wenn man nicht in derselben dem Grübeln an seinem Glücke entsagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das was noch etwa besser seyn könnte, vergißt man Alles was gut ist. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schnüffelst, alles grade haben willst was nun einmal schief ist, und schief bleiben soll, so mußt du auch nichts in der Welt

mit

mit deinem Augenmaaß meſſen; denn ohne die vielen ſchiefen Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte ſo luſtig!

Es iſt ein vortreflicher Wegweiſer zu unfehlbarer Glückſeligkeit, wenn man ſich alles in der Welt gefallen läßt wie es iſt, oder mit einem berühmten deutſchen Philoſoph zum Grundſtein der ganzen Moral annimmt, man müſſe ſo viel Gutes thun als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, ſo wie ſie ſind, zufrieden ſeyn. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit iſt dieß freylich; aber ſie ſchlägt doch gar zu leicht in Mönchsmoral (*) um; taugt nicht

(*) Laiſſer aller le monde comme il va, ſagt ein geiſtvoller Schriftſteller, faire ſon devoir tellement quellement, et dire toûjours du bien de Monſieur le Prieur, eſt une ancienne maxime de Moines, mais elle peut laiſſer le Couvent dans la mediocrité, dans le relachement, et dans le mépris.

nicht für kühne Menschen, und macht nicht Völker frey. Indessen ist es wahr, daß nichts so sehr zur Unzufriedenheit führet, als wenn jeder Mensch gegen alles was ist, etwas zu erinnern findet.

Als mich einst in Hannover mein Barbier einseiffen wollte, sagte Er mit einem grossen Seufzer: es ist heute erschrecklich heiß! Sie setzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; seit neun Monaten sagten Sie mir, immer um den andern Tag: es ist heute erschrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgi etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht besser seyn, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie sie kommt, und daß wir die warmen Tage von Gottes Hand eben so dankbar annähmen, als die kalten? O ja, sagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann ich also behaupten: Genügsamkeit und Zufriedenheit mit

seinen

ſeinen Schickſalen ſeyen dem Menſchen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in ſehr vielen Fällen biete Einſamkeit zu beyden die Hand.

Einſamkeit macht ſogar auch dadurch glücklich, daß man ſich in derſelben den Umgang mit Menſchen abgewöhnet. Da es einmal unmöglich iſt immer guten Umgang zu haben, ſo läßt man ſich auch wol die Luſt dazu vergehen, und tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß es ungleich leichter iſt, Langeweile in der Einſamkeit zu vertreiben, als in der Welt. Kommt man ſodann noch äuſſerſt ſelten aus groſſen Geſellſchaften fröhlich nach Hauſe, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſich entſchlieſſe gar nicht mehr in groſſe Geſellſchaft zu gehen. Je weniger wir ſonach mit andern Umgang haben, deſto geſchickter machen wir uns zum Umgange mit uns ſelbſt, und deſto unabhängiger von der Welt.

Wie oft findet man in kleinen und steifen Städten kein fühlendes und liebendes Wesen; niemand, an den man sich anschmiegen möchte; niemand, mit dem sich auch etwa eine freye Idee auswechseln liesse; niemand, an dessen Herz man gerne eine Thräne vergösse. Wer solches Elend überleben will, muß nicht nach Quellen graben die kein Wasser geben; aber er muß sich auch keinen Aufschub dessen erlauben, was geschehen kann und muß, kein leeres Staunen am Fenster, kein gedankenloses Angaffen der Luft, kein Angeln nach Ideen, wenn er etwa selbst bey denen nichts denkt die man ihm giebt.

Der Geschäftlose gähnet seine Langeweile nicht weg. Nur ein Faulpelz erwartet von den kommenden Tagen und Wochen, was jeder Geschäftige in dem gegenwärtigen Augenblicke findet. Nur der Frost der Lässigkeit vertrocknet das Herz, nur Arbeitsscheu zerstöret alles Vergnügen. Aber wer mit Ernst sich einen Lebenszweck wählet, und immer alles was er thun muß, auf

der

der Stelle thut, ist sich selbst immer genug. Jeder Tag wird ihm zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu lange. Aller Ueberdruß verschwindet, wenn man niemals auf Morgen verschiebet, was heute noch geschehen kann, niemals der Zukunft traut, und sich keines Augenblickes Meister glaubt, als des Augenblickes den man hat.

Zu solcher Geschäftigkeit ist man doch in kleinen Städten und auf dem Lande am meisten geschickt. Die grosse Welt bewegt sich den ganzen Tag, und thut eigentlich den ganzen Tag nichts. In einer kleinen Stadt und auf dem Lande, denkt und thut man alles mit weit mehr Theilnehmung und Vergnügen. Man liest nicht, wie die Lesewelt, um sagen zu können, man habe gelesen, sondern um das, was man Gutes liest, zu geniessen. Jedes in solcher Abgeschiedenheit und Stille gelesene und genossene Buch greift tiefer in die Seele, verwebt sich genauer mit unsern Gedanken, wirkt gewaltiger ins Herz.

Bey solcher Benutzung der Zeit entwöhnet man sich in kleinen Städten, und in der Stille der Fluren, des Umganges so sehr, daß man sich eben deswegen glücklich preiset, weil man keinen Umgang hat.

Ländliche Stille wird darum auch für Frauenzimmer oft eine Schule wahrer Philosophie. In England wo die Natur so schön ist, und wo man sie täglich verschönert, hat schon das Landleben an sich unaussprechliche Reitze, aber der Geschmack für wahre Einsamkeit ist doch im Ganzen, unter diesem unruhigen Volke, vielleicht bey dem Frauenzimmer tiefer gegründet, als bey dem männlichen Geschlechte. Ein Lord der auf seinen Gütern den ganzen Tag reitet und jagt, geniesset die Einsamkeit doch nicht wie seine Gemahlinn, die sich dort in jeder schönen Handarbeit übt, und in ihren romantischen Gärten jedes gute Buch liest. In England, wo so viele Ideen im Umlaufe sind, ist überhaupt schon der Hang zum Nachdenken grösser, daher die Stille

er-

erwünſchter, und Selbſtgenuß von höherm Werth. Die anitzt bey unſern deutſchen Damen ſo ſehr überhandnehmende Cultur hat gewiß auf dem Lande angefangen; und überhaupt findet man in Deutſchland bey Damen, die viel auf dem Lande wohnen, viel vor ſich leben, niemand ſagen was ſie leſen, ungleich mehr Verſtand und Gefühl, als bey der Leſewelt in Städten.

Landbewohner würden ihren Aufenthalt in Städten jedesmal verkürzen, wenn ſie nur genug die Vortheile ihrer Lage auf dem Lande überlegten und fühlten. Es iſt faſt unmöglich, daß ihnen unter allem unſerm Tand nicht ſchwindle; daß ihnen nicht bald vor Menſchen ekle, die ſo wenig in ſich ſelbſt ſehen, nach allem greifen und jappen was auſſer ihnen iſt, ihr ganzes Leben mit Affectation, Ziererey, Viſitenſchnack und Spiel hinbringen, und ſo ſelten mit Gedanken die das Herz erheben. Das Glück des Landlebens iſt bey ſo vieler Gutmüthigkeit, Offenheit, Zutraulichkeit, und Einfalt, zu groß, als

daß man auch da noch Langeweile haben könne, wenn man unſer Stadtleben erfahren hat; und nicht läſſig und faul, nicht krank oder verliebt, oder doch nur unglücklich iſt, weil man glaubt daß man es ſey.

Welcher Erſatz iſt dann auch, in ländlicher Stille, das Andenken an abweſende Freunde. Ach man bedenke doch, wie man durch dieſes bloſſe Andenken, in der Einſamkeit alles wieder mit ihnen durchlebt und durchempfindet. Du biſt ferne von mir, und ich bin doch immer bey dir. Sieh, da ſaſſeſt du; den Stuhl habe ich ja noch; dieſes Bild gabſt du mir, dieſe ſchöne ruhige Landſchaft; mit welchem ſüſſen Geſchwätz, mit welchem Wechſel der Herzen und der Gedanken, weideten wir uns an dieſem Kupferſtiche, an dieſen Bildern ſeliger Ruhe! Und ſoll man ſich unglücklich glauben, wenn man ſich Briefe ſchreiben kann? Nie lebt man freudiger und thätiger, nie mit ſo vieler Erwartung und Hofnung im Herzen, als wenn man aus

von

von einem Posttag zum andern lebt. Durch solche in der Einsamkeit ausgedachte und dem Herzen so angenehme Künste der Imagination, erschaffen sich Freunde eine Welt unter sich, und verweben noch immer ihr Daseyn mit einander, wenn auch Meere sie trennen, und keiner mehr die Stimme, keiner mehr den Fußtritt des andern höret.

Freunde die das Schicksal getrennet hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da wo nichts dieses süsse Andenken störet, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit in die man durch das Gewirre des Lebens, und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beysammenseyn der zärtlichsten Gemüther weniger milde. Man denket in diesen unglücklichen Augenblicken, nur an das was man sich heute nicht ist, und nicht an das was man in jeder grossen Angelegenheit des Lebens

sich war, auch noch itzt und immer sich seyn würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süsse Lebensfreude geht darüber verlohren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Misvergnügen, und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram, können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so milde in mein Herz wirket. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verheelet mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freylich ist das eine Folge unserer zwangloſen Freymüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem

Ge-

Genuſſe immer wechſelſeitige Duldſamkeit und leiſes Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verſtimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geſchiehet dieß alsdann nicht, wenn jeder ſeinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, ſondern von den Stacheln ſeines eigenen Lebens genecket nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereitzet bleibt und immer reitzet. Aber wie verſchwindet dieß alles in der Einſamkeit, die das Andenken aller Geliebten unſerer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet was nicht gegenwärtiger Freundſchaftsgenuß war. Sicherheit, Feſtigkeit, und erprobte Treu, ſteigen da wieder zu dem hohen Range, den ſie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles iſt itzt Einklang; ich verſtehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundinn verſtanden. Die lieben Unſichtbaren umſchweben mich bey jedem Gedanken und jeder Empfindung die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre

ich jedes Blümchen, das ſie auf die Wege meines Lebens ſtreuten; und jedes Blümchen, das ich ſehe, breche ich ab für ſie.

Troſtreich iſt es auch für das Herz, daß Einſamkeit uns Freunde finden läßt, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unſere Arme ausſtrecken.

Petrarchas Freunde ſchrieben zuweilen an ihn, um ſich zu entſchuldigen, daß ſie ihn nicht beſuchen. Unmöglich kann man bey dir leben, ſagten ſie, das Leben das du zu Vaucluſe führeſt, iſt der menſchlichen Natur zuwider. Du ſitzeſt im Winter wie ein Kautz bey deinem Feuer. Im Sommer läufſt du unaufhörlich in den Feldern herum. Selten findet man dich ſitzend im Schatten eines Baums. Petrarcha verlachte dieſe Vorſtellungen. Er ſagte: dieſe Leute betrachten die Vergnügungen der Welt als ihr höchſtes Gut; ſie begreifen nicht, daß man dem entſagen

ſagen kann. Ich habe Freunde, deren Geſellſchaft mir höchſt angenehm iſt. Sie ſind aus allen Ländern, aus allen Jahrhunderten. Sie haben ſich im Kriege hervorgethan, in Staatsgeſchäften, und in den Wiſſenſchaften. Es iſt leicht mit ihnen fertig zu werden; ſie ſtehen mir immer zu Dienſten. Ich laſſe ſie kommen, und ſchicke ſie wieder weg, ſo oft ich will. Sie ſind nie verdrüßlich, und antworten mir auf alle meine Fragen. Einige erzählen mir alle Begebenheiten verfloſſener Zeiten. Andere entdecken mir die Geheimniſſe der Natur. Andere lehren mich wohl zu leben und ruhig zu ſterben. Andere verjagen durch ihre Munterkeit meinen Kummer, und beluſtigen mich durch ihren Witz. Andere machen meine Seele fähig alles zu dulden, und nichts zu wünſchen; und lehren mich, mich ſelbſt ertragen. Kurz, ſie öfnen mir den Weg zu allen Wiſſenſchaften und Künſten, und ich verlaſſe mich auf ſie in jeder Noth. Zur Vergeltung für ſo groſſe Dienſte verlangen ſie nichts, als ein wohlverſchloſſenes Zimmer in einer Ecke meines

kleinen Hauses, wo sie vor dem Wurm in Sicherheit sind. Endlich nehme ich sie auch mit mir auf die Felder, deren Stille ihnen besser gefällt, als der Tumult der Städte.

Liebe, die dem Herzen doch Alles ist, scheint einen grossen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf.

Liebe gesellet sich gerne zu allen Blicken in die schöne Natur. Zärtliche Weiber fühlen Liebe, bey jeder schönen Aussicht, so wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz schmelzet viel leichter in stillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede starke Erschütterung wirkt in dem Menschen immer am meisten auf den gebrechlichsten Theil; also trift in der weiblichen Seele jeder Enthusiasmus immer früher oder später das Herz.

Wei-

Weiber ſind gewiß zärtlicher als wir, im reinen Genuſſe des Landlebens. Sie fühlen viel beſſer, die Schönheit einſamer Spatziergänge und waldichter Schatten; mit ſanfterm Erſtaunen, die Gröſſe und Schönheit der Natur. Manches Herz ergiebt ſich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar ſchien in der Stadt. Liebe begleitet darum ſo oft für alle zärtlichen Seelen, den kommenden Frühling. Was iſt der Liebe ähnlicher, ſagt ein groſſer deutſcher Philoſoph, als die Empfindung, welche mir dieſes von der Abendſonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rouſſeau fand die Freude, mit welcher er die erſten Knoſpen kommen ſah, unausſprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferſtehung im Paradieſe. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für ſeine Augen waren die Reitze ſeiner Geliebten, und die Anmuth des Frühlings, Eins. Sein lange bedrücktes Herz, erweiterte ſich auf einmal bey einer ſchönen Ausſicht; er athmete im Baumgarten ſeine Seufzer leichter aus.

Verliebte ſind nirgends ſo gerne wie im Stillen. Sie ſuchen Ruhe an einſamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es ſich ihnen der Mühe verlohnet zu leben. Was kümmern ſie ſich um alles was in Städten vorgeht, um alles was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkele Kammern, ſchwarze Tannenwälder, ſtille Seen in die ſie ihre Gedanken verſenken, ſind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen iſt eben ſo wohl in hohen waldichten Schatten, und bey dem ſchauerigten Geſchrey der Adler, als auf Fluren wo eine einſame Hirtinn ihrem Säugling die Bruſt reichet, indem ihr Geliebter neben ihr ſeinen harten Biſſen Brodt bricht, und glücklicher iſt als ihre alle. Alles Erhabene, alles Schöne, und alles Milde, fühlet ein Mann von Geiſt beſſer, wenn er verliebt iſt. Nichts in der Welt giebt ſo viel Geiſt, wo auch keiner iſt, wie Liebe.

Die ſüſſeſten Einnerungen der Liebe finden in der Einſamkeit ihre Auferſtehung. Ach das erſte

erſte Erröthen, der erſte kleine Händedruck, der erſte Zorn über eine unerwartete Störerinn, oder einen unbehaglichen Zerſtörer ihrer ſüſſen Unterredungen, dieß alles, ſind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man die Zeit habe ſie ausgelöſcht. Aber es giebt Fächer in der Seele, die verſchloſſen bleiben eine lange Zeit, und ſtößt ihr die Thür nur ein wenig auf, ſo ſtürzet alles heraus. So gehts mit der ganzen Reihe unſerer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unſerer erſten Liebe, denen wir ſo gerne nachhängen. Ewig bleibet der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchſten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unausſprechlich ſchön und wahr geſagt hat, jenes erſte glückliche Finden iſt, jener über alle Begriffe ſüſſe Augenblick, da beyde Geliebten gewahr werden, daß ſie ſich lieben (*).

Wer

(*) Mit ſo klangvollen und harmoniereichen, ſo ſanft, ſo zärtlich, ſo melodiſch rührenden Worten, hat

Wer gerne im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in dieſem unerſchöpflichen Nachdenken den höchſten Genuß der Liebe. Herder ſagt, er wiſſe nicht, welche Mythologie irgend eines Aſiatiſchen Volkes ihre Zeiträume des höchſten Altherthums der Welt ſo eintheile; es haben ſich die Menſchen, damals noch paradieſiſche Geiſter, Jahrtauſende zuerſt durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloſſe Berührung. So ſtille erhaben, und ſo unausſprechlich edel, liebte Wieland, in ſeinen früheſten und feurigſten Jahren, ein ſchönes, liebevolles, und liebeathmendes Frauenzimmer in Zürich; denn dieſer groſſe Geiſt wußte wohl, daß das Geheimniß der Liebe auf gewiſſe Weiſe

hat niemand das Andenken dieſer geliebten Augenblicke dargeſtellt, wie Rouſſeau: Moments précieux et ſi regrettés! Ah! recommencez pour moi votre aimable cours; coulez plus lentement dans mon ſouvenir s'il eſt poſſible, que vous ne fites réellement dans votre fugitive ſucceſſion.

Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer erstirbt. Ich fragte darum einst dieses Frauenzimmer: Mademoiselle, wann hat Wieland, Sie zum erstenmal geküßt? Die schöne Zürcherinn erwiederte mir: Wieland küßte mir zum erstenmal, am Ende des vierten Jahres unserer Bekanntschaft, die Hand.

Aber so paradiesisch wie Wieland ergreifen nicht immer, junge einsame Mädchen die Bilder der Liebe. Aufmerksamer auf alle ihre Gefühle, weniger mit ihrer Metaphysik bekannt, und weniger zerstreut, empfinden sie im Stillen viel früher, das nähere Streben nach Vereinigung der Wesen. Eine Dame von meiner Bekanntschaft lebte am Genfersee, einsam und abgesondert von der Welt. Sie hatte drey sehr liebenswürdige, sehr schöne, schwarzäugigte Töchter; die älteste war vierzehn Jahre alt, die jüngste neun Jahre, als ihnen einst ein zahmer Vogel gebracht ward, der den ganzen Tag durch ihr Zimmer hüpfte. Die drey Kinderchen knieten

ten nieder, und ſtreckten ſtundenlang, unermüdet, dem Vogel ein Stückgen Biſcuit auf dem Finger entgegen, in der Hofnung, der liebe Vogel hüpfe ihnen dann auf den Finger; aber kaum hatte der Schelm ſein Biſcuit, ſo flog er weg. Der Vogel ſtarb. Ein Jahr nachher, ſagte die jüngſte Tochter zu ihrer Mutter: ach der liebe Vogel, Mamma, hätten wir doch wieder einen ſolchen Vogel! Nein, antwortete die älteſte Schweſter, was ich am meiſten in der Welt wünſche, iſt ein kleiner Hund! Wenigſtens kann man ihn befühlen, liebkoſen, auf ſeinen Knieen haben. Der Vogel war nichts, er ſaß auf dem Finger, und wir ergriffen ihn doch nicht. Ein kleiner Hund, welche Glückſeligkeit!

Jene arme Nonne in Hildesheim, an deren Celle ich eine Hecke von Canarienvögeln fand, vergeſſe ich nie; aber nie verzeihe ich mir auch die Sünde, daß ich überlaut lachte, als ich dieſe Hecke erblickte. Ach dieß war Natur, und wer

kann

kann der Natur widerſtreben? Eine wahnwitzige Anwendung dieſer Natur auf das erhabenſte aller Weſen, iſt hingegen die Myſtik der Nonnen, dieſe himmliſche Epilepſie der Liebe, dieſe Mißgeburt der Einſamkeit.

Abſonderung und Stille ſcheinen der Liebe ſo hold, daß man zuweilen vom Gegenſtande ſeiner Liebe weg, gerne in die Einſamkeit geht. Wer erinnert ſich nicht aus Rouſſeaus Bekenntniſſen die Geſchichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der ſeine Geliebte verließ, blos um an ſie zu ſchreiben? Rouſſeau erwiederte der Frau von Luxemburg, Er wäre wol dieſer Mann auch geweſen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr ſagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts iſt, und nichts ausdrückt; nie ſo viel, als wenn man im Moment der äuſſerſten Entzückung nur ſich anſieht, und völlig ſchweigt.

Liebe fühlet man nicht nur nirgends so stark, sondern nirgends drückt man sie auch so gut aus, wie in der Einsamkeit. Kein deutscher Weltmann mahlt seine Liebe für irgend eine unserer grossen Stadtdamen so gut, wie jener Hannöverische Dorfküster die seinige für ein junges schönes Baurenmädchen. Sie starb. Der Küster setzte ihr auf dem Kirchhofe einen Leichenstein, und hat mit armseliger Kunst in denselben eine Rose eingehauen, und dabey die Worte: So war sie! (*)

Unter

(*) Vor einigen Jahren erzählte ich diese Geschichte in dem Hannöverischen Magazin. Unsere schönen Geister fanden sie läppisch; denn im Eingang dieser Erzählung hatte ich gesagt, das Monument dieser Hannöverischen Bäurinn sey vielleicht weniger groß, aber es habe mich doch gewiß eben so sehr gerühret, als der mir unvergeßliche Anblick eines der größten Meisterstücke der Bildhauerkunst, des Grabmals des Cardinals von Richelieu, in der Kirche der Sorbonne zu Paris. Richelieu sinkt da

ster-

Unter den Felsen von Vaucluse, auch in noch weit einsamern Wildnissen, dichtete Petrarcha seine schönsten Lieder, um die Abwesenheit seiner Laura zu beweinen, oder über ihren Steifsinn sich zu beklagen. Nach der Meinung der Italiener schrieb Petrarcha besser über die Liebe, als alle Menschen in der Welt vor und nach ihm, in Griechischer, Lateinischer, und Toskanischer Sprache. Ach diese leise und reine Herzenssprache, sagen sie, kannte niemand als Petrarcha, und Er verband mit den drey Grazien eine vierte, die Grazie der Rechtlichkeit (*).

Liebe

sterbend nieder; eine Muse ringet sich zu seinen Füssen; über ihm steht die Religion, und hebt, mit einer Majestät die sich nicht beschreiben läßt, den Sterbenden in die Höhe. Dieß ist unstreitig ein erhabener Anblick; der Anblick jener Rose ist mehr rührend und milde.

(*) Man verzeihe mir dieses vielbedeutende Hannöverische Wort, das nicht deutsch ist, aber wie mir

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden, auf alten romantischen Schlössern, und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft, oft den höchsten Flug der Schwärmerey. Religion, Liebe, und Melankolie, machen da das erhabenste und grillenhafteste Gemengsel von Empfindungen im Herzen, und Ueberspannung im Kopfe. Der schmachtende Jüngling nimmt den Text zu seiner ersten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlanget, daß seine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts seyn könne als ewige Melankolie, indem er sich erstechen will aus Liebe, sieht ihre erhitzte Phantasie in ihm nichts, als das höchste Muster aller Vollkommenheiten. Beyde Engel lieben sich auf dem uralten hohen Schlosse, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen sich lieben, nicht in Prose möchte ich wol sagen, sondern dythirambisch. Der geliebte Jüngling ist zwi-

denckt, dieses decorum und honestum hier am besten ausdrückt.

zwiſchen den Felſen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein ſanfter, vernünftiger, geſitteter, und lieber Jüngling; er iſt ein Gott (*). Ihr eigenes ganzes Weſen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem ſanften, artlichen Jüngling, für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit. Gemein Verliebte vermengen freylich in jeder Entfernung ihr Daſeyn, ſchreiben ſich von jeder Poſitiation, ergreifen jede Gelegenheit um von einander zu ſprechen, oder ſprechen zu hören; aber dieſe bis zur höchſten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame, zieht alle Buttervögelein, alle

(*) Quand la paſſion eſt à ſon comble, ſagt Rouſſeau, elle voit ſon objet parfait. Elle en fait alors ſon idole; elle le plaçe dans le ciel; et comme l'enthouſiaſme de la devotion emprunte le langage de l'amour, l'enthouſiasme de l'amour emprunte auſſi le language de la devotion. Il ne voit plus que le paradis, les anges, les vertus des Saints, les deliçes du ſejour celeſte.

gefiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur, in ihren Roman. Cherubine und Seraphine, blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reisset die Welt aus ihren Angeln, und die Sonne aus ihrer Achse, um zu beweisen, daß alles recht ist, was sie thut, und was sie will; und erschaffet ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für sich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch leise Liebe sogar, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehret am Ende doch den Menschen, und macht ihn unglücklich. Mit

einer

einer einzigen Person beschäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlinget, fliehen und verschmähen wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennet von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unsers Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück, in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die Sehnsucht nach den fürchterlichsten Wüsten, nagten dann an unserm Herzen, und trieben uns einsam auf den Fluren umher, fern von den Fußstapfen der Menschen. Und flöhen wir von der Elbe

zum Genferſee, und ſuchten wir Freyheit in Weſten und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: ſo wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit ſich ſchleppt der es verwundet.

Petrarcha erfuhr, mehr als jemals, die Schmerzen der Liebe, in ſeinem neuen Aufenthalt zu Vaucluſe. Nicht ſo bald war er hingekommen, als ihn ſchon das Bild der Laura unaufhörlich verfolgte. Er ſah Sie allenthalben, zu allen Zeiten, unter tauſend verſchiedenen Geſtalten. Dreymal, ſagt er, erſchien Sie mir, mitten in der Nacht, bey verſchloſſenen Thüren, vor meinem Bette, mit einer zuverſichtlichen ihre Herrſchaft verkündenden Miene. Die Furcht goß einen eiskalten Schauer durch meine Glieder. Mein Blut zog ſich zurück aus den Adern zum Herzen. Wäre man damals mit einem Lichte gekommen, man hätte mich bleich gefunden wie einen Todten, und mit allen Zeichen

des

des Schreckens auf meinem Geſichte. Noch vor der Morgenröthe ſtand ich zitternd auf von meinem Lager, verließ eilends mein Haus, mir war da alles verdächtig, und kletterte auf den Gipfel der Felſen. Durch die Gehölze lief ich dann, ſah mich von allen Seiten um, ob die Geſtalt, die mich in meiner Ruhe geſtöret, noch hinter mir ſey, mich noch verfolge? Sicher glaubte ich mich nirgends. In abgelegenen Oertern, wenn ich mir ſchmeichelte ich ſey da alleine, ſah ich ſie oft hervorgehen, aus dem Stamm eines Baumes, aus dem Becken einer Quelle, aus der Höhle eines Felſen, und was weiß ich, woraus Alles. Die Furcht machte mich unbeweglich; ich wußte nicht was aus mir ward, oder wohin ich gieng.

Bey ſolchen Convulſionen der Imagination iſt Einſamkeit keine Arzeney. Auch hat Ovid vortreflich geſagt: vermeidet ihr Verliebten einſame Oerter, hütet euch alleine zu ſeyn; wohin fliehet ihr? nur im Gedrenge ſeyd ihr ſicher.

Petrarcha erfuhr schon in den ersten Anfällen seiner Leidenschaft, wie vergebens es sey die Liebe zu fliehen. Vergebens verbarg er sich in Felsen und Gehölzen. Keine Oerter waren so rauh und so wild, wo ihn die Liebe nicht verfolgte. Die kühle Quelle zu Vauclüse, das schattigte Gehölz von welchem das kleine Thal das zu dieser Quelle führet, damals umschlossen war, schienen ihm sehr geschickt das Feuer zu mässigen, welches ihn verzehrte. Die fürchterlichsten Einöden, die schwärzesten Wälder, die unzugänglichsten Berge, waren sein angenehmster Aufenthalt. Aber die Liebe verfolgte ihn allenthalben, und setzte ihn nirgends in Sicherheit. Seine Seele flog immer nach Avignon.

Einsamkeit ist auch dann für die Liebe keine Arzeney, wenn sie der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten

ſten Triebe der Seele gereitzet. Der Anblick der geliebten Perſon unterdrücket in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden; in der Entfernung glaubt man ſich in Sicherheit, und hält darum ſeiner Imagination nicht den Zügel. Einſamkeit zumal erhöhet alle Bilder der Wolluſt, alles was Wünſche belebet und anfeuert; da fürchtet man nichts, und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuſchung fort, und dann wird Leidenſchaft gefährlich.

Wollüſtig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felſen von Vauclüſe, wo er Ruhe ſuchte gegen Laura und die Liebe (*). Aber

(*) Man las in tauſend Büchern, die itzt niemand lieſt, Petrarcha habe mit ſeiner Laura in Vauclüſe gewohnt, und Er habe aus ſeinem Hauſe nach dem Hauſe der Laura einen unterirdiſchen Gang ſich gegraben. So glücklich war Petrarcha nicht.

er warf die ſchnöden Bilder weg, und ſeine Liebe ward geiſtig; und glühet noch, mit himmliſcher Rein=

nicht. Laura war vermählt, und lebte mit ihrem Manne, Hugo von Sade, in Avignon ihrer Geburtsſtadt, wo ſie auch ſtarb. Eilf Wochenbette hatten ſie ſo heruntergebracht, daß ſie ſchon in ihrem fünf und dreißigſten Jahre ihre Schönheit verlohr. Sie hatte dabey ſehr vielen häuslichen Verdruß. Ihr Mann ſchätzte ihre Tugend und ihr gutes Verhalten nicht genug. Er war eiferſüchtig ohne Urſache, und was gewöhnlich dem weiblichen Geſchlechte am unausſtehlichſten iſt, eiferſüchtig ohne Liebe. Petrarcha hingegen liebte die Laura zwanzig Jahre. Aber in ihrem Hauſe konnte er ſie nicht beſuchen, denn das litt ihr Mann nicht. Er ſah ſeine ſchöne und geliebte Laura nirgends als in Kirchen, auf Aſſembleen, auf öffentlichen Spatziergängen, und niemals alleine. Ihr Mann verbot ihr ſogar oft, mit ihren Freundinnen ſpatzieren zu gehen, und wüthete fürchterlich, wenn ſie es that. Hätte es auch die Laura wirklich nicht geſchmerzet, daß

man

Reinheit, in ſeinen unſterblichen Liedern, die er unter jenen Felſen ſang. Nur war die Stadt Avignon, wo Laura lebte, ihm zu nah, und er gieng zu oft hin. Auch ſolche Liebe iſt nicht Ruhe; ſie iſt ein Fieber der Seele, das mannigfaltige ſehr bekannte Uebel dem Körper zuzieht. Aber wenn du liebeſt, und doch nicht regiert biſt von der Liebe, ſo ſetze dich dort ans Waſſer, und denke, daß Liebe, wie jener Fluß,

man ihr das unſchuldige Vergnügen ſo oft verſagte, den Petrarcha zu ſehen, der in einem fort Lieder für ſie dichtete und der ſein Leben blos durch dieſe Lieder erhielt', ſo nagte und peinigte ſie doch das ſchlechte und unverdiente Verhalten ihres Mannes; und ſeine ewige Quälerey, und ſeine ewigen Verbote, und ihre unaufhörlichen Wochenbette koſteten ihr viele Thränen. Laura war gebohren 1307 oder 1308, ſie war drey oder vier Jahre jünger als Petrarcha, und ſtarb an der Peſt den achten April 1348. Sieben Monate nach ihrem Tode war ihr Mann ſchon wieder verheurathet; und Petrarcha ſogar, ſtarb erſt im Jahre 1374.

Fluß, zuerst brausend über Felsen herabstürzt, und dann doch sanft und milde in der Ebene hinfliesset, zwischen Auen und stillen Schatten (*).

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergiebst, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrissen, wäre dir itzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niedersetzen, als da wo sie stand und wo sie gieng, dann würden deine Thränen fliessen bis in den Tod. Trauren heißt Gott nicht ergeben seyn. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun ein-

(*) Aus einer wilden schauerichten Höhle, in den Felsen von Vaucluse, entspringet die Sorgue (la Sorgue), stürzet sich gleich vor der Höhle mit entsetzlichem Geräusche über die Felsen herab, fliesset dann in der Ebene ruhig über die Tiefen hin, wird gleich schiffbar, windet sich durch verschiedene Arme nach Avignon, und fällt da in die Rhone.

einmal nicht mehr ist, und nicht mehr seyn kann. Er suchet immer, und findet nie. Er lauschet, und höret nichts. Er glaubt er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Rosen ab, von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begiesset sie, pfleget sie, liebelt mit ihnen, und freuet sich ihres sanften Geruches; doch auch dieses letzte lebende Andenken vergeht, die Rose blättert ab, und verdorret. Aber hat man in der Einsamkeit lange genug sich gesträubet gegen die Scheidewand des Schicksals, hat man lange vergebens seine Arme ausgestrecket in leere Luft, hat man lange genug staar und hofnungslos hingeblicket nach dem geliebten verschwundenen Schatten, oder sich vergebens gesehnet nach thränenfreyem Wiedersehen: dann übet man doch allmählig seine Kräfte, trägt Unglück heroisch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am

Am Fusse einsamer Berge, in dunkeln, engen, schauerichten Thälern, freuest du dich jedes Sieges über dich selbst, und jedes Heldenschrittes in deinem Leben, besser als über allen Menschenbeyfall in vergoldeten Zimmern, und pflanzest da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die grosse Welt hat und giebt, deine Erbsen.

Liebe geht hingegen in Städten und im Weltleben, in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen. Wer nun einmal keine Liebe mehr verlanget, wird sich auch keine Reitze mehr wünschen; wird nach nichts mehr seufzen, als nach Frieden und Ruhe; wird sich auf immer wegwenden, von jeder Gefahr. Alles Glück der Liebe, ist doch nur in ihrem Anfange Glück, und weiterhin immer Todesqual. Liebe verfeinert unser Vergnügen immer zu Schmerz. Nur Gleichgültigkeit kann zermalmte weibliche Nerven wieder stärken. Thränen sogar vertrocknen, die aus Mitleid

flos=

floſſen, wenn ein Herz das oft für andere ſchmolz, nun für ſich ſelbſt nichts mehr fühlet. Wunden die itzt noch jeden Augenblick bluten, ſchlieſſet dann auch jeder Augenblick. Sanfte Tage folgen auf ruhige Nächte. Der Ueberreſt des Lebens verflieſſet in halbem Vergnügen; denn die guten Damen ſind zufrieden, wenn ſie itzt auch nur halb gefallen.

Aber die Cur iſt alsdann auch nur halb gemacht; denn Liebe kann vergehen, und Coketterie ſtirbt nie. Ach wie manche kluge Weltdame hat der Liebe entſagt, und doch iſt ihr noch gar nicht gleichgültig, was man etwa von ihrem Geſichte, ihrer ganzen Figur, ihrem Anſtande, und überhaupt von dem ganzen Eindrucke ſagt, den ſie macht. Gleichgültig iſt ihr freylich der leere Tändelkram der Welt und der Weiber; und darum fällt ihr auch nicht ein, hier einen kleinen Vorzug, dort einen kleinen Beyfall zu erringen. Durch kleinen Tand wird ihre Seele nicht mehr beunruhigt. Sie iſt nicht mehr gierig

rig jedem zu gefallen, und jeden zu fangen; aber eine edle und ihrer würdige Eroberung nimmt sie noch mit. Ueberhaupt ist keiner, auch nicht coketten Dame, keine Wirkung, von der sie die Ursache ist, ganz gleichgültig. Weib und Dame wollen doch zu jeder Zeit, an jedem Orte, in jedem Alter, immer nach Möglichkeit interessiren.

Eine deutsche Edelfrau sagte: ach meine Tochter wäre ein treffliches Mädchen, wenn sie nur das verdammte Laster der Coketterie nicht hätte! Diese Edelfrau war im Irthum; denn wenn man den Geist durch viele Gegenstände zerstreut, so neigt er sich mit weniger Hitze gegen Einen. Manche Dame, die sich wegen unglücklicher Liebe den Tod prophezeyt, wird auch vielleicht nur darum eine Cokette, um nicht dieses ehrlichen Todes zu sterben.

Aber dieß alles taugt nichts in der Einsamkeit. Liebe und Coketterie gehen da in Gleichgültigkeit

tigkeit über, und die Hoffnung iſt groß, ſie ganz zu überwinden, wenn man mit der wahren Behandlung der Leidenſchaften bekannt, ſeine Glückſeligkeit ſich gewöhnet itzt nur da zu ſuchen, wo man ſie vorhin nicht geſucht hat. Dann entſtehet allmählig wahre Gleichgültigkeit für die Welt. Aber ſolche Curen gelingen nur an ſtarken Seelen. Was dieſe unternehmen, hat Kraft; und nur ſolchen giebt Einſamkeit, was ihnen die ganze Welt mit aller ihrer Unterhaltung und Zerſtreuung, nicht zu geben vermag.

Es iſt angenehm zu ſehen und zu prüfen, wie Ueberwindung der Liebe dem guten Petrarcha gelang. Als er vor Laura und ſeiner Liebe nach Italien ſich geflüchtet hatte, thaten ſeine Freunde in Frankreich alles, um ihn zu bewegen nach Frankreich zurückzukehren. Einer von ihnen ſchrieb ihm: Welch ein Teufel beſitzt dich? Wie konnteſt du ein Land verlaſſen, in welchem du deine Jugend verlebteſt, und wo dir deine

Schönheit, die du ehedem mit so vieler Sorgfalt blühend erhieltest, so viel Vergnügen brachte? Wie kannst du entfernt von deiner Laura leben, die du so zärtlich liebest, und die deine Abwesenheit betrübt?

Petrarcha antwortete: du verlierst deine Mühe, mein Entschluß ist zu bleiben wo ich bin. Hier bin ich vor Anker. Die Rhone mit aller ihrer hinreissenden Gewalt, und deine Beredsamkeit, ziehen mich hier nicht heraus. Um mich zu überreden, meinen Vorsatz zu ändern, stellst du mir die Verirrungen meiner Jugend vor Augen, die ich vergessen sollte: eine Leidenschaft, deren Qualen mich flüchtig gemacht haben, weil mir kein anderes Hülfsmittel blieb; die kleinen Reitze einer vergänglichen Schönheit, mit der ich mich zu sehr beschäftigte. Es ist nicht mehr Zeit an alle diese Thorheiten zu denken; ich habe sie hinter mir gelassen, und eile mit grossen Schritten zum Ziele meiner Laufbahn.

Wich-

Wichtigere und ernſthaftere Gegenſtände beſchäf-
tigen mich itzt. Gott wolle nicht, daß ich mich
nach deinen treuloſen Rathſchlägen wieder in die
Netze der Liebe werfe, und ein allzubekanntes
Joch mir wieder aufbürde! Dies ſchickte ſich für
meine Jugend. Itzt erröthe ich, daß ich die Fa-
bel der Welt bin, und daß ich ſehe wie man
mich mit dem Finger zeigt. Ich betrachte alle
deine Anträge, und alles was du mir ſageſt
um mich zu verführen, als eine Critik meiner
Sitten. Ergreift mich hier meine Liebe für die
Einſamkeit wieder, ſo flieh ich die Stadt, und
irre auf den Fluren umher ohne Sorgen und Un-
ruhe. Im Sommer ſetz ich mich in Schatten
auf einen grünen Raſen, oder an dem Ufer ei-
nes Fluſſes, und verſpotte die Hitze Italiens.
Kommt der Herbſt, ſo flieh ich in die Haine, im
Gefolge der Muſen. Dieſes Leben ſcheint mir
beſſer, als das Leben an Höfen, ein Leben von
nichts als Ehrgeitz und Neid. Mit Freude trete
ich auf Italieniſchen Boden; die Luft iſt mir hier

heiterer und reiner. Endigt der Tod meine Arbeiten, so wird es ein grosser Trost für mich seyn, mein Haupt in die Arme eines Freundes zu legen, der mit Zähren mir die Augen zudrückt, und dessen Hände mich begraben im Schoße meines Vaterlandes.

So schrieb Petrarcha der Philosoph. Petrarcha der Mensch gieng, kurze Zeit nachher, wieder nach Avignon; und dann ab und zu, auch nach Vauclüse!

Mit der redlichsten Offenherzigkeit gestand Petrarcha selbst sein Schwanken zwischen Vernunft und Liebe. Er schrieb einst seinem Freunde, Wilhelm von Pastrengo, aus Vauclüse: da ich sah, daß es kein anderes Mittel mehr gab mich zu heilen, als Avignon zu verlassen, entschloß ich mich dazu, ungeachtet der Bemühungen, die alle meine Freunde sich gaben mich zurück zu halten. Ach, ihre Freundschaft machte mich

mich nur unglücklich. Ich habe mich in dieſe Einſamkeit begeben, um einen Zufluchtsort gegen die Stürme des Lebens zu ſuchen, und eh ich ſterbe, hier noch ein wenig für mich ſelbſt zu leben. Ich ſah mich ſchon nah an dem Ziele; ich fühlte ſchon mit einem auſſerordentlichen Vergnügen meinen Geiſt viel freyer; das Leben welches ich führe, ſchien mir dem Leben der Seligen im Himmel ähnlich. Aber ſieh, die Macht der Gewohnheit und der Leidenſchäft; ich kehre oft, ohne Geſchäfte in Avignon zu haben, in dieſe verhaßte Stadt zurück. Ich laufe ſelbſt in die Netze, worinn ich gefangen ward. Ich weiß nicht welch ein Wind mich aus dem Hafen, in dem ich mich befunden, in dieſes ſtürmiſche Meer treibt, wo ich doch ſo oft Schiffbruch gelitten. Ich bin nicht ſo bald darinn, als ich auf einem Schiffe zu ſeyn glaube, das der Sturm treibt. Ich ſehe den Himmel im Feuer, das Meer erzürnt, und nichts um mich her, als Klippen. Der Tod ſchwebt mir vor

Augen; aber was noch ſchlimmer iſt als der Tod, das gegenwärtige Leben wird mir zuwider, und ich fürchte das künftige.

Paſtrengo antwortete wie ein Freund der nicht nur wußte was Petrarcha that, ſondern der ihm auch wollte merken laſſen was er immer thun ſollte. Mit Vergnügen, ſagte er, vernehme ich, du habeſt die Thüren deines Gefängniſſes zerſprengt, deine Feſſeln zerbrochen, deine Bande zerriſſen; du ſeyeſt nach einem heftigen Sturm endlich in dem Hafen nach dem du dich ſehnteſt, und wo du ein ruhiges Leben führſt. Ich ſehe von hier aus, Alles was du den Tag über zu Vaucluſe machſt. Mit der erſten Morgenröthe, durch den Geſang der Vögel und durch das Gemurmel deiner Quelle erweckt, ſteigſt du auf deine vom Thau benetzten Hügel, und erblickſt von da unter deinen Füſſen angebaute Länder, und vielleicht das Meer mit Schiffen bedeckt. Immer haſt du deine Schreibtafel zur

Hand,

Hand, in die du jeden Augenblick deine Gedanken aufzeichneſt. Wenn ſich die Sonne über dem Horizont erhebt, ſo gehſt du in dein kleines Haus, um eine mäſſige Mahlzeit zu verzehren, und dann geruhig darauf zu ſchlafen. Um die groſſe Hitze zu vermeiden, begiebſt du dich dann in das Thal, wohin deine wunderbare Quelle ihre Wellen ergieſſet, die mit fürchterlichem Getöſe durch die Felſen ſich herabſtürzen, und den reizenden Fluß hervorbringen, der das Thal von Vaucluſe benetzet. Ich werde jene ſchauerichte Höhle gewahr, deren zuweilen niedriges und ruhiges Waſſer den Eingang erlaubt, und worinn man bey der gröſten Hitze des Sommers eine ſo friſche Luft athmet. Die Grotte die über dem Waſſer hängt, das klarer iſt als Kryſtall, wo du im Schatten ſitzeſt, deine Augen an dem angenehmen Schauſpiel weideſt, deinen Geiſt erhebſt, und deine Meiſterſtücke hervorbringſt. Die Güter dieſer Welt betrachteſt du da, als einen verſchwindenden Schatten, und entſagſt ihnen, um

nützlichen Gebrauch deiner Zeit. Wenn du aus der Grotte herausgehst, ist deine Schreibtafel voll. Glaube aber nicht, daß du allein die Schätze deines Geistes genieſſest; mein Geist, der dich nie verläßt, theilt mit dir diesen nützlichen und angenehmen Genuß.

Solche Glückseligkeit fand Petrarcha in Vaucluse, unter solchen Gefahren. Liebe, die sich in der Einsamkeit nicht mässigen kann, gewähret sie nicht; aber am Ende wird doch alle Traurigkeit über verlohrne Freuden der Liebe, durch wohlbenutzte Einsamkeit ersetzet. Also ist in unglücklicher Liebe, für den Einsamen nicht alle Freude des Lebens dahin. Also denkt er auch noch ohne Gram, an vergangene Freuden der Liebe, die nie wiederkehren. Also kommt doch eine Zeit, da man ausgeweinet hat, und ausgelitten; und da man ruhig auf dem Todbette sagt: Geliebte, wenn du mein Schicksal höreſt, so verdient wohl eine Liebe wie meine war, eine

Zähre,

Zähre, und einen tief aus dem Herzen herausgehohlten Seufzer; aber vergiß meine Fehler, laß meine Tugenden mit dir leben, und meine Thorheiten mit mir sterben.

Schon im Kampfe mit seiner Liebe, hub Petrarcha sich zu der Mächt seines Geistes und der Grösse empor, die ich gegen das Ende des zehnten Capitels beschrieben habe. Eben in dieser Zeit, erwarb er sich einen Einfluß auf sein Jahrhundert, den kein Gelehrter unserer Zeit auf eine Meile Weges hat. Es war ihm überaus leicht, von verliebten Ideen zu ernsthaften Gedanken überzugehen, bey jeder Gelegenheit von muthigen Entschlüssen zu kühner That. Petrarcha, der vor den Füssen eines Weibes weinte, seufzte, winselte wie ein Kind, der für Laura nichts als weiche, schmachtende Gedichte schrieb, die Liebe ihm eingab: schrieb sobald er seine Augen nach Rom kehrte, Briefe voll alten Römergeistes, im männlichsten und muthigsten Styl.

Könige (*) vergaſſen über dem Leſen ſeiner Lieder Eſſen und Schlaf; aber Er war bey mehrern Jahren nicht mehr der verliebte Dichter allein, der nur zu den Füſſen ſeiner ſpröden Geliebten Geſänge ſeufzte, nicht mehr der weibiſche Sklave, der die Ketten einer ſtolzen Gebieterinn küßt, die ihn mit einem Scheine von Widerwillen verachtet; Er war ein kühner Republikaner, der Liebe zur Freyheit in ganz Italien erſchallen ließ. Er ſelbſt leutete die Sturmglocke wider alle Tyrannen.

Deutſchland läßt ſeine gröſten Dichter, in Adlersgeſtalt, geruhig aus ihrem Kämmerlein zur Sonne fliegen, und von der Sonne wieder herab in ihr Kämmerlein. Haſen laufen, Puterhahnen kullern,

(*) Der König Robert von Neapel entzog ſich oft, viele Stunden hindurch, den ernſthafteſten Geſchäften, und las bis tief in die Nacht hinein die Werke des Petrarchs, ohne weder an Eſſen noch Schlaf zu denken.

kullern, Eulen lauſchen, und Gänſe ſchnattern, etwa indeß im Thale; mehr thut die deutſche Nation nicht. Petrarcha ſchwang ſeine Flügel mit gröſſerer Wirkung. Er war ein Staatsmann, ein Miniſter, vom erſten Range; er ward in den wichtigſten Sachen von Europa zu Rathe gezogen, und in den feinſten Unterhandlungen gebraucht. Er war ein Menſchenfreund, der überall umhergieng, die Fackel der Zwietracht auszulöſchen; ein ungewöhnlicher Geiſt, den die gröſten Fürſten aufſuchten, um ſich nach ihm zu bilden, und die groſſe Kunſt Völker glücklich zu machen von ihm zu lernen.

Aus ſolchen Zügen ſieht man doch, daß Petrarcha, ſeiner Liebe ungeachtet alle Vortheile der Einſamkeit genoß. Er gieng nicht, wie viele Schriftſteller glauben, nach Vaucluſe um näher bey Laura zu ſeyn, denn Laura lebte in Avignon, ſondern um Laura und den Hof zu fliehen. In ſeinem kleinen, dort an einem hohen Felſen gelegenen, und mit Waſſer umfloſſenen Gärtchen,

erhub ſich ſein Herz über ſeine Schickſale. Er hatte freylich einen unruhigen Kopf; er war freylich ſehr oft nirgends gerne als da, wo er nicht war, und nicht ſeyn konnte; er konnte ſehr oft nicht was er wollte, und wollte eben ſo oft nicht was er konnte; er ſuchte immer etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarcha hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie! Aber eben dieſe höhere Kraft zum Empfinden und Erkennen machte ihn doch bey guter Laune, fähig alle Vortheile der Einſamkeit ſo gut zu genieſſen, als irgend ein Sterblicher vor ihm und nach ihm ſie genoſſen hat; und dann ward ihm Vaucluſe, ein Tempel des Friedens, ein Wohnplatz der Ruhe, und ein ſicherer Hafen gegen alle Stürme der Seele.

Liebe wird alſo im Ganzen, in der Einſamkeit nie überwunden, aber getauft und geheiligt. Was in der Natur des Menſchen iſt, muß in der Natur des Menſchen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, ſondern zu guten Zwecken wenden.

den. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit einem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht, und wegschwatzet. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglücket dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entwöhnt auch sie dich, durch freye und süsse Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle, und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs, und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles so unübertreflich lehret, und

sagt:

Könige (*) vergaſſen über dem Leſen ſeiner Lieder Eſſen und Schlaf; aber Er war bey mehrern Jahren nicht mehr der verliebte Dichter allein, der nur zu den Füſſen ſeiner ſpröden Geliebten Geſänge ſeufzte, nicht mehr der weibiſche Sklave, der die Ketten einer ſtolzen Gebieterinn küßt, die ihn mit einem Scheine von Widerwillen verachtet; Er war ein kühner Republikaner, der Liebe zur Freyheit in ganz Italien erſchallen ließ. Er ſelbſt leutete die Sturmglocke wider alle Tyrannen.

Deutſchland läßt ſeine größten Dichter, in Adlersgeſtalt, geruhig aus ihrem Kämmerlein zur Sonne fliegen, und von der Sonne wieder herab in ihr Kämmerlein. Haſen laufen, Puterhahnen kullern,

(*) Der König Robert von Neapel entzog ſich oft, viele Stunden hindurch, den ernſthafteſten Geſchäften, und las bis tief in die Nacht hinein die Werke des Petrarchs, ohne weder an Eſſen noch Schlaf zu denken.

kullern, Eulen lauſchen, und Gänſe ſchnattern, etwa indeß im Thale; mehr thut die deutſche Nation nicht. Petrarcha ſchwang ſeine Flügel mit gröſſerer Wirkung. Er war ein Staatsmann, ein Miniſter, vom erſten Range; er ward in den wichtigſten Sachen von Europa zu Rathe gezogen, und in den feinſten Unterhandlungen gebraucht. Er war ein Menſchenfreund, der überall umhergieng, die Fackel der Zwietracht auszulöſchen; ein ungewöhnlicher Geiſt, den die gröſten Fürſten aufſuchten, um ſich nach ihm zu bilden, und die groſſe Kunſt Völker glücklich zu machen von ihm zu lernen.

Aus ſolchen Zügen ſieht man doch, daß Petrarcha, ſeiner Liebe ungeachtet alle Vortheile der Einſamkeit genoß. Er gieng nicht, wie viele Schriftſteller glauben, nach Vaucluſe um näher bey Laura zu ſeyn, denn Laura lebte in Avignon, ſondern um Laura und den Hof zu fliehen. In ſeinem kleinen, dort an einem hohen Felſen gelegenen, und mit Waſſer umfloſſenen Gärtchen,

erhub sich sein Herz über seine Schicksale. Er hatte freylich einen unruhigen Kopf; er war freylich sehr oft nirgends gerne als da, wo er nicht war, und nicht seyn konnte; er konnte sehr oft nicht was er wollte, und wollte eben so oft nicht was er konnte; er suchte immer etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarcha hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie! Aber eben diese höhere Kraft zum Empfinden und Erkennen machte ihn doch bey guter Laune, fähig alle Vortheile der Einsamkeit so gut zu geniessen, als irgend ein Sterblicher vor ihm und nach ihm sie genossen hat; und dann ward ihm Vaucluse, ein Tempel des Friedens, ein Wohnplatz der Ruhe, und ein sicherer Hafen gegen alle Stürme der Seele.

Liebe wird also im Ganzen, in der Einsamkeit nie überwunden, aber getauft und geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden.

den. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit einem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht, und wegschwatzet. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglücket dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entwöhnt auch sie dich, durch freye und süsse Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle, und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs, und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles so unübertreflich lehret, und sagt:

sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung; kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe der nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenossen würde, und keine Empfindung die sich nicht beyden Herzen mittheilete! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, alles wichtig seyn was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genieſſet, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über

alles,

alles, selbst das geringste Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilet, mit Ruhe, Zufriedenheit, und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusammentreffen, dann kann Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gesinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verscheuchen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer üblen Laune gemildert, die Heftigkeit unserer Leidenschaften besänftiget, und der bittere Kelch des Lebens versüsset. So erheitert sich Alles in der Einsamkeit, durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freylich nicht immer, tiefe Schwermuth in süsse Melankolie.

Alles

Alles was mit Milde in die Seele wirket, iſt Balſam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, ſind darum jedem Kranken, und jedem Leidenden ſo willkommen. Ach wenn mir auch ſonſt alles in der ganzen Welt misfiel, wenn ich alles was ich hatte nicht mehr mochte, wenn Unluſt an allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hofnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze ſchöne Erde zu einer Grabesſtäte machte, ſo lag doch noch immer für mich, in weiblicher Güte, eine tröſtende Kraft. Nichts verſüſſet mehr unſere Leiden als die Ueberzeugung, daß ſie einer liebenswürdigen Perſon nicht gleichgültig ſind.

So wie weiblicher Verſtand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, ſo beruhigt ſich auch der Schwermüthige, beym Anblicke von tauſend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt ſich dann in ſanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süſſe

Süsse Melankolie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlasset. Junge Frauenzimmer auf dem Lande von funfzehn und achtzehn Jahren, von feiner Empfindung und weitsehendem Blicke, haben diese süsse Melankolie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melankolie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melankolie in Vivis (Vevay) als er dort an den schönen Ufern des Genfersees gieng. Mein Herz, sagt er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward aufs zärtlichste erweichet, ich seufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort auf einen grossen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Wasser fielen!

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süssesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jahre saß ich, unter gleichem

Drucke, oft in ſtillen Schatten, an denſelben ſchönen Ufern. Liebe heilte meinen Zuſtand, Liebe unter den Bäumen am Genferſee! (*) Einſamkeit heilet ihn nicht; aber man bleibt in dieſem Zuſtand auch gerne ungeheilt. So ſanft, ſo ſüſſe leiden, traurig ſeyn ohne recht zu wiſſen warum, und dann doch die Einſamkeit allem vorziehen; gerne alleine ſeyn, an dem klaren See, auf Felſen, in Klüften, im ſchwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um ſich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffaſſe, und übrigens die ganze Welt thun und denken laſſen was

(*) Kein Schweizer und kein Fremder von einigem Gefühle ſah die ſchönen Ufer des Genferſees, und alle die lieblichen Naturſcenen umher, und dann den ganzen majeſtätiſchen Horizont der dieſe groſſe Waſſerfläche begrenzet, und erinnert ſich dieß alles nicht mit Liebe; und riß nicht zulezt, beym Abſchied, ſeine Augen weg von dem geliebten Anblick, mit eben der Wehmuth mit der man Abſchied von einem Freunde nimmt, den man nicht hoffet jemals wieder zu ſehen.

was ſie will: dieß iſt ein Zuſtand, den jeder Jüngling ſich wünſchen ſoll, weil er das Alter fliehet (*).

Alleineſeyn iſt nicht ohne Ausnahme gut, für alle Traurigen und Betrübten. Meine Thränen floſſen mir nur heiſſer, geliebter Hirſchfeld, als dein ſchönes Buch über das Landleben herauskam, und du mir das Buch ſchenkteſt, und ich die rührende Stelle fand, in der du ſchieneſt mir ins Herz zu rufen: Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen Säuſeln der Luft, das Herz zerſchmilzt in eine ſtille Wehmuth. Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen, und wir empfangen mit ihnen eine ſanftere Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verſchwinden nach und nach. Der Geiſt widerſteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen, und eine weiſe Gelaſ-

(*) Rührend und wahr ſagt Petrarcha: Illos annos egi tanta in requie, tantaque dulcedine, ut illud ferme tempus ſolum mihi vita fuerit, reliquum omne ſupplicium.

senheit bricht, wie eine heitere Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmernisse der Seele hervor, im Genusse der stillen Anmuth des Landlebens.

Es giebt Betrübte, die bey jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern wenn sie eine von der erblaßten verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und ohnmächtig hinfallen würden bey dem Grabe das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie. Keinen Reitz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab, von der lieben Hand, die sie führen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, Menschen

schen von heftiger Gemüthsart, dabey sind sie gewiß krank; ihre Behandlung fodert treue Liebe, und grosses Nachgeben.

Einsamkeit hat hingegen mächtige Reitze für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bey der wahrhaftesten und aufrichtigsten Traurigkeit, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Traurige nenne ich glücklich, wenn niemand sie in ihrer Traurigkeit störet, so sehr mir auch mein Herz bey dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seyen nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene die in eine Art von Wuth

LIBRARY

Kommt der Traurige nur erst in äusserliche Ruhe; reitzet, drücket, und hemmet ihn nichts; wird er nun nicht mehr mißverstanden; kann er nur erst mit sich selbst fertig werden: so wird er auch mit allem übrigen in der Welt fertig, und so verschwindet oft schon alle Melankolie und alle Unlust am Leben. Die Fortschritte der Besserung sind zwar in solchen Fällen bey dem weiblichen Geschlechte immer schneller als bey uns. Junge Weiber fliegen schon, indem melankolische Männer noch kaum kriechen. Eine zarte Frau wird leicht umgeworfen, und steht leicht wieder auf; aber freylich nicht so sehr durch Einsamkeit, als durch weniger abstracte Hülfsmittel, immer viel eher durch etwas das ihre Sinne reitzet, und durch dieselben an ihrem Herzen zaubert. Die Krankheiten der Männer hingegen wachsen langsam, wurzeln tief, und sitzen fest; gegen diese muß man alles anwenden, was wirksam ist mit dauerhafter Kraft. Weniges nützet hier nichts. Man muß auch überall versuchen was etwa die Seele auf den

Kör-

Körper vermag. Dieſe verdrängt oft groſſes Unheil, iſt oft ein mächtiger Schild gegen alle Pfeile des Schickſals. Groſſe Seelen werfen ab, und ferne von ſich weg, was andere peinigt, necket, reitzet, und nagt; heroiſch wenden ſie ſich um, von dem was iſt, zu dem was ſeyn muß. Eine groſſe Seele wird ihrem Körper eben ſo gewiß aufhelfen, als eine kleinere Seele den ihrigen aufreibt.

Ort und Umſtände muß man nur immer ausfinden, wo die Seele nach ihrer beſondern Natur am liebſten wirket. Spieltiſche, groſſe Gelage, Aſſembleen, ſind für die meiſten Menſchen Nahrung und Labſal; aber ſehnſt du dich nach Einſamkeit, weil du weißt wozu Einſamkeit nützet, ſo iſt nirgends Ruhe und Herzensgenuß für dich, als in der Einſamkeit.

Weg alſo in der Moral, wie in der Arzneykunſt, mit allen Compendiumslehren und allgemeinen Räthen, die der genaue Beobachter auf den beſondern Fall nicht anpaſſend findet. Weg mit allen untrüglichen Recepten von Zer-

streuung gegen Hypochondrie. Wer einem aus Kränklichkeit, Freyheitsliebe, Geschmack und Neigung einsamen, alle Unruhe, allen Zwang, allen Zeitverlust in seinem Hause verabscheuenden Menschen, als ein specifisches Mittel gegen Hypochondrie rathen würde, daß Er Assembleen gebe in seinem Hause; daß Er junge, hüpfende, und federleichte Dämchen einlade, die bey ihm wohnen auf Wochen und Monate; daß Er für dieselben Gastereyen anstelle, jeden Abend bis an den andern Morgen; der heilet ihn vielleicht von der Hypochondrie durch den Zorn den solche Menschenkennerey erreget, oder durch das Lachen das sie verdient. Nichts ist wahr, in allen Dingen wo Verstand blos auf Sehen und Erfahren beruhet, als was anpaßt und trifft. Von sehr vielen hypochondrischen und melankolischen Menschen, kann man mit Wahrheit sagen: laßt sie alleine, so sind sie zerstreut.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit für das Herz, leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigstens

ſtens in der Einſamkeit nicht leichter werde tugendhaft zu ſeyn, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückſeligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einſamkeit dem Herzen giebt; auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott; und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geſchieht in der Welt von Amts wegen. Der Geiſtliche lehret und tröſtet, der Rechtsgelehrte verſchaffet Recht, der Arzt macht ſeine Beſuche, ſeufzt und ſchwizt oft Blut dabey, und curirt gut oder übel; alles aus Menſchenliebe, ſagen die Herren. Davon iſt kein Wort wahr. Man tröſtet, verſchaffet Recht, und curirt, nicht immer aus Trieben ſeines Herzens, ſondern weil man muß; weil man dazu aufgefordert iſt; weil man einen ſchwarzen Rock trägt, in dieſem Collegio ſitzt, oder dieſen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgebohrnen wohlbekannte Menſchenliebe, ein Wort bey dem ich immer auffahre, und womit viele Tauſend an mich geſchriebene Briefe immer anfangen, iſt

iſt nichts als eiskalter Canzleyſtyl, Ziererey, Lüge. Menſchenliebe iſt Tugend, Adel der Seele vom erſten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieſes aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke ſind alſo nicht immer Gottesdienſt. Deſſen Herz, der ſich von Weltgeſchäften vollends nie losreiſſet, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut ſeyn; groß ſeyn in Geſchäften, und klein in ſeinem Herzen (*). Tugend iſt ſeltener, als man glaubt. Mit Menſchenliebe, Tugend, Patriotiſmus, und allen Wörtern dieſer Art, muß man darum haushälteriſch umgehen. Man muß ſie nur bey groſſen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer ſolche Wörter zu oft ausſpricht, ſchwächt ſie, und macht ſie verächtlich. Wer ſollte ſich nicht ſchämen, gelehrt oder menſchen-

(*) Viri poteſtatibus ſublimes, ſagt der Kanzler Bacon, ipſi ſibi ignoti ſunt. Et dum negotiis diſtrahuntur, tempore carent, quo ſanitati aut corporis aut animæ ſuæ conſulant.

ſchenliebend zu heiſſen, da oft ſo äuſſerſt elende Kerle hochgelehrt ſind, und da man ſo manchen Schurken wegen ſeiner wohlbekannten Menſchenliebe lobt!

Wahrſcheinlich geſchieht in der Einſamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Menſch von einiger Bedeutung, iſt wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider ſind Exempel des Guten gar zu ſelten in der Welt, ſondern weil er bey ſtiller Ueberlegung findet, daß Gröſſe des Herzens doch am Ende jede andere Gröſſe übertrift. Auch geſchieht wirklich das meiſte Groſſe in der Welt durch ſtille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freyer in der Einſamkeit ausgeübet, als in der Welt. Niemand ſchämet ſich in der Einſamkeit der Tugend, da ſie hingegen gebeugt durch die Welt ſchleicht, und in groſſen Verſammlungen beſcheiden in der Ecke ſteht. Unſer Umgang mit der Welt, iſt eine Erziehung zum Laſter. Bey den beſten Entſchlüſſen fehlen wir doch alle, täglich, unter ſo

vielen

vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem der eine grosse Rolle in der Welt spielt, mangelt es freylich an guten Entschlüssen, bey manchem sind die Entschlüsse gut, und die Werke schlecht. Vielleicht sind wir des Morgens in unserer Kammer, ehe der Wirbel unserer Geschäfte herankommt, noch ganz gut, noch unparteyisch, und frey; niemand setzt sich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachsamkeit und Vorsicht, bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über sich selbst, wenn man mannigfaltig geneckt ist von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerley Geschäfte betreiben muß, mit vielen Menschen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeschmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbst in der Einsamkeit war es daher die äusserste Thorheit, daß Seelen wähnten die Körper hatten, sie wollen sich da an den höchsten Gipfel speculativer Tugend hinauffaseln. Man ist und bleibt, auch in der Einsiedeley, doch immer Mensch. Tugend ist nirgends leicht, als da, wo gar keine

Ge-

Gefahren ſind; aber dann iſt ſie auch nicht mehr Herrſchaft über uns ſelbſt. Manchen Einſiedler ſchuf Gott zu ſchwach, um aus dem Abgrunde ſich zu retten, weil Er ihn ſtark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es iſt eine ſchöne Bemerkung eines vortreflichen Schottländiſchen Menſchenbeobachters und Menſchenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß ſie eines Menſchen vornehmſte Glückſeligkeit aus ſeinem Verhalten entſpringen laſſe. Ein böſer Menſch, ſey ganz und gar ein Geſchöpf der Welt. Er hänge von ihrer Gunſt ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und ſey glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derſelben gelingt oder fehlſchlägt. Bey einem Tugendhaften aber ſey der glückliche Fortgang ſeiner weltlichen Unternehmungen, nur immer die zweite untergeordnete Abſicht. Habe er, wie es ihm gebühre, ſeine Schuldigkeit gethan, ſo ſey ſein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlaſſe er der Fürſehung. Sein Zeuge ſey im Himmel, und der ihn kenne, ſey in der

Höhe.

Höhe. Zufrieden mit dem Beyfall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewissens, geniesse er seiner eigenen Unschuld, und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maasse, als solche edle Grundsätze unsere Herzen regieren, machen wir uns also von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Menschen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menschenfurcht benehmen; ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen; ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflößen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frey.

Solche

Solche Unabhängigkeit und solche Freyheit kann auch den größten Freyheitshässern nicht misfallen, denn sie führet blos zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel mehr geschickt und emsig machen, die rechtmässigen Obliegenheiten unsers Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeiget: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freyer Musse, fassen wir feste und gründliche Entschliessungen zu Beherrschung unsers Gemüths, und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen Versuchungen denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens die wir am meisten zu verwahren haben, mit ungestörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte.

Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bey näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere. Halte sie von Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehret. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als solchen die entweder phantastisch und eingebildet sind, oder schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Wollüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmässig die grossen Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Strasse frölich. Unser Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit

sehe,

ſehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unſere Geſchäfte vollkommener ausrichten, und den Reitzungen zur Sünde beſſer widerſtehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerſtreuten und feurigen Gebete in der Einſamkeit zu danken, und unſerer Abſonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freyheit und Muſſe, äuſſere Stille und Mangel von Umgang, ſind alſo groſſe und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenſchaften hält man dann nicht blos etwa zurück, daß ſie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, ſondern man erlaubt auch nicht ſeiner Vorſtellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge die man gerne läßt wie ſie ſind, weil man ſie verlachet. Das häusliche Leben iſt dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdruſſes, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenſchaften, die Wohnung des Grams, der üblen Laune, des mannigfaltigen Streites, der boshaften Qualſucht, und ein Vorſpiel der Hölle. Frieden und Glück-

ſeligkeit wohnen bey dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entſagt, und eben darum nur deſto fähiger iſt Vergnügen um ſich her zu verbreiten. Wer ſich entfernet aus dem Dunſtkreiſe der Laſterhaften, wer wegfliehet vor dem niederſchlagenden Anblick hochgeſchätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unſers Lerms, aller unſerer Behauptungen, und aller unſerer Anſprüche ſieht, kommt in ſeinem Hauſe nie aus ſeiner Faſſung.

Alles Weltvergnügen verlieret ſeine Reitze vor jedem ſtillen Opfer, das man der Tugend in der Einſamkeit bringet. Ich will lieber Thränen vergieſſen als Thränen erregen, ſagte mir einſt eine deutſche Dame. Sie ſchien nicht zu wiſſen, daß ſich kaum etwas großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und alles was man in den Städten hervorſucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln, und die Ewigkeit zu vergeſſen. Man

iſt

ist immer glücklich, wenn man Kräfte in sich selbst findet, die man sich selbst nicht zutraute. Einsamkeit öfnet die Seele jedem edlen Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich läugnet kein Bösewicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt und in der Einsamkeit sey. Aber doch wirft das Laster immer seine seidenen Netze aus, und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführerische Begierde zu wachen, nicht erst wenn sie da ist, sondern schon wenn sie von weitem kommt; böse Lüste durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist derjenige der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringet, die ihn so ungestöret erhält. Was hülfe es die Städte zu verlassen, Einsamkeit, Stille, und Ruhe zu suchen, wenn man dabey noch immer Menschenhaß im Herzen trüge, da noch dieser grimmigen Leidenschaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit, und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit, und in den Trauerschlünden finsterer Cellen. Läuterung und Behütung unsers Herzens ist also das erste und das letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Musse, Ruhe, und Freyheit, einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menschen fliehen; man kann sie alle fliehen, und ihnen allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehöret, daß er hochschätze was die Menschen verachten, und verachte was die Menschen hochschätzen.

Als

Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anſtatt des Lucullus den Pompejus zu ſeinem oberſten Befehlshaber ernannte, alſo das ganze Reich den Händen eines einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne da Er ſein Creditiv erhielt, ſchlug auf ſeine Schenkel, und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! Wäre ich nicht glücklicher geweſen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich dann immer wieder zu Felde gehen, immer den Harniſch auf dem Leibe haben? Kann ich dann nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und ſanft und ſtille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war ſchön geſagt, aber erlogen; denn Pompejus ſchätzte noch nicht genug, was Männer von ſeiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals alle nach Herrſchaft gierige Römer hochſchätzten. Aber das that Manius Curius. Er war der größte Römer ſeiner Zeit, hatte kriegeriſche Völker überwunden, den Pyrhus aus Italien verjagt, dreymal die Ehre

Glücklich iſt derjenige der dieſen Frieden in die Einſamkeit bringet, die ihn ſo inge erhält. Was hülfe es die Städte zu verla Einſamkeit, Stille, und Ruhe zu ſuchen, man dabey noch immer Menſchenhaß im H trüge, da noch dieſer grimmigen Leiden fröhnte? Göttliche Zufriedenheit, und ein g Himmel auf der Stirne, fänden ſich dann ſo wenig in blumenreichen Gefilden, als i fer Nacht der Einſamkeit, und in den Tr ſchlünden finſterer Cellen. Läuterung und R tung unſers Herzens iſt alſo das erſte und letzte, was wir in der Einſamkeit thun un chen müſſen; und iſt dieſes gethan, dann den wir Glückſeligkeit; dann haben E Muſſe, Ruhe, und Freyheit, einen A Nicht aus Haß muß man die Menſchen fli man kann ſie alle fliehen, und ihnen allen Gutes wünſchen.

Zur Glückſeligkeit des Einſamen gehöret, er hochſchätze was die Menſchen verac und verachte was die Menſchen hochſch

iſt ſchlecht, aber es ſchmeckt ihm; ſein Bett iſt hart, aber er ſchläft doch beſſer als Könige und Fürſten.

Einſamkeit gewähret den kleinſten unter den Menſchen ſo viel Vergnügen als den größten. Die ſchöne Luft, die herrlichen Wälder, die Farbe der Wieſen, und die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit die der Sommer über die ganze Erde wirft, bezaubert nicht nur Philoſophen, Könige, und Helden; ſie macht auch dem ungelehrteſten Zuſchauer Vergnügen. Ein Engländer hat vortreflich geſagt: es ſey nicht nöthig, daß man die Geſetze des Wachsthums der Pflanzen verſtehe, um die Farbe einer Blume zu bewundern; oder daß man das Ptolomäiſche oder Copernikaniſche Syſtem erſt ſtudire, um ſich des Sonnenlichts zu freuen, oder ihre erfriſchende Wärme zu fühlen. Das Neue vom Jahre ſey an ſich eine Quelle von Wohlgefallen; und Milton bemerke ſehr wohl, daß jedem der lange in Städten eingeſchloſſen war, kein länd-

licher Gegenſtand zu Geſichte komme, der nicht einige ſeiner Sinne erquicke.

Verbannte ſogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einſamkeit gefühlet. Anſtatt der Welt aus der man ſie vertrieb, ſchuffen ſie ſich eine Welt im Stillen, gewöhnten ſich da, wenn ſie groſſe Herren geweſen waren, an Menſchenfreuden (*); und erfanden, um friedſam und leiſe ihre Tage zu verleben, tauſend kleine Glückſeligkeiten, die man nur fern von aller Geſelligkeit, fern von allem Mitleid und Troſt, fern von der ſüſſen Geſellſchaft der Menſchen, fern von Freunden und Vaterland findet.

Verbannte müſſen eben ſo wie wir, um glücklich zu ſeyn, immer an etwas ſich anſchmiegen, immer etwas haben, das ihnen eine entfernte

(*) Cicero ſagt hinreiſſend ſchön: Multa præclara Dionyſius Phalereus in illo exilio ſcripſit, non in uſum aliquem ſuum, quo erat orbatus; ſed animi cultus ille, erat ei quaſi quidam humanitatis cibus.

ferne Hofnung erwecket, oder ein gegenwärtiges Vergnügen gewähret. Ach ſie ſtreben auch nach Freude; auch ſie möchten um der Freude willen noch leben. Morlz, Prinz von Iſenburg, ſchlug ſich zwanzig Jahre durch die Welt, bald unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, bald unter dem Marſchall von Broglio, dann in den Feldzügen der Ruſſen gegen die Türken. Aus Ehrgeitz und Ruhmſucht verlohr er Geſundheit und Ruhe. Als Ruſſiſcher Officier kam er in Ruſſiſche Verbannung. Man weiß was das iſt. Aber Er machte ſich dieſe Lage angenehm. Alle Kümmerniſſe der Verbannung zerdrückten ſeinen Geiſt und ſeinen Körper; ſein Leben war nur noch ein Schatten. Lord Bolingbrokes kleine Schrift über Verbannung fiel ihm in die Hände. Er las ſie etliche mal durch; und ſo wie ich las, ſagt dieſer Prinz in der etwas deutſchprinzlichen Vorrede zu ſeiner ſchönen und kernhaften Ueberſetzung dieſer Schrift, verſchwand bey mir aller Tiefſinn.

Lord

Lord Bolingbrokes Schrift über Verbannung iſt ein Meiſterſtück ſtoiſcher Philoſophie (*), und guter Schreibart. Er ſieht in derſelben allen ver-

(*) Lord Bolingbroke war ſonſt eben nicht ein groſſer Stoiker, die Zeiten ausgenommen, da er einer ſcheinen wollte, oder ſeyn mußte. Ein Mann der ihn ſehr genau kannte, und ſich ſehr auf Portraitmahlerey verſtand, der berühmte Lord Cheſterfield, ſagt von Ihm: „Es iſt „unmöglich Licht und Schatten dick genug aufzutragen, „um den Charakter des Lord Bolingbroke nach dem Leben „zu mahlen. Er war ein äuſſerſt niederſchlagendes Beyſpiel von der Heftigkeit menſchlicher Leidenſchaften, „und der Schwäche aufgeklärter und hoher Menſchenvernunft. Seine Tugenden und ſeine Laſter, ſeine „Vernunft und ſeine Leidenſchaften, waren nicht durch „eine ſanfte Stufenfolge von Schattirungen gemiſchet; „ſie machten einen harten und plötzlichen Contraſt.“

„Hier die dunkelſten, dort die glänzendeſten Farben, „beyde frappanter durch ihre Nähe. Ungeſtüm, Uebermaaß, und beynahe Ausſchweifung waren nicht nur „der Charakter ſeiner Leidenſchaften, ſondern ſogar ſeiner Gefühle. Als Jüngling ſuchte er ſeine Ehre im „Tumulte und in der Raſerey des Vergnügens, und er „triumphirte leichtfertig darinn, mit Verachtung alles „Wohlſtandes. Oft erhitzte und erſchöpfte er ſeine ſchöne Imagiuation, wie ſeinen Körper, durch das Lob „und die Vergötterung der Hure von der letzten Nacht. „Seine feſtlichen Schmauſereyen trieb er bis zu bacchan-

„tiſchen

vergangenen und gegenwärtigen Widerwärtigkeiten des Lebens in die Augen. Anſtatt ihnen zu entfliehen, oder das Gefühl derſelben durch eine lange

„tiſcher Wuth. Nichts unterbrach dieſe Leidenſchaften, „als eine gröſſere, der Ehrgeitz. Er ſchwächte durch „jene ſeine Leibesbeſchaffenheit, und ſeinen Charakter; „aber dieſe vernichtete ſeine Glücksumſtände und ſeinen „Ruhm.“

„Jung, und mit Ehre, kam er in Geſchäfte. Sein „Scharfſinn ſah durch. Jeden Gegenſtand, worüber „er ſprach oder ſchrieb, zierte er durch eine äuſſerſt glän„zende Beredſamkeit, die nicht ſtudirt war, nicht mit „Mühe hervorgebracht, ſondern ihm natürlich und glück„lich floß. Er hat vielleicht im Anfang ſich darum beſtre„bet, aber in der Folge ward Beredſamkeit ihm ſo ſehr „eigen, daß auch ſeine Converſation über die alltäglich„ſten Dinge den Druck ausgehalten hätte, ohne die aller„geringſte Veränderung in Vortrag und Styl. Edler „und großmüthiger Geſinnungen war er eher fähig, als „feſter und überlegter Grundſätze von Gutmüthigkeit „und Freundſchaft; aber auch dieſe Geſinnungen waren „mehr heftig als dauerhaft, und veränderten ſich gegen „die nämlichen Perſonen plötzlich und oft vom Aeuſſer„ſten zum Aeuſſerſten. Jedes gewöhnliche Bezeigen von „Höflichkeit gegen ihn, betrachtete er als Pflicht, und „erſtattete es mit Wucher; ſo wie er auch die geringſten „Vernachläſſigungen mit Heftigkeit empfand, und dann „ebenfalls dafür mit Wucher bezahlte. Auch nur eine

„Ab-

lange und ſchimpfliche Geduld, abzunutzen, will Er ſie überwältigen. Er räth, anſtatt lindernder Mittel, den Höllenſtein, und das Meſſer; er verfolgt

„Abweichung von irgend einer ſeiner philoſophiſchen „Meinungen brachte ihn auf, und wenigſtens zeigte er „ſich dann nicht als ein praktiſcher Philoſoph.“

„Aller Ausſchweifungen ſeiner Jugend, und aller „ungeſtümen Erſchütterungen ſeiner mittlern Jahre un„geachtet, beſaß er einen unendlichen Vorrath von ver„ſchiedener und beynahe allgemeiner Gelehrſamkeit, die „er immer bey ſich trug. Seine Begriffe waren äuſſerſt „ſchnell und klar, und ſein Gedächtniß ungemein glück„lich. Er war zumal der Hiſtorie auſſerordentlich kundig. „Sein langes Exilium in Frankreich, gab ihm Gelegen„heit mit der ihm eigenen Hitze zu ſtudiren. Er machte „dort den Plan zu ſeinem groſſen philoſophiſchen Werke, „und führte ihn auch mehrentheils aus. Die gewöhn„lichen Schranken des menſchlichen Wiſſens waren zu „enge für ſeine warme und hochſtrebende Imagination; „er ſchwang ſich hinweg über die flammenden Mauren „der Welt, bis in die ewig unbekannten Regionen der „Metaphyſik, wo ein unbegränztes Feld für ſpekulative „Köpfe ſich öfnet, wo endloſe Muthmaſſungen unerreichbare Wahrheit erſetzen, und nur zu oft mit Unge„bühr ihren Namen und ihren Einfluß ſich anmaſſen.“

„Er ſtarb am Krebs im Geſichte, und hielt dieſe „grauſame und ſchauervolle Krankheit mit Standhaf„tigkeit aus.“

folgt die Wunde bis in den Grund, um ſie von Grund aus zu heilen.

Abgehärtet wird man freylich durch ununterbrochene Einſamkeit, alſo auch durch anhaltende Verbannung. Gewohnheit giebt ſolche Kräfte. Aber leicht wird gewiß auch Einſamkeit für Verbannte durch manches ſanfte Gefühl des Herzens; denn man gewöhnet ſich an Freuden die man vorhin nicht kannte, ſobald man die Freuden der glücklichern Zeit nicht mehr hat. Brutus ſah den Marcellus in ſeiner Verbannung zu Mytilene, mit aller Glückſeligkeit umgeben deren die menſchliche Natur fähig iſt, und eben ſo eifrig, als je vorher, auf alle Arten nützlicher Kenntniſſe erpicht. Dieſer Anblick machte ihn denken, Er ſey es vielmehr, der bey ſeiner Rückkehr in die Welt ins Exilium gienge, nicht Marcell der im Exilio blieb.

Quintus Metellus Numidicus erlitt etliche Jahre zuvor, zwar daſſelbe Schickſal, in der Zeit, als das Volk unter der Anführung des Marius den Grund der Tyranney legte, die Cäſar vollendet

det hat. Metellus allein, mitten unter einem in Furcht gesetzten Senat und einer ausgelassenen Menge Volkes, weigerte sich den schädlichen Gesetzen des Tribuns Saturninus zu schwören. Seine Standhaftigkeit ward sein Verbrechen, und Verbannung seine Strafe. Eine wilde und gesetzlose Partey bekam das Uebergewicht gegen ihn; die besten Männer der Stadt waren zwar zu seiner Vertheidigung gewafnet, waren bereit ihr Leben zu lassen, um so viele Tugend ihrem Vaterlande zu erhalten. Aber er, da er nicht hatte überreden können, hielt es für gesetzmässig nicht zu widerstehen. Er urtheilte bey diesem Wahnsinn der Römischen Republik, wie einst Plato bey dem Aberwitz der Athenienser; meine Mitbürger werden mich zurückrufen, sagte Metellus, wenn sie sich bessern, und wenn sie sich nicht bessern so kann ich nirgends übler seyn als in Rom. Freywillig gieng er darum ins Exil; und mit wahrer Ueberzeugung von dessen Vortheilen, für ein Herz das nirgends Ruhe finden konnte, als an entfernten Ufern, da es immer geblutet hätte in

Rom,

Rom, bey dem beſtändigen Anblick eines kranken Staates, und einer ſterbenden Republik.

Rutilius entfernte ſich aus dem verdorbenen Rom, mit eben der Verachtung für die Denkart und die Sitten ſeiner Zeit. Er hatte Aſien gegen die Erpreſſungen der Zollpächter vertheidiget. Dies brachte den Ritterſtand gegen ihn auf; und aus eben ſo unedeln Gründen war ihm des Marius Partey gehäſſig. Der unſchuldigſte Mann der Stadt ward wegen Beſtechung angeklagt; der beſte Mann vor Gericht gefodert durch den ſchlechteſten, den infamen Apicius. Als Richter über den Rutilius ſaſſen die Urheber der falſchen Anklage, und ſprachen gegen ihn das ungerechteſte Urtheil. Er würdigte ſie kaum, gegen ſie, ſeine Sache zu vertheidigen, ſondern ſuchte einen Zufluchtsort im Orient, wo man dieſe Römiſche Tugend, die Rom nicht zu ertragen vermochte, mit Ehrfurcht aufnahm. Weit williger verließ er ſein Vaterland, als er ſeine Verbannung endigen ſah, da er bey ſeiner

Zurückberufung nicht allein nicht gieng, sondern noch weiter floh.

Von diesen Beyspielen zufriedener und glücklicher Verbannter, ist Cicero die bekannte Ausnahme. Er besaß alle Schätze in der Seele, und alle feinen Gefühle, um Einsamkeit zu benutzen, aber nicht Kraft genug um Verbannung zu tragen. Cicero der Retter seines Vaterlandes, hatte im Glücke weder die Schmähungen einer verzweifelnden Parthey, noch die Dolche der Meuchelmörder gefürchtet, aber er versank sobald er litt. Offenbar war Er, der ohnehin oft über einen schwachen Magen klagte, in seinem Exilio hypochondrisch; und sobald man das ist, so ist man nichts, so verschwindet alles Vermögen der Seele zu grossen Entschlüssen und kühnen Thaten. Cicero und seine Hypochondrie entehrten Einsamkeit und Verbannung. Ungewiß wo er hingehen, oder was er thun sollte, furchtsam wie ein Weib, eigensinnig wie ein Kind, beklagte er den Verlust seines Ranges, seiner Reichthümer und seines glänzenden Ansehns.

ſehns. Seine Beredſamkeit ſchilderte nur ſeine Schande mit ſtärkern Farben. Er weinte über die Ruinen ſeines Hauſes, welches Clodius hatte zerſtören laſſen, und ihn betrübte itzt ſeine Entfernung von der Terentia, die er nicht lange nachher verſtieß. Ein Hypochondriſt kann jämmerlich über den Verluſt von Gütern klagen, in deren Beſitz er kein Vergnügen empfand. Freunde und Feinde glaubten, Cicero raſe. Cäſar ſah, mit innerer Zufriedenheit, den Mann der abgeſchlagen hatte ſein Gehülfe zu ſeyn, unter der Ruthe eines Clodius weinen. Pompejus hoffte Entſchuldigung für ſeinen Undank, durch die Verachtung, der ſein Freund den er verlaſſen hatte, ſich ſelbſt ausſetzte. Sogar Atticus, deſſen groſſe Talente Wucher und Putz waren, und der für keine Parthey etwas unternahm weil er es mit allen hielt, erröthete für den Cicero, glaubte er ſey ſeinem vorigen Glücke zu niedrig ergeben, und machte ihm Vorwürfe im Styl eines Cato. Einſamkeit verlohr bey Cicero ihre Kraft, weil ungeſunde und traurigmachende Gefühle ihm

nichts als niederschlagende Ideen gaben, ihm nichts in sich und nichts ausser sich anders vorstellten, als von der schlimmsten Seite. Aber Cicero starb doch edel, und wahrlich nicht wie ein Hypochondrist. Komm näher, alter Krieger, rief er aus seiner Sänfte zu dem Popilius Länas seinem Clienten und Mörder, und wenn du dieß wenigstens gut machen kannst, so haue mir den Kopf ab.

Sanft können nur alsdann die Stunden eines Verbannten hinschleichen, bey ländlichem Zeitvertreib und in philosophischer Ruhe, wenn er der Welt entrichtet hat was er ihr schuldig war, und itzt der Nachkommenschaft noch giebt was er ihr schuldig ist: das Beyspiel eines Mannes, der eben so groß ist da er fällt, als da er stand.

Grosse Glückseligkeit verheisset Einsamkeit uns allen, wenn unser Alter heran nahet, und unser Leben verfällt. Das Leben des Menschen ist eine kleine Reise, und sein Alter ein schneller Tag. In der Einsamkeit können wir seine Stürme vergessen. Ich

will

will euch tragen bis ins Alter, und bis ihr grau werdet; Ich will es thun; ich will heben und tragen, spricht der Herr. Einsamkeit im Alter, ist darum eine der angenehmsten Aussichten des Lebens, wenn man sie als die Ruhezeit seines Lebens betrachtet, als den Zwischenraum von Weltgeschäften und Tod, als den Hafen, aus dem wir ruhig zurücksehen nach den Stürmen unserer Schicksale, und der geheimen Geschichte unsers Kopfs und unsers Herzens.

Alles will gewöhnlich der Mensch vorher erschöpfet haben was ihm fremd ist, bevor er sich mit sich selbst beschäftigt. So reisen wir auch oft, zuerst in fremde Länder, bevor wir uns um das bekümmern, wodurch sich etwa unser eigen Vaterland auszeichnet. Aber dieß thut kein weiser Jüngling und kein weiser Greis. Einsamkeit und Umgang mit sich selbst, sind für beyde der Weisheit Anfang, und der Weisheit Ende. Macht auch Einsamkeit trübsinnig in der Jugend und im männlichen Alter, so verschwindet doch auch oft im Alter aller Trübsinn.

Abwechslung von Wünschen, Glauben, Hofnung, und Betrug, gehöret zur Geschichte unsers Eingangs in das Leben. Unsere mittlern Jahre sind das Alter des Trübsinns. Aber nichts erschüttert und befremdet den erfahrnen Mann. Wer für seines Lebens Unterhalt nicht mehr sorgen muß, und frühe mit den Schlichen der Welt bekannt ward, klagt wenig über Undank für Arbeit und Mühe. Laßt ihm Ruhe, so gebt ihr ihm alles was er verlanget. Alles übrige gilt ihm wenig, wenn er frühe genug in sich selbst zurück gieng, frühe anfangen mußte weise zu werden, und also auch frühe genug die Welt für das hielt, was sie ist.

Mir deucht es sey eine sehr gute Bemerkung eines grossen Deutschen, daß es politische Karthäuser gebe, wie religiöse; und daß beyde in ihrer Art bey weitem nicht so üble Menschen seyen, sondern sehr oft die besten und frömmsten. Im verborgenen Hayn, sagt dieser Schriftsteller, begegnet man dem stillen Weisen, dem ruhigen Beobachter, dem Freunde der Wahrheit und

seines

ſeines Vaterlandes, der nicht vergöttert und nicht läſtert. Man labet ſich an ſeiner Weisheit, freut ſich ſeiner Einſichten, erwärmt ſich an ſeiner Liebe für Wahrheit, Volk, und Menſchen; man geitzt um ſein Vertrauen, und ſeine Freundſchaft; ſtaunt über ſeine Beſcheidenheit in Anſtand und Worten, und eben ſo ſehr über die Verborgenheit ſeines Namens und ſeiner Exiſtenz. Man wünſcht dieſen Karthäuſer aus ſeiner Hütte in den Pallaſt, und zuletzt lieſt man mit heiligem Feuer an ſeiner Stirne geſchrieben: Odi profanum vulgus et arceo. Anſtatt ihn zu verführen, wird man ſein Proſelyt.

Ach er iſt nicht mehr, der politiſche Karthäuſer, bey dem ich einſt in der Wetterau, mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht, alle dieſe Weisheit und Ruhe in lebendigen Zügen ausgedrücket ſah, und anſtaunte! Ein gröſſerer Kopf lebte damals vielleicht an keinem Hofe in Deutſchland; nirgends fand ich einen ſcharfſinnigern Beobachter der Menſchen und ihrer Thaten, einen genauern und billigern Prüfer der

Welt, und aller Menschen die in der Welt eine grosse Rolle spielen; er kannte einige der grösten Personen auf den Thronen von Europa, aus persönlichem Umgange. Nirgends fand ich eine freyere, offenere, redlichere, stärkere, und sanftere Seele; nirgends ein Auge, das wahrer und richtiger in allem durchsah, wohin Menschenaugen reichen; und nirgends einen Mann, an dessen Brust ich lieber hätte mögen leben und sterben. Einfach und bescheiden war sein Landhaus, und kunstlos sein Garten, und ländlich sein Mahl. Ein wahrer Himmel war mir die Einsamkeit in der Wetterau, wo Er, der Freyherr von Schrautenbach, dem Himmel lebte.

Comische Blicke sogar giebt es im Alter, für Freunde der Litteratur, wenn sie noch zuweilen nach der Jugend hinterher, mit dem grauen Kopfe sich umsehen. Es ist eine Lust, wie sich unsere Jugend gegen diese grauen Köpfe in die Brust wirft. Seht dort, heißt es, die Schriftsteller welche man ehmals lobte, schreiben noch wie man vor zehen Jahren schrieb. Die

rüstig-

rüſtigſten unter ihnen laſſen ein Blatt nach dem andern fallen. Wir leſen nichts, von allem was alte Kerle ſchreiben (*). Wir haben einen neuen Styl, neue Monatsnamen, ein neues Teutſch, eine neue Ortografi, wir ſchreiben Kremor und nicht Cremor Tartari. Alles iſt neu; alles iſt ſeit zehen Jahren anders. Unſerer Leſewelt ſogar, iſt alles längſt bekannt, was in den neueſten Büchern unſerer gröſsten Univerſitätsphiloſophen ſteht. Wir wiſſen Alles. Die deutſche Litteratur hat Rieſenſchritte gemacht, durch unſere Theaterſtücke und unſere Gedichtlein, durch unſere Almanache und unſere Romanen. Deutſch-

(*) Dieſs iſt die Sprache der deutſchen Jugend in jedem Jahrzehend. Hallers Uſong, enthält Bilder der Liebe, deren ſanfte Erhabenheit vielleicht keine Imagination ſich jemals ſchöner dachte. Teutſche Jünglinge, die ſich damals Schenies nannten, ſpotteten über Hallers Uſong; fanden dieſes ſchöne Buch kalt; lachten, daſs der alte Haller ein Buch für das Herz ſchreibe, wie man lacht, wenn ein Profeſſor tanzt, ein Höfling Klopſtocks Oden beurtheilt, ein Hiſtoricus über die wenigen Facta in Yoriks Reiſen erſtaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung reitet.

land iſt umgeſchaffen. Unſers achtzehnten Jahrhunderts letztes Viertel, iſt merkwürdiger als alle Jahrhunderte, vor und nach Chriſti Geburt; wie man weiß, durch uns, ſagen die Gecken.

Feuervoller und nachdrücklicher hat indeſſen nie kein Jüngling geſchrieben, keiner hat ſeine Einſamkeit beſſer benutzet, als der alte Rouſſeau in ſeinen ſinkenden Jahren. Er ſchrieb im Alter ſeine meiſten und beſten Schriften. In Deutſchland hätte die Leſewelt zwanzig Jahre vor Rouſſeaus Tode geſagt, wenn ſein Name in einigen Meßcatalogen nicht erſchienen wäre: ſeht wie der alte Kerl ſchon ein Blatt nach dem andern fallen läßt; denn ein rechtlicher (*) Schriftſteller ſchreibt für jede Leipziger Meſſe ein Buch!

Rouſſeau ward zwiſchen ſeinem funfzigſten und ſechzigſten Jahre einer der erſten Schriftſteller unſers Jahrhunderts, und hielt die Schriften ſeiner Jugend für die Kinderpocken ſeines Geiſtes.

(*) Un auteur comme il faut, heißt in Hannover ein rechtlicher Schriftſteller.

Geiſtes. Er ſuchte freylich gegen das Ende ſeines weit ſpätern Lebens, noch Ruhe des Herzens in der Einſamkeit; und der arme Philoſoph fand ſie nicht. Rouſſeau hatte zu ſehr die Wuth der Wahrheitshäſſer und Amtsgeſichter in Parlamenten und Republiken erfahren. Eh man ihn kannte, war Er theils durch Verwahrloſung und theils durch üble Beſchaffenheit ſeines Körpers ſchon äuſſerſt krank, viele Jahre hindurch von Aerzten gequälet, und durch Steinſchmerzen zermalmt; und dann ward er Schriftſteller. In ſeinen letzten Lebensjahren ſchien die Wirkung des Verdruſſes und des Mißmuths ſtärker bey ihm, als die Gegenwirkung ſeiner Nerven. Er erlag, und deraiſonnirte zuweilen, weil er krank war. Alles was Rouſſeau im Alter ſchrieb, war dumm, ſagte ein glänzendes Dämchen aus unſerer Leſewelt; ja, erwiederte ihr ihre klügere Freundinn, aber er deraiſonnirte ſo ſchön, daß man zuweilen gerne mit ihm deraiſonnirt.

Im Alter scheint man doch eigentlich zur Meditation am meisten geschickt. Das wilde Feuer der Jugend ist gedämpft, des Lebens Mittagshitze ist vorbey, und der Abend kommt mit sanfter Ruhe und erfrischender Stille. Es mag deswegen doch nicht unwichtig seyn, vor dem Abschied aus der Welt noch einige Zeit der Meditation zu widmen, wenn man, nach allem was uns etwa widerfahren ist, noch ein wenig Ruhe hat oder stielt. Der blosse Gedanke solcher Ruhe ist Frühlingsfreude nach einem langen Winter. Ruhen mag man immer, wird zwar die Lesewelt sagen, aber schreiben soll man nicht. Die Wärme ist weg, die Darstellungskraft ist verschwunden, die Farben sind verblichen. Dieß ist wahr, erwiedert der Schriftsteller mit dem grauen Kopfe; aber was ich schreibe, macht mir Vergnügen. Ich gebe auch noch gerne meinen Empfindungen ein wenig Luft; ich lese, ich schreibe, ich denke, das ist mein Leben und meine Freude, wie in meiner Jugend; und dann hohlet man im Alter auch noch gerne durch

stille

ſtille Geſchäftigkeit nach, was man täglich unter euch durch geſchäftige Unruhe verſäumt.

Petrarcha ward ſein Alter kaum gewahr. Er wußte durch ſeine Geſchäftigkeit an jedem Orte ſeine Einſamkeit ſich zu erheitern, und ſeine Jahre floſſen ſanft und angenehm dahin. Von einem kleinen Sommerhauſe in der Nachbarſchaft eines Karthäuſerkloſters, drey Meilen von Mayland ſchrieb er an ſeinen Freund Settimo, mit einer Naivheit die nicht in unſern Sitten iſt: ich verdopple gleich einem müden Wanderer die Schritte, je näher ich dem Ziele meiner Reiſe komme. Ich leſe und ſchreibe Tag und Nacht; das eine iſt mir Erhohlung von dem andern. Das ſind alle meine Geſchäfte und Vergnügungen. Ich wache, ich ſchwitze, ich beluſtige mich, ſtrenge mich an, fliege mit deſto gröſſerm Eifer je mehr Schwierigkeiten ich antreffe. Mich reitzt die Neuheit, Schwierigkeiten geben mir den Sporn, die Arbeit iſt gewiß, der Erfolg ungewiß. Meine Augen ſind durch Wachen erſchöpft, meine Hand iſt müde die Fe-

der

der zu halten. Mein Wunsch ist, daß die Nachwelt mich kenne. Wenn mir das mislingt, so hat mich doch mein Jahrhundert gekannt, oder wenigstens kennen mich meine Freunde, und das ist mir genug. Meine Gesundheit ist so gut, mein Körper so stark, mein Temperament noch so hitzig, daß es weder einem reifern Alter, noch ernsthaftern Beschäftigungen, noch der Enthaltsamkeit, noch allen Schlägen gelingen wird, diesen hartnäckigen Esel, den ich unaufhörlich angreife, zu bändigen. Ich verlasse mich auf die Fürsehung, sonst würde ich unterliegen, wie dieß vormals oft geschah. Oft muß ich beym Ausgange des Winters, die Waffen gegen mein eigen Fleisch aufs neue ergreifen, ich kämpfe selbst in diesem Augenblick für meine Freyheit, und gegen diesen Esel (*).

Nicht

(*) Squarzafichi, ein schätzbarer Lebensbeschreiber des Petrarcha, erzählet, Petrarcha habe damals mit einer Fräulein aus dem Hause Beccaria Bekanntschaft gemacht, die in der Nachbarschaft seines Sommerhauses auf dem Lande

Nicht unrühmlich wäre auch das verborgenſte Landleben im Alter, für den der lange in der Welt mitgerudert hat, und nun auch gerne ſeine Tage ſtillſchweigend in der Einſamkeit ſchlöſſe. Mancher, der noch mehr thun könnte als das, ſcheint zwar unrecht zu haben, wenn er ſchweigt, und ſeine Muſſe nur für ſich genieſſet. Aber in Deutſchland zumal, dämpft der Muthwillen und die Ungebundenheit der Zeit, in ſpätern Lebensjahren, das Feuer von manchem guten Kopfe, der anſtatt ſeinem Vaterlande Ehre zu machen, in

Lande wohnte, und aus einem vertraulichen Umgange mit dieſer Fräulein ſey Petrarchas Tochter Franciſca entſtanden. Aber Petrarchas Tochter Franciſca kam wenige Jahre nachher ſelbſt mit einem Kinde nieder, und nach der Rechnung des Squarzaſichi wäre Franciſca in ihrem ſiebenten Jahre Mutter geworden. Den Sommer, in dem jener Brief geſchrieben war, brachte Petrarcha bey den Karthäuſern, oder in ihrer Kirche, alle Augenblicke zu, die er nicht dem Studiren widmete, ſagt Petrarchas vortreflicher Lebensbeſchreiber, der Abt von Sade. Indeſſen erwecken Petrarchas Klagen gegen den Eſel, doch den Verdacht, er möchte damals die Fräulein von Beccaria wenigſtens eben ſo oft beſucht haben, als die benachbarte Karthaus.

Freudig wird auch das hohe Alter, und frölich müssen seine Tage hinfliessen, wenn der Greis auf seinem Gütchen den Seegen überzählet den er nachläßt, und den Lohn der auch schon hier darauf folget. Rücksicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menschen niederschlagen. Grosse Seelen erblassen nicht beym Anblick ihres Grabes. Die Kaiserinn Maria Theresia ließ selbst ihr Grab bauen, und verweilte oft bey diesem schauerlicht winkenden Denkmal, dessen Anblick so wenige Menschen ertragen; und zeigte es oft ihren Kindern, und fragte sie dann: können wir stolz seyn, seht dieß ist, nach einigen Jahren, die Wohnung der Kaiser?

So erhaben denken zwar wenige Menschen. Aber zurückziehen kann sich doch jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen als es werth ist, und in den Augenblicken die er noch hat, die schon besessenen Kenntnisse von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und so wird er dann auch mit Festigkeit glauben

an

an die Morgenröthe jenseits des Grabes, und den Tod weiter für nichts halten, als für sanften Sonnenuntergang des Lebens.

Wahrer Herzensgenuß in der Einsamkeit erzeuget sehr oft religiöse Gesinnungen und Ideen, und diese vermehren hinwieder alle Freuden der Einsamkeit. Ein Leben der Unschuld, der Einfalt, und der Ruhe, macht das Herz viel geschickter zu Gott aufzusteigen; der Anblick der ganzen Natur, ruffet zur Religion, und die erhabenste Wirkung der Religion ist Ruhe.

Hast du wahre Religion im Herzen, so sinket unter deinen Augen die Welt in ihrer Wichtigkeit herunter, und dich drücket vielweniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends. Du lebst auf immergrünen Auen, und siehst um dich her die frischen Wasser, an welchen der Hirte Israels seine Heerde weidet. Das Weltgetümmel kommt dir vor, wie der Donner der von weitem rollt, oder wie das Getöse entfernter Gewässer deren Geräusch du hörest, deren

Lauf du wahrnimmſt, oder deren Wellen an dem hohen Felſen ſich zerſtoſſen, auf dem du ſtehſt. Als Addiſon ſah, daß ſein Ende ſich nahe, und daß die Aerzte keine Hülfe mehr wiſſen, ſandte er zu einem Jüngling aus ſeiner Anverwandtſchaft, einem Menſchen von feinem Gefühle, der über ſeinen bevorſtehenden Verluſt äuſſerſt ſich betrübte. Der Jüngling kam; aber da das Leben nur noch ſchimmerte wie ein ausgebranntes Licht, ſchwieg der Sterbende. Nach einigem anſtändigen und ſchicklichen Verweilen, fragte endlich der Jüngling: mein Geliebter, ſie ſchickten nach mir, was ſind ihre Befehle, ich werde ſie heiliglich befolgen? Addiſon ergriff mit möglichſter Gewalt die Hand des Jünglings, und erwiederte leiſe: Sieh, wie ruhig ein Chriſt ſtirbt.

Solchen Troſt und ſolche Ruhe giebt die Religion, und ſolchen Frieden der Seele befördert ein Leben voll Einfalt und Unſchuld, mehr als irgend eine andere Lage in der Welt. Wenn es auch nicht ganz in unſerm Vermögen iſt, alle

alle Hinderniſſe dieſes innern Friedens zu vernichten, und der Welt ihren Sieg in allem zu entreiſſen, ſo iſt doch der Gedanke, Gott alles aufzuopfern, groß, und bey einem feurigen guten Herzen, ſehr natürlich. Warum ſind wir noch ſo oft unzufrieden und elend, warum müſſen wir noch ſo oft über Mangel von Freude und Glückſeligkeit klagen, als eben darum, weil wir uns durch den Schein der Dinge täuſchen laſſen, weil die Sinnlichkeit noch ſo oft über unſere Vernunft herrſchet, weil wir noch ſo oft betrügliche und flüchtige Güter und Vergnügungen den weſentlichſten und dauerhafteſten Vorzügen und Seligkeiten vorziehen; alſo, mit einem Worte, weil wir nicht fromm ſind.

Einer frommen Einſamkeit viele der Stunden zu widmen, die andere auf leere Zerſtreuungen verwenden, iſt darum edel, und Pflicht. Aber die Frömmigkeit des Einſamen muß nicht Schwärmerey ſeyn; ſie muß nicht alle Menſchenvernunft ausſtoſſen; muß nicht dunkele Empfindungen, ſpielende Gefühle, und ſinnli-

che Vorstellungsarten an die Stelle deutlicher Begriffe setzen; muß nicht Träumereyen für Erfahrungen angeben, und Regungen bey denen man nichts denkt, für allerheiligste Gefühle. Frömmigkeit muß auch nicht Kopfhängerey und Pietisterey seyn, nicht trauriges Zurückweichen von unschuldigen Vergnügungen. Der Fromme soll sich freuen, denn die Freude am Herrn ist seine Stärke, und ein vergnügter Sinn ist die natürliche Wirkung von Weisheit und Tugend; solche Freude ist Würde der Vernunft, und fester männlicher Geist der Religion. Ach wie oft hat man sodann auch in taube Ohren gerufen, daß die christliche Religion mehr Wirkung thun würde, mehr Tugend und Glückseligkeit in die Welt und mehr Menschen zum Himmel brächte, wenn alle hölzernen Systeme, alle unfruchtbaren speculativischen Lehrmeinungen aus dem eigentlichen christlichen Unterrichte weggeblieben, und desto mehr diejenigen Vorstellungen getrieben würden, welche wirklich auf das Gemüth und Leben einen Einfluß haben, und nicht

von

von Kopf und Herz abprellen, wie eine Kugel die man gegen eine Mauer wirft.

Solchen Gegenſtänden kannſt du ruhig und frey auf deinem Landgute nachdenken, wo dir niemand durch ſteife ſchulgerechte Theologie Langeweile macht, wo dir niemand durch ekelhafte Glaubensmeiſterey die Galle in den Magen pumpet, wo alle metaphyſiſchen Catechiſmusſyſteme, alle unfruchtbaren, myſtiſchen, pietiſtiſchen und dogmatiſchen Hirngeſpinſte verſchwinden, wenn du das Auge deſſen der in der Höhe iſt, ſo deutlich in allem ſiehſt, was um dich her lebt und grünet; und wo du auch keck und geruhig einſchlummern kannſt, wenn dein Ehrn Paſtor, auf der Dorfkanzel am Trinitatisfeſte, zum Thema ſeiner Predigt nimmt: die göttliche Rechenkunſt, nach welcher erſtlich, Eins Drey, und zweitens, Drey Eins iſt.

Siehſt du ferner in deiner Einſamkeit, was man in der Welt iſt, was du hier ſeyn kannſt, und was du am Ende doch werden mußt, ſo zeigt ſich deinem Herzen genug. Erfahren

haſt du längſt, welches ſchale Weſen, welches ſeelloſe Geſchöpf, der Menſch am Spieltiſche iſt; wie alle Erhebung des Herzens zu Gott, alles weiſe Umherſehen in der Welt, alle Schärfe des Verſtandes verſchwindet, wenn man nirgends Vergnügen hat, als da, oder bey Tafel. Vergeſſen wirſt du dieß alles, wenn es dein wahrer Ernſt iſt philoſophiſch zu denken und chriſtlich zu leben. Geh darum nach aller Langenweile, welche die Welt im Feyerkleide nothwendig giebt und geben muß, nach ſo manchen leeren und nichtswürdigen Betäubungen der Lüſternheit, der Eitelkeit und Thorheit, abſeite, ſo oft du kannſt, um dich zu prüfen, dich zu beſſern Entſchlüſſen zu erwärmen, und dich da völliger und länger den Rührungen deines Herzens zu überlaſſen. Aber biſt du noch auf dieſem gefahrvollen Meer, ſo wiſſe daß man da mit Klugheit die Felſen und Sandbänke ausweichen, im Sturme ruhig den drohenden Untergang abwenden, und ſich weniger des Tages freuen muß, da man mit friſchem und gutem Winde

ſegelte,

segelte, als dessen, da man die gröſsten Gefahren überwand.

Einem Menschen, der sich gewöhnet hat seinen Geist in der Stille zu sammeln; sind die Stunden die er Gott in der Einsamkeit weiht, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmal, eine Uebersicht unsers Lebens seyn soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reitz und ein fester Entschluß nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Auffoderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter uns ganz aus dem Gedränge der Welt heraus zu ziehen. Allmählig sehen wir dann immer freyer und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter uns strenge zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken, und alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist.

Wenn

Wenn wir wissen was unsere Handlungen Gott gefällig macht, so mag es genug seyn für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen, leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig seyn kann, daß nothwendig alles dabey auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe ins Herz; aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unserer Handlungen, und unserer Wege, machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen, uns zur Prüfung dieser grossen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir alleine sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit, von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden

menden Tag, zur Rechnung mit uns ſelbſt an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet. Solche Zwiſchenräume religiöſer Ruhe erleichtern jeden guten Vorſatz im Leben, beſänftigen das Herz, zeigen ihm den ſicherſten Durchgang zwiſchen fürchterlichen Klippen; und ſo ſind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Menſch um uns iſt, weil alsdann noch der bey uns iſt, deſſen Aufſicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menſchlichen Geſchlechts.

Einſamkeit rufet uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerſtand, von der Tyranney des Sichtbaren zu freyer Beherzigung des Unſichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einſamkeit, um mit Gott zu reden, ſo geht man doch gerne aus Sälen voll Geräuſch und Thorheit in ſein ſtilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen ſo gar nichts von einer feinern und moraliſchen Natur kommt. In jedem ſtillen Augenblicke unſers Lebens treten

wir

wir doch immer näher vor deſſen Angeſicht, dem es ſo wichtig iſt zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unſerer Lampe wachet.

Prediger der Geſelligkeit ſtellen ſich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt ſehr groſſe Dinge zu thun. Aber etwas Groſſes geſchähe erſt alsdann, wenn jeder in ſeinem Fache etwas mehr thäte als ſeine Pflicht; und leider thun wir alle weniger, und alles rollet dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu groſſen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Feſtigkeit in der Tugend, erlanget man nirgends ſo gut wie in der Einſamkeit, und auch da durch nichts ſo gut, wie durch Religion. Dieſe macht das Herz frey von eitelen Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menſchen, voll Vertrauen in die Fürſehung. Einſamkeit und Religion vervollkommen alle unſere moraliſche Geſinnungen, ſo lange der Sauerteig der Schwärmerey in keine von beyden ſich miſchet; und dann hat auch am Ende

einer

einer Laufbahn, die man der beſtändigen Läuterung und Erhöhung ſolcher Geſinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unſerer Hände zu Ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnſucht nach dem Vergänglichen verſchwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der ſchon hier erlangte Zuſtand einer fortdaurenden Zufriedenheit und des herrſchenden Vergnügtſeyns unſerer Seele, wahrſcheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchſte Freyheit alles zu thun und zu ſeyn was wir wollen, weil wir im Himmel, dieſem Lande der Gelindigkeit und der Freundſchaft, nichts unrechtes wollen können; ein Leben voll Unſchuld, wenn wir ſeyn werden, wie dieſe Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Fürſehung; das zweifelloſe Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen die hier unſere Seele liebte: dieß ſind wenig-

wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich, nach meinem Bedünken hier, bey stillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung mancher anderer gewiß, eben so gerne wie ich, alle andere Multiplication unserer itzigen Güter hingäbe, da eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend der Welt besteht.

Aber diese und alle andere anitzt mit allzu mattem Lichte leuchtende, mit allzuschwachem Feuer noch erwärmende Wünsche und Hofnungen sind und bleiben so lange noch Visionen und Träume, bis Grab, Wolken, und Dunkel die Ewigkeit nicht mehr umhüllen, bis die Decke fällt, und bis geoffenbaret seyn wird, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menschen Herz nie gekommen ist. Denn mit völliger Ueberzeugung, und herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: daß alle unsere Aussichten in die Ewigkeit doch eigentlich für uns weiter nichts sind, als was dem Blindgebohrnen die

Pur-

Purpurfarbe war, die er ſich wie den Schall einer Trompete dachte (*).

Mit herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: in dieſer Welt voll Zwang und Gewirre, voll Unruhe und Mühſeligkeit, ſeyen zwar Freyheit, Muſſe, und Ruhe, groſſe Güter; man ſehne ſich darnach, gleichwie man auf dem Meere nach dem feſten Lande ſich ſehnet, und in dem Himmel

(*) Mehrentheils tragen die Menſchen in ihre Ausſichten in die Ewigkeit ihre gegenwärtige Sinnesart, Neigungen, Wünſche und Leidenſchaften. Darum bin ich auch ganz der Meinung unſers groſſen deutſchen Philoſophen, des Herrn Garve, daß der Demüthige unmöglich von Herzen demüthig ſeyn könne, welcher hoffet, Gott werde ihn dereinſt in der Ewigkeit durch Ehre und Herrſchaft belohnen! Darum ſagte eine junge und ſehr ſchöne deutſche Dame: ſie hoffe einſt in der Ewigkeit ein Kleid von leichtem Silberflor mit einem Gürtel von Colibrifedern zu tragen, und in einem fort im Himmel zu ſchweben auf einem Teppich von Roſenblättern über Aether geſpannt! Darum ward in einer groſſen Geſellſchaft verheuratheter Damen von Stande, in welcher man die Frage aufwarf, ob wol die Ehen in der Ewigkeit fortdauren werden, einſtimmig geſchryen: davor bewahre uns der liebe Gott!

mel zu seyn glaubt, wenn man es erblicket. Aber da wo jene Uebel verschwinden, werde es auch wol mit solchen Gütern seyn, wie dem auf dem festen Lande wohnenden, der die Empfindungen des Seefahrers nicht kennt. Nur lasse man mich dem Gedanken nachhängen, daß man in der Ewigkeit eine Welt von Ruhe ohne Sinnlichkeit habe, ob es gleich unmöglich ist, etwas über die Art des Genusses jener endlosen Glückseligkeit zu bestimmen. Eine Ewigkeit von Ruhe, ist der höchste Begrif von Glückseligkeit den meine Seele zu denken vermag, weil schon Ruhe im Herzen für eine halbe Stunde, hier alles andere Erdenglück überwiegt. Und da also innerliche und äusserliche Ruhe doch schon hier der unläugbare Anfang der Seligkeit ist, so mag es uns auch wohl für die Ewigkeit nützen, wenn wir glauben und behaupten: man könne in einer bescheidenen und gemässigten Entfernung vom Menschengewühle, Fertigkeiten der Seele erwerben, welche Elemente seyen unsers Glückes in der zukünftigen Welt.

Hier

Es kann ſeyn, daß ich in dieſem ganzen Buche über die Einſamkeit viele Dinge ganz unrecht anſehe. Vielleicht ſieht man aber auch Vieles unrecht, an mir, und in dieſem Buche.

Vorlängſt ward mir öffentlich vorgeworfen, ich ſey der fluchwürdigſte Verächter der Einſamkeit. Nun wird man laut behaupten, ich lobe die Einſamkeit mit zu vielem Enthuſiaſmus; ich predige zu ſtrenge Sitten, eine zum Weltglück ganz unbrauchbare Erhabenheit der Seele, wahre Menſchenverachtung, gefährliche Geringſchätzung aller äuſſern Vortheile, dumme Ruhe und Feſtigkeit des Gemüths, und unverantwortlichen Ekel gegen Welt und Umgang: ich ſchwäche dadurch nicht nur den Trieb zur Geſelligkeit, ſondern ich vermehre bey jedem Menſchen die Klagen ſeiner eigenen Unzufriedenheit; ich ruffe jeden Weltbürger und jeden Menſchenfreund von der Gaſſe, vom Weinhauſe, und vom Spieltiſche weg; ich errege bey Menſchen die zum Gehorchen geſchaffen ſind, nicht etwa den ſchuldigen Dienſteifer, ſondern vielmehr die

Zwölftes Capitel.

Ueberſicht des Ganzen. Reflexionen über Myſtik und Möncherey. Beſchluß.

Ein plattdeutſcher Arzt gab mir vor eilf Jahren im Hannöveriſchen Magazin zu verſtehen: ich gedenke mir Neuigkeiten von der Ewigkeit, und von Indien, und kenne die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich ſelbſt nicht.

Was ich mir von der Ewigkeit gedenke, zeigt das Ende des vorhergehenden Capitels. Die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich ſelbſt, kenne ich vielleicht noch weit weniger als der plattdeutſche Doctor glaubt, denn Menſchenkennerey iſt ſchwer, und Kenntniß ſeiner ſelbſt iſt ſelten. Es kann ſeyn, daß ich in jeder Abſicht ein armer Tropf bin, wenn mich ein ſo groſſer Mann auf ſeiner Wage wiegt.

Es

Es kann seyn, daß ich in diesem ganzen Buche über die Einsamkeit viele Dinge ganz unrecht ansehe. Vielleicht sieht man aber auch Vieles unrecht, an mir, und in diesem Buche.

Vorlängst ward mir öffentlich vorgeworfen, ich sey der fluchwürdigste Verächter der Einsamkeit. Nun wird man laut behaupten, ich lobe die Einsamkeit mit zu vielem Enthusiasmus; ich predige zu strenge Sitten, eine zum Weltglück ganz unbrauchbare Erhabenheit der Seele, wahre Menschenverachtung, gefährliche Geringschätzung aller äussern Vortheile, dumme Ruhe und Festigkeit des Gemüths, und unverantwortlichen Ekel gegen Welt und Umgang: ich schwäche dadurch nicht nur den Trieb zur Geselligkeit, sondern ich vermehre bey jedem Menschen die Klagen seiner eigenen Unzufriedenheit; ich rufe jeden Weltbürger und jeden Menschenfreund von der Gasse, vom Weinhause, und vom Spieltische weg; ich errege bey Menschen die zum Gehorchen geschaffen sind, nicht etwa den schuldigen Diensteifer, sondern vielmehr die

pflichtwidrige Begierde nach eigenem Gefallen zu leben; ich mache ſie zu philoſophiſch, zu fromm, und zu frey. Kurz, indem ich das ſtille Privatleben zu ſehr anpreiſe, vernichte ich nicht nur jede geſellſchaftliche Tugend, ſondern ich zerſtöre alle Achtung für Landesſitte, Lebensart, Urbanität, Galanterie, und guten Ton, durch den heidniſchen Kaltſinn den ich den Menſchen beybringe, gegen die größten und unläugbarſten Freuden des Lebens, gegen Aſſembleen und Clubs, und jeden andern Ergieſſungsort menſchlicher Empfindungen und Gedanken.

Es war indeſſen nie meine Abſicht, irgend eine geſellſchaftliche Tugend bey irgend einem Menſchen zu ſchwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückſeligkeit erlöſchet gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfart. Giebt auch eine gewiſſe Erhebung des Gemüths dem ſpeculativen Einſamen, einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, ſo macht dann doch dieſelbe wirkſame Denkart, durch die ſo mancher Menſch ſchon in der Einſamkeit gut

und

und nützlich werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übet, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt, für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unsere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seyen; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends als bey Gott. Es ist auch darum unmöglich ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Petrarcha hatte sich lange zu einem einsamen Leben gezwungen. Wäre Laura für ihn gefälliger gewesen, so hätte Er sich vielleicht nie nach Vaucluse begeben. Einsamkeit allein konnte Ihm ersetzen, was er an Laura verlohr: und doch entschieden in seinen zwanzig schönsten Jahren, die Blicke der Laura sein Glück und seine Unglück, seine Freude und sein Leid. Er schäm-

Seele vertrocknet gewiß in einem ſolchen Gemüthe die Begierde nie, den Menſchen ſich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an ſie ſich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genieſſen. Es war ein ſchönes und liebes Wort von Petracha, als er ſagte: die Sanftheit meines Charakters zieht mich immer wieder in die Welt, die ich aus Geſchmack fliehe.

Wäre auch der Menſch in unſern Zeiten dem Menſchen noch weniger nothwendig; glaubten wir wirklich in Büchern alles zu finden, was wiſſenswerth iſt; wollten wir alſo nur ſtudiren, und übrigens die ganze Welt zur Seite laſſen, ſo würden wir uns doch dadurch des Gewinnes berauben, den wir aus dem Umgange mit weiſen und erfahrnen Menſchen ziehen könnten. So würde die Jugend von dem Alter entfernt, die geſchäftigſte Einſamkeit eben dadurch weniger nützlich gemacht, weil man ſie nicht mit gutem Umgange abwechſelte; und ſo

würden

um fähig zu ſeyn durch bloſſes Denken unangenehme Gefühl der Einſamkeit immer erſtreuen. Wer dieſe Kräfte nicht beſitzet, ganz von ſeines gleichen getrennet iſt, hat Stütze an die er ſich lehnen kann, keine , keinen Troſt. Die Natur ſelbſt will un- Vereinigung mit einem Geſchöpfe unſerer und ruffet uns dieſes Geſetz durch alle Gefühle ins Herz. Die ganze Geſchichte hochgelobten Einſiedler von Egypten und ganzen Orient, bezeuget dieſe ewige heit. Man muß allerdings von dem gan- in Geſellſchaft lebenden menſchlichen Ge- pte den ſchauerigſten und abſcheulichſten ff haben, wenn man wie jener Franzö- Mönch ſich auf dem Veſuvius eine Ein- y baut, und die Nachbarſchaft dieſes rſchlunds werther hält, als die Geſell- ft der Menſchen.

Kein gutes Gemüth kann ſich ganz von nſchen trennen. Ohne Convulſionen der

te ſich zwar, noch in ſeinem drey und vierzigſten Jahre in den Ketten einer Frau ſich zu ſehen, die ihn mishandelte; er verſuchte zuweilen von dieſen Ketten ſich loszumachen, aber es gelang ihm nicht. Indeſſen verabſcheute er den Hof von Avignon; der Aufenthalt in dieſer Stadt war ihm unausſtehlich, und doch war die Kraft, die ihn immer nach Avignon zog, immer ſtärker als Er. Am Ende ward ihm ſeine Einſamkeit ſo läſtig, ſie machte ihn ſeiner ſelbſt ſo überdrüſſig, daß er gar nicht mehr alleine zu ſeyn vermochte. Alſo warf ſich dieſer berühmte Einſiedler von Vauclüſe, plötzlich in die Welt und in die Zerſtreuung. Man erſtaunte in Avignon, den Petrarcha, dieſen Miſanthropen, dieſen wilden Menſchen, dem nirgends wohl war als in Wäldern, auf einmal in allen Aſſembleen zu ſehen, und an allen öffentlichen Oertern.

Ein völlig einſames Geſchöpf iſt ein elendes Geſchöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geiſtes und eine eiſerne Geſundheit haben,

ben, um fähig zu ſeyn durch bloſſes Denken das unangenehme Gefühl der Einſamkeit immer zu zerſtreuen. Wer dieſe Kräfte nicht beſitzet, und ganz von ſeines gleichen getrennet iſt, hat keine Stütze an die er ſich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Troſt. Die Natur ſelbſt will unſere Vereinigung mit einem Geſchöpfe unſerer Art, und ruffet uns dieſes Geſetz durch alle unſere Gefühle ins Herz. Die ganze Geſchichte der hochgelobten Einſiedler von Egypten und dem ganzen Orient, bezeuget dieſe ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Geſellſchaft lebenden menſchlichen Geſchlechte den ſchauerigſten und abſcheulichſten Begrif haben, wenn man wie jener Franzöſiſche Mönch ſich auf dem Veſuvius eine Einſiedeley baut, und die Nachbarſchaft dieſes Feuerſchlunds werther hält, als die Geſellſchaft der Menſchen.

Kein gutes Gemüth kann ſich ganz von Menſchen trennen. Ohne Convulſionen der

Aber ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen, und er gelanget nie zu einer gewissen Stufe von Erfahrung, Weisheit, und Tugend. Ewig wahr ist, was

„es, trägt es auf den Lippen, und kann es dreister an „den Mann bringen, als der ehrliche Greis, dem vielleicht mehr die Begriffe als die Worte zu Geboten ste„hen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es „hat für ein erschreckliches Uebel halten können, daß der „Jüngling sich erhebe über den Greis; oder wie jener „Grieche dem Staate habe den Untergang prophezeyen „können, weil in einer öffentlichen Versammlung sich „eine muthwillige Jugend über einen Alten lustig ge„macht hatte. Wir brauchen des erfahrnen Mannes „nicht, wir brauchen nur seine Schriften. Mit einem „Worte, wir sind litterati. Buchstabenmenschen.

„So war es nicht in den grauen Tagen der Vorwelt. „Kann man nun schon nicht sagen, es war besser; so „war es doch sicherlich anders. Der Mensch war dem „Menschen nothwendiger; die Lehren waren genauer „mit dem Leben, Betrachtung innniger mit Handlung „verbunden. Der Unerfahrne mußte dem Erfahrnen, „der Schüler seinem Lehrer auf dem Fusse nachfolgen, „seinen Umgang suchen, ihn beobachten, und gleich„sam ausholen, wenn er seine Wißbegierde befriedi„gen wollte.“

was ein weiser Menschenlehrer gesagt hat: nie werde unsere ganze Bestimmung erfüllet, ohne diesen Wechsel des Umganges mit den Menschen, und des Umganges mit sich selbst; ohne die Munterkeit des gesellschaftlichen und den Ernst des einsamen Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirksamkeit unter vielen, und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften, und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch, und Stille; ohne Zerstreuung, und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist angenehm seine Musse mit interessanten Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind, und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben, und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig geniesset der Einsame für sich grösseres geistiges Vergnügen als der Geschäftsmann, aber man wäre eigennützig

und

und Gott misfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerley Vergnügen immer geniessen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebet, da wird es nicht ewig hinstreben. Man wird alles satt, wenn der Körper leidet, indem der Geist geniesset. Ein einziges Tröpfchen guter Laune, ist mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wissenschaft und aller Ruhm auf Erden; und darum führet uns die Philosophie, an ihrer Hand, in die Gesellschaft der Menschen, und sagt: Thätigkeit unter Menschen sey der Zweck wo die Natur hinstrebet, und ohne dessen Erreichung sey man, auch bey den größten Verstandsvorzügen, im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott

Gott ſelbſt will, daß wir mit andern Menſchen in Verbindung leben; der ſtarke Trieb der Geſelligkeit, den Er in unſere Natur geleget hat, iſt eine ſehr deutliche Erklärung ſeiner Abſichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärteſten Ausleger ſeiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorſchriften des göttlichen Wortes, zur Dienſtfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beſte, und zu manchen andern Pflichten der Geſellſchaft, gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes ſeyn ſollte, mit einer gänzlichen Abſonderung uns von der Welt zu entfernen, und unſere Tage zuzubringen in einem einſamen und andächtig ſcheinenden Müſſiggange. Die aufgeklärteſten Theologen ſagen uns, der Heiland der Welt habe durch ſeine Lehren und ſein Leben jene anachoretiſchen Grundſätze widerleget, welche die Menſchen wol zu eigenſinnigen Sonderlingen und Menſchenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fodere uns der Erlöſer mit ſeinem

Bey-

Beyspiele auf, daß wir zu gewissen Zeiten uns in die Einsamkeit begeben. Er habe in Gesellschaft wie andere Menschen gelebt, und also auch zu seinen Jüngern weder Einsiedler noch Müssiggänger verlanget. Er habe sich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einsamkeit vertraulich mit Gott sich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Christ sich nicht beständig durch die Geschäfte und Angelegenheiten der Welt müsse zerstreuen lassen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, sondern er müsse sich zuweilen von ihr absondern, und keine andere Gesellschaft haben als sein Herz und Gott. Also sey ein gänzliches Zurückziehen von der Welt so wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige Römische Kirche wähnte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts andres, als ein Misbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens, und die Geschäftigkeit im Stillen, wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die

Zeit-

Zeitvertreibe und geringern Freuden der Welt, als Erhohlungen nach Arbeit und Sorge betrachten. Alles iſt gut was die Menſchen vereiniget, was ſie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiſer, tugendhafter, unter ſich ſelbſt liebreicher, zutraulicher, und einträchtiger macht; und in ſo weit lege ich einen ſehr hohen Werth auf Aſſembleen und Clubs. Sinnliche Vergnügungen müſſen immer mit geiſtigen abwechſeln, wenn auch gleich dieſe reiner, edler, und dauerhafter ſind, als jene. Von einſamen Speculationen muß man durchaus zu körperlichen Uebungen und ſinnlichem Zeitvertreibe übergehen. Es iſt vielleicht kein Menſch, der nicht erfahren hat, daß durch unſchuldiges ſinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberſpannte in unſern Urtheilen und Sitten ſeine Schärfe verlieret. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menſchen bemerken, der uns auf den Gaſſen immer ſtolz, ſteif und kalt anblickte! Eine fröliche Geſellſchaft

und ein freundliches Gaſtmahl, geben alſo allerdings der Tugend eine heiterere Miene, und der Frömmigkeit eine fröhlichere Geſtalt; und beyde gewinnen gewis manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tobacksnebel.

Schwermüthig müſſen wir uns darum nicht dem Umgange entziehen. Wir müſſen zufrieden ſeyn mit dem Mittelmäſſigen und Gemeinen, das in dem Geſpräche vorkommt. Wir müſſen bey keinem der eingeführten Zeitvertreibe Langeweile haben. Wir müſſen niemals von intereſſanten Dingen ſprechen, wenn ſie etwa nur uns intereſſiren. Wir müſſen immer blos auf das ſehen, was andern Freude macht, und von ihnen alles mit Wohlgefallen annehmen, ſo ſehr es auch etwa für eine kleine Weile unſern Verſtand vertrocknet, und unſere Einbildungskraft auslöſcht. Wir müſſen ſo viel als uns von unſerer Seele itzt eben brauchbar iſt, mit allen Kräften auf die Gegenſtände, Perſonen, und Sachen richten, welche die Geſellſchaft beſchäftigen; und

ſo

so sind wir dann gewiß recht liebenswürdige Leute.

Liebenswürdig ist eigentlich jeder, für diejenigen denen es nur darauf ankommt, daß ihre Assembleen immer voll seyen. Wer im Spiele mit der Dame des Hauses sein Geld ohne Murren verlieret, ist gewöhnlich, in den Augen dieser Dame, der vortreflichste Mann in der ganzen Stadt. Jeder schale Mensch ist auf jeder Assemblee willkommen, weil er doch immer einen Platz an einem Spieltische ausfüllt. Sogar die elegante Weltdame, welche eifrig und feurig auf jede Assemblee und in jede Gesellschaft läuft, und in ihrem Leben nie Langeweile hat, als wenn sie sich etwa gezwungen sieht, des Abends mit ihrem Manne und mit ihren Kindern zu essen, spielt auf einer Assemblee nicht eine gröſſere Rolle, als der ungenießbare Mann, der schon so lange dem Vaterlande dient, täglich das Rad seines Geschäfte durch die alten Gleise treibt, und von allem was in der Welt geschrieben und gedacht wird, nichts liest, und nichts versteht, weil er

doch täglich in ſchöner Geſellſchaft erſcheint, und ſich da in ſeiner groſſen Parucke recht gut ausnimmt.

Abtrünnige aus der Geſellſchaft giebt es indeſſen auch mit Recht. Um mehr zu thun, und in einer gröſſern Ausbreitung zu wirken, muß mancher gerne viel ſitzen, und gerne wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bey den Predigern der Geſelligkeit doch zuweilen Vergebung, und bey vielen Menſchen eine freundliche Aufnahme, wenn ſie auch nicht immer da zu ſehen ſind, wo man ſie erwartete. Wichtig iſt nicht alles was Tauſende von Einem verlangen; und jedem rechtſchaffenen Manne wird ſein Gewiſſen genug ſagen, was das wichtigſte iſt, das er in jedem Tage zu thun hat. Man iſt deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gerne im Dunkeln wohnet; mancher würde ſehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entſchleicht blos dem Tumult, um etwas Weſentlicheres zu thun, als im Tumult geſchiehet; aber er geht auch gerne

in

in den Tumult, wenn etwas Wesentliches darinn zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirket in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwey Beine.

Gelehrte Einsamkeit, und ein völliges Leben im Schlafrock, ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit grössere Kräfte ausgeübet werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer scheinen mag, so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, so

thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Geſellſchaft, indem er ihr laut aus ſeiner Kammer ſagt, was er ihr unter den Feſſeln der Geſelligkeit, der Höflichkeit, und des Reſpects verſchweiget.

Ein Profeſſor kann die ununterbrochene Wachſamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die ſich ein Weltmann der Geſellſchaft angenehm macht (*). Muß man viel in der Welt leben, ſo iſt es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als

(*) Tout homme abſorbé dans des méditations profondes, ſagt Helvetius vortreflich, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces uſages qui ſont la ſcience des gens du monde; auſſi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde ſentent que la connaiſſance des petites choſes ſuppoſe presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mene à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'éleve point au-deſſus de la mediocrité, et qu'enfin le génie ſuppoſe toujours, dans un homme, un deſir vif de la gloire, qui, le rendant inſenſible à toute eſpece de deſir, n'ouvre ſon ame qu'à la paſſion de s'éclairer.

als Gelehrter entfernt von der Welt, und ſieht ſich von allem dem leeren abgeſchmackten Geſchwätz befreyt, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergieſſungen des Herzens befördert, ſondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: ſo thut man auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die inſonderheit für äuſſerliche Ausbildung die Geſellſchaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig iſt der Gelehrte, der ſelbſt in den Wohnſitzen der Gelehrſamkeit gelernt hat, durch einen ſcharfen Verſtand und durch ein gutes Herz, aller Menſchen Herzen zu ſich zu reiſſen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einſamen aus der gelehrten Claſſe für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit greßlichere Pedanten, als in den Wohnſitzen der Gelehrſamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juriſten, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeſchichten überflieſſet. Die Urſache iſt gar nicht, daß

dieſe Herren etwa Gelehrte ſind, denn das ſind ſie ſehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertreflich: die Urſache ſey, weil keiner von dieſen geſchwätzigen Juriſten, und keiner von dieſen geſchwätzigen Aerzten, Herr über ſich iſt; weil jeder von einer gewiſſen Leidenſchaft beherrſchet wird, oder von gewiſſen Ideen eingenommen iſt, die ſich mit Gewalt hervordrängen; die ſich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir alſo ein ſolcher unbändiger Juriſt mit ſeinen Proceſſen, und ein ſolcher abgeſchmackter Arzt mit ſeinen Krankengeſchichten auf den Leib: ſo denke du mit Lammesſinn, was uns Garve ſo menſchenfreundlich lehret: dieſe guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verlohren, womit man ſeine Reden und Handlungen immer nach den Umſtänden und nach den Perſonen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenſchaftliche Menſchen ziehen ſie keine Umſtände zu

Rathe;

Rathe; sie richten sich blos nach sich selbst. Sie begehen Unschicklichkeiten, wegen der völligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Universitäten die Wohnsitze der Pedanterey, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutschen Provinz, mitten in der schönen Welt, unter der seltsamen und zahlreichen Classe von Menschen, die man anitzt die Lesewelt nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Name ist neu, wie die Sache. Die deutsche Lesewelt ist eine von der Gelehrtenrepublik äusserst verschiedene Republik; denn durch die eine kommt der menschliche Verstand empor, und durch die andere mehrentheils herunter. Verständige Menschen lesen, um aus Büchern zu lernen; die Lesewelt liest, um mit Büchern Pedanterey zu treiben, das ist, in das Wenige

was sie liest, eine grosse und ausschliessende Wichtigkeit zu setzen, die nicht darinn ist, und dann von allen andern Menschen kurzum zu verlangen, daß ihnen diese Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es ist ganz unleidlich, wie man examinirt wird, sobald man das Unglück hat, etwa unversehens mitten unter diese Lesewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, so fällt euch schon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtorisch wissen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leset? Ein anderer scheint seiner Sache völlig gewiß, und sagt: Sie lesen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein sechster, ein siebenter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, legen in der Reihe ihre Karten weg, und rufen laut: ganz unstreitig haben Sie die hellerothen und hellblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeisiggrüne und orangengelbe Journal gelesen? Auf einer einzigen Assemblee, und bey einem einzigen Souper,

läuft

läuft man bey der Leſewelt gewöhnlich fünfzigmal durch dieſe Hechel; und muß ſich dann freylich einen ſchnöden Blick von jedem gefallen laſſen, deſſen Journal man nicht liest, oder nicht geleſen zu haben vorgiebt. Völlig für verlohren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Leſewelt, der vollends zwiſchen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatſchriften und Journale leſen, ſondern gar alle Neuigkeiten (*).

Widerſinnig iſt hingegen die Rolle, die man mitten unter allem dieſem Leſelerm, mitten unter allem dieſem beſtändigen Geſchwätze von dem Wenigen das man liest, mit denjenigen ſpielet, welche

(*) Neuigkeiten heiſſen bey den Buchhändlern ſolche Sachen, die für die Leſewelt gehören: Journale, Monatſchriften, Allmanache, Comödien, Romanen, kleine luſtige Sachen und Poſſereyen, auch Paſquillen auf groſſe Herren, die gewöhnlich den geſchwindeſten und größten Abgang haben, aber nicht in den Catalogus kommen. Ich habe nur erſt einen Ballen mit Neuigkeiten vorangeſchickt, ſagt der Buchhändler; das übrige (nemlich gröſſere Werke, und ernſthafte Bücher) kommt nach.

welche Bücher schreiben. Von Rechtswegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen und Sitten an die Wand mahlt, mit allen Menschen verlegen seyn; aber jeder, der mit ihm umgeht, ist es vielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und verschliessen sich vor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedes auch nur von ferne auf sein Buch sich beziehendes Wort aus. Die Lesewelt hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bey dieser allgemeinen Zurückhaltung, bey dieser comischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken: sie halten alle insgesamt, Schriftstellerey für ein Landesverbrechen (*).

Alle

(*) Hieher gehöret auch die Aengstlichkeit, mit der sich die Lesewelt so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Leibe schaffet, dessen Buch sie geschenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müssen, ergreift man den nemlichen Augenblick, da das Buch im Hause abgeliefert wird, und also bevor es möglich ist etwas mehr

als

Alle dieſe Sonderbarkeiten der Weltleute in unſeren Provinzen, zeigen alſo wahrlich zur Gnüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht iſt, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel beſſer es wäre gar nichts zu leſen, als ſeine Leſerey jedem unter die Naſe zu reiben, und dann doch vor jedem Schriftſteller ſich zu ſcheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freylich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrſchet, wo man keine Art von Pedanterey treibt und duldet, und wo ſogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier ſich auſſer ſeinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel alleine ſind, wäre ſolcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürſten und Groſſen, eine Uebung in der männlichſten Philoſophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einem Groſ-

als das Titelblatt geleſen zu haben, und bedankt ſich ehrerbietigſt für das vortrefliche Werk; oder man findet ſich mit dem Verfaſſer durch ein Compliment im Canzleyſtyl ab, das ſich auf ein Buch juſt eben ſo gut paſſet, als auf ein paar geſchenkte Knackwürſte.

Groſſen eine einzige kühne Wahrheit ins Geſicht zu ſagen, als hundert ſolche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Groſſen nie vergeſſen, wie gefährlich es iſt, mit Groſſen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beynahe nichts ſagen, von deſſen Wirkung man nicht gewiß iſt. Wer Welt und Menſchen kennt, redlich und offen ſpricht, alle Schliche verachtet, keinem Menſchen Unrecht thut, keinem ſchaden will wenn er auch könnte, immer gerne das Gute ausbebt, das doch beynahe von jedem Menſchen geſagt werden kann, der läßt doch zuweilen bey Fürſten und Groſſen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeyt.

Groſſe, die groſſe Dinge gethan haben, oder thun werden, ſind doch wahrlich für jeden Denker intereſſant. Wer freuet ſich nicht innigſt, wenn er ſieht, wie liebenswürdig auch Monarchen ſeyn können, vor deren üblen Laune Millionen von Menſchen zittern. Welcher Menſchenbeobachter

achter möchte nicht den jungen Cäsar, schon in der Zeit oft ganz alleine gesehen und gesprochen haben, als Sylla von ihm sagte: traut diesem jungen Menschen nicht, der so unbescheiden durch die Gassen geht, ich sehe in ihm viele Marius? Der Anblick grosser Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muster wird für alle, oder grosser Kräfte in ihrem Keim, sind beyde äusserst interessant; und wer freuet sich nicht, wenn er in der Nähe sieht, daß feines Gefühl und sanfte Menschheit bey solchen Kräften wohnet?

Umgang mit Vornehmen sollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutschland zumal, findet man doch ganz unstreitig die meisten liebenswürdigen Menschen in der Classe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdienet zwar jeder Mensch, der sich einem Vornehmen aus keiner andern Ursache aufdringet, ihn aus keiner andern Ursache ehret und schätzet, als blos, wegen seiner Geburt, wegen seines Namens und Ranges, und weil es seinem

erbärm-

erbärmlichen Ehrgeitz schmeichelt. Maynz ist der Ort, dessen Adel man für den ältesten und reinsten in Deutschland hält; und nirgends soll sich, wie man sagt, der Mittelstand so tief vor dem Adel beugen, wie in Schlesien. Aber zuverlässig wird deswegen doch kein Maynzischer oder Schlesischer Philosoph, seinen Freunden den Rücken kehren für ein Mittagessen bey einer gnädigen Frau, oder um die Bekanntschaft mit einem Edelmann ohne Kopf.

Einsamkeit und Weltleben wird man also nützlich geniessen, wenn man dort seine Tage gewissenhaft hinbringet, hier mit Verstand und Würde des Betragens; wenn man in beyden seine Rolle gut spielet, die Nachtheile der Einsamkeit durch Weltumgang mildert, und die Nachtheile der Geselligkeit durch Einsamkeit. Aber übertrieben und ausschliessend soll man überhaupt weder die Einsamkeit loben, noch das gesellschaftliche Leben. In beyden kann man sich der Welt sehr überflüssig machen, dort durch eigensüchtige Ruhe, hier durch nichtsbedeutende

Reg-

Regſamkeit. Immer wird es, wenn die Erziehung nicht ganz einſeitig iſt, Menſchen genug geben, die vermögend ſind auf jede Weiſe nützlich zu werden; wie ein ſanfter Fluß, der nicht nur durch einſame Thäler und zwiſchen Heerden und Hirten hinflieſſet, ſondern auch volkreiche Städte in ſeinem Laufe beſuchet, und dieſen zugleich zur Zierde dienet und zum Vortheil.

Zur Vollkommenheit des Ganzen würde das beſchauliche und das thätige Leben gleichviel beytragen, wenn jeder Menſch da ſtünde, wo er hingehöret. Der erſte und letzte Zweck des Lebens iſt doch wol glücklich zu ſeyn, alſo ſich ſelbſt alles mögliche Gute zu verſchaffen, um dann auch für andere alles mögliche Gute zu thun. Aber viele Menſchen ſind durch Schickſal und Umſtände nicht dahingeſtellet, wo ſie hingehören. Seine Rolle würde mancher in guter Geſellſchaft ſehr gut ſpielen, und er muß in einem kleinen Städtchen ſeinen Geiſt aufgeben. Viele ſtellt Adel und Rang in der groſſen Welt überall

auf sich selbst eingeschränket ist, und in der menschlichen Gesellschaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachsichtig wird man dann auch wieder gegen den eigensüchtigsten Einsamen, der doch auch nur seine Verstandeskräfte übet, dem es doch auch zu etwas nütze ist daß er eine Seele hat die ihm das Leere der Muße und der Einsamkeit ausfüllet: wenn man den Misbrauch betrachtet, den Weltmenschen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man sieht wie sie dadurch alle Aufmerksamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geisteskraft bey ihnen erschlaffet und wegschwindet; wie leer, wie schaal, wie kernlos, allmählig alles wird, was sie denken und sagen; wie schwer man sich überhaupt aus dem weichen Schoße des Nichtsthuns und des Gassenlaufens zu intellectueller Würde aufraffet; wie ungern man seine Begriffe sammelt, und seine Neugier wieder anfachet, um mit Hitze auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will

man

leicht Troſt in der Einſamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einſamkeit giebt alles was man im Umgange nicht findet. Umgang, ſo ſchlecht er auch ſeyn mag, giebt immer Stof zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und ſelbſt durch den Nichtgebrauch ſeiner Kraft einen neuen Zufluß von Geiſt und Kraft. Geht mit Widerwillen in Geſellſchaft, wenn es nicht anders ſeyn kann, aber geht; überlaßt euch da einem anſtändigen Leichtſinn; nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, ſo gering es auch ſeyn mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelinget wieder ernſthafte Meditation, und eiſerne Arbeit.

Billig halten ſich in mancher Abſicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des ſpeculativen Lebens die Wage. Ein ſehr groſſer Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, bloſſe Zuſchauer in der Welt zu ſeyn. Deswegen müſſe man das ſpeculative Leben ganz verwerfen, inſofern es nemlich ganz

auf sich selbst eingeschränket ist, und in der menschlichen Gesellschaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachsichtig wird man dann auch wieder gegen den eigensüchtigsten Einsamen, der doch auch nur seine Verstandeskräfte übet, dem es doch auch zu etwas nütze ist daß er eine Seele hat die ihm das Leere der Musse und der Einsamkeit ausfüllet: wenn man den Misbrauch betrachtet, den Weltmenschen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man sieht wie sie dadurch alle Aufmerksamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geisteskraft bey ihnen erschlaffet und wegschwindet; wie leer, wie schaal, wie kernlos, allmählig alles wird, was sie denken und sagen; wie schwer man sich überhaupt aus dem weichen Schoße des Nichtsthuns und des Gassenlaufens zu intellectueller Würde aufraffet; wie ungern man seine Begriffe sammelt, und seine Neugier wieder anfachet, um mit Hitze auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will

man

man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr ſey als Gutes denken, gemeinnützige Geſchäftigkeit mehr als innere Beſchäftigung des Verſtandes und Unterſuchungen welche man bey ſich insgeheim anſtellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienſtlicher als der reinſte Selbſtgenuß: ſo kann man doch nicht läugnen, daß man auch ſchon viel Gutes in der Stille thut, wenn man ſich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Menſch iſt eben ſo gut zum denken wie zum handeln, alſo zum ſpeculativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Abſicht, daß er in beyden ſich übe, und fähig ſey in beyden der Abſicht Gottes zu entſprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre alſo eben ſo wenig Philoſophie, als eine gänzliche Unluſt an der Einſamkeit. Man muß wechſelsweiſe beyde ſatt werden, um beyde zu genieſſen.

Einer groſſen Entſchuldigung ſcheint der Trieb zur Einſamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewähret. Aber wenn man dieſe in der

Welt nicht hatte, und in der Einsamkeit nicht findet, dann ist offenbar etwas Ungesundes in der Seele, und dann misbilligt die Vernunft diesen Trieb.

Treibt uns Misvergnügen und Abneigung gegen Menschen in die Einsamkeit, und wir vergessen in derselben unser Misvergnügen und unsere Abneigung, so ist der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß ist der Fall, wenn wir uns in der Einsamkeit nützlich beschäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlassen hatten, in unsere Einsamkeit mitnehmen, wenn uns auch da unser Mismuth über alles was wir sehen und hören nicht verläßt, so verlieren wir an Menschenliebe was wir vielleicht an Menschenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menschen gewähret nicht Ruhe.

Bey der größten Abneigung gegen die meisten Menschen, die dich umgeben, solltest du doch diese Menschen nicht immer fliehen. Je weniger du alle siehst, desto mehr Nahrung gewinnet

net dein unglücklicher Widerwillen, und deſto gewiſſer wirſt du ein Miſanthrop. Vermeideſt du hingegen die Geſellſchaft der Menſchen nicht ganz, ſo haſt du gewiß manche Gelegenheit eine gute Seite an manchem Menſchen zu ſehen, den du nur nicht genug kannteſt; du wirſt Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubteſt, er verdiene ſie nicht. Niemals ſollte man darum mehr verſuchen in Geſellſchaft zu gehen, als eben wenn uns dieß am meiſten Angſt und Zwang koſtet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Geſellſchaft ſich zeigt, kommt doch manchmal aus derſelben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keinesweges will ich alſo Miſanthropie ausſäen, wenn ich ſage, dieß und jenes veranlaſſet in uns Miſanthropie. Die Geſchichte des Triebes zur Einſamkeit enthält ja auch die Geſchichte von mancher traurigen Krankheit der Seele; und wäre es mir gelungen dieſe Krankheiten richtig zu zeichnen, ſo hätte ich vielleicht

auch nicht ohne Glück ihren Hülfsmitteln nachgedacht.

Ekel und Abscheu entfernen wechselseitig den Menschen von dem Menschen, in mancher deutschen Provinz, wo bey dem Umgange, den man sich wählet, nur Adel und Familie in Betrachtung kommen, und niemals Anlagen und Eigenschaften zu gutem Umgange. Da fürchtet manche hochadeliche Dame, mehr als Sünde, Tod, Teufel, und Ewigkeit, daß man sie mit Leuten umgehen sehe, die nicht von Familie sind; aber sie fürchtet sich vor nichts, wenn sie ihren Bedienten bey sich im Bette hat. Haus und Hof verlassen solche Damen, sie verlassen Städte die in den fruchtbarsten und schönsten Gegenden liegen, in denen Künste und Wissenschaften blühen, in denen Aufklärung überall gedeyt, in denen Kaufmannschaft den Reichthum, den Ueberfluß, und alle Reitzungen der Sinnlichkeit verbreitet, nur um nicht öffentlich mit Menschen umgehen zu müssen die nicht von Familie sind. Allen diesen unklugen Stolz erwieder der verständige Unadel

mit

mit zehnfach edlerm Stolze. Jeder fliehet weit von jedem Orte, wo er nur Leute antrifft, vor denen ihm ekelt. Aber sobald man solche Leute nicht auch ganz vergißt; sobald die unangenehmen Eindrücke, die der Unadeliche dem Adelichen und der Adeliche dem Unadelichen macht, eine dauerhafte Abneigung erzeugen, und nicht augenblicklich verdämpfen; sobald diese Abneigung gar in Haß und Abscheu sich verwandelt: o so ist man auf Abwegen, welche Gott und alle guten Menschen misbilligen! Hasset man auch den Umgang noch nicht, den man fliehet, so ärgert man sich doch zuweilen über das, was diesem Umgange mangelt, und erfüllet dadurch sein Herz mit immer grösserer Unlust; und so verfällt man in Mismuth und Melankolie: also in einen Zustand der Seele, in welchem man sich selbst oft verächtlicher und schlechter vorkommt, als aller Adel und Unadel ist, den man fliehet.

Scharfsichtig und billig hat ein berühmter Engländer dieß alles überdacht, als er sagte:

der allgemeine gesellschaftliche Umgang gebe kein merkliches Vergnügen, und gänzliche Einsamkeit das höchste Misvergnügen und den größten Schmerz. Also sey Schmerz das Uebergewicht, wenn man das allgemeine gesellschaftliche Vergnügen mit den Wirkungen gänzlicher Einsamkeit vergleiche. Jedes wahre gesellschaftliche Vergnügen hingegen, überwiege allen Schmerz den der Mangel dieser Vergnügungen giebt; denn gute Gesellschaft, lebhafter Umgang, inniger Freundschaftsgenuß, erfüllen die Seele mit angenehmen Gefühlen. Aber auch Einsamkeit sey auf eine Weile sehr angenehm. Also könne man hieraus vielleicht wol schlieſſen, wir seyen zugleich für Beschaulichkeit und Thätigkeit geschaffen, weil uns Einsamkeit eben so wohl als Umgang Vergnügen gebe; gleichwie die obige Beobachtung uns bemerklich mache, daß gänzliche Einsamkeit dem Zwecke unsers Daseyns völlig widerstrebe, und selbst der Tod kaum schrecklicher sey, als anachoretische Einsamkeit.

Bart und Kaputze mögen immer den Werth behalten der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als Weltbürger leben, und so viel Gutes, als uns möglich ist, unter den Menschen thun. Aber nur die Freyheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können so oft es uns gutdenkt, und alleine zu seyn mitten im Drange der Geschäfte, und der allgemeinen Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreiste nach seinem eigenen Geschmacke zu leben, und sich abzusondern von den Menschen bey dem ersten Winke der Vernunft. Man überlasse nur das müssige Vorfahren und Abgeben von Visitenkarten, und alle übrigen grossen Dinge dieser Art, den Cavalieren und Damen die nichts besseres kennen. Wer mit sich selbst und seinen Hausgenossen fertig werden kann, macht sich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keiner andern Menschen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil sie seinen Verstand und seine Einbildungskraft immer beschäftigen.

Gänz-

Gänzliche Einsamkeit ist doch zuweilen der höchste Herzensgenuß, für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, also in einer ganz andern Welt, als die ist, die sie umgiebt. Solches Glück ist nur wenigen beschereet. Die Welt sagt, es sey eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht was sie sagt.

Vergleicht man den Werth des beschaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden die bey jenem aufkeimen bey diesem schlummern, so entstehet leicht auch eine Vorliebe für die Einsamkeit, wegen des Muthes den sie erzeuget, und der Stärke die sie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutschen Herzen zu entzünden, ach dieß ist eine Begierde die man gewiß einem Schriftsteller verzeihet der in deutscher Sprache über Einsamkeit schreibt, und die mir also auch erlaubt, hier alles grade vom Herzen wegzusagen wie ich es fühle, und wie es ist.

vinzen, und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebet hat, wird es nicht, und ist es nicht; und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigsten Secretair um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein kraftloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch, der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bey solcher Ungnade das Herz empor, wie frey und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freyheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat,

auf der andern einen ewigen Neid; sondern auch sogar einen so ausschweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß wahrlich mancher aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa gröſſer, kecker, und edler denkt und handelt, sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreyhundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstert, nichts von allem dem Tändelkram verlanget den der Adel dem Unadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als blos zufällige und unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sey so wohl eine Folge des Bewußtseyns von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen,

vinzen, und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebet hat, wird es nicht, und ist es nicht; und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigsten Secretair um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein kraftloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch, der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bey solcher Ungnade das Herz empor, wie frey und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freyheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat,

solche Menschen und solche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlanget man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame vielleicht mehr als der Weltling, aber die Schlankheit hat er nicht muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, keck in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hofnungen, und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane haben, und also doch gerne jedem andern den seinigen zerstören. Der Einsame und der Welt Unkundige geht in allem grade durch; der Weltmann weiß

wo

wo er ſtille ſtehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen ſoll, und ergreift den Augenblick zum Durchſetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Wohlbenutzte Einſamkeit macht indeſſen auch, in manchem Betracht, zu Weltgeſchäften nicht nur nicht unfähig, ſondern wirklich geſchickt. Müſſiggang und Wolluſt ſind gar zu oft und zu gerne im Gefolge des Weltlebens; und aus beyden wird nichts Groſſes. Man ſah in unſern neueſten Zeiten, Miniſter an der Spitze der gröſsten Weltgeſchäfte, die täglich zum Beſten des Staats nicht über eine Stunde arbeiteten, oder wie andere behaupten, nicht über eine halbe Stunde; alle ihre übrige Zeit ward entweder auf das ängſtliche und quälende Beſtreben verwendet, daſs ſie ja niemand aus dem Sattel hebe; oder bey der Tafel verſchleudert, oder im Kämmerlein verbuhlt. Unter ſolchen Händen kommt das gröſste Reich in Gefahr; fürchterliche Revolutionen können entſtehen, wenn man nur

den rechten Augenblick versäumt. Aufschub ist der Tod aller Geschäfte (*).

Ein

(*) Niemand verstand diese Wahrheit besser, als der alte Pitt. In dem glücklichen Kriege, den England unter seiner Staatsverwaltung mit Frankreich und Spanien führte, ließ Er einst den verschiedenen Befehlshabern der Flotte, der Landtruppen, und der Artillerie wissen, daß sie auf einen Tag, den Er bestimmte, zu seiner geheimen Unternehmung, eine gewisse Anzahl Schiffe, soviel Landtruppen, und verhältnißmässig so viel Artillerie und Kriegsvorrath fertig halten. Alle diese Befehlshaber gaben dem Minister die nemliche Antwort; sie liessen ihm alle sagen, was Er verlange, sey unmöglich.

Es war schon spät in der Nacht, als Pitt diese Antwort erfuhr. Augenblicklich schickte er nach seinem Secretair, lästerte über die Begegnung, die Er von der Unwissenheit und Nachlässigkeit der Bedienten des Königs zu erdulden habe, und sagte zu seinem Secretair: Herr Wood, ich befehle euch, gleich nach dem Lord Anson zu gehen. Auf dem Admiralitätshause müßt ihr ihn nicht suchen; da ist er nicht. Geht nach dem Spielhause, und sagt ihm, in meinem Namen: ich werde ihn unausbleiblich anklagen, wenn er nicht gleich die von meiner Hand erhaltene Befehle der Regierung ausführe. Geht von da zu Lord Ligonier; und sollte er sein Bett voll Huren haben, so reisset ihm doch die Bettgardinen auf, und wieder-

Ein Miniſter iſt aber doch auch ein Menſch; und nicht jeder hat die Kraft, die jeden zum

wiederhohlet ihm meinen Auftrag. Dann nehmt euren Lauf nach dem Ritter Carl Frederik, und verſichert ihn, wenn er die Befehle des Königs nicht befolge, ſo ſey dieß der letzte, den er erhalte.

Herr Wood gieng alſo nach Whits Caffeehaus, und verrichtete was ihm befohlen war, bey Anſon, dem erſten Lord der Admiralität. Dieſer beſtand darauf: Pitt ſey ein Narr, Er könne ſeine Wünſche nicht erfüllen; jedoch, ſetzte Anſon hinzu, da man einem Wahnwitzigen auch antworten muß, ſo ſagen ſie dem Staatsſecretair Pitt, ich werde das Aeuſſerſte thun, um ihn zu befriedigen.

Von da gieng Wood zu dem Lord Ligonier, dem erſten Befehlshaber der Armee. Auch dieſer ſagte: Es iſt unmöglich, und das weiß Pitt. Indeſſen, ſetzte der alte Lord hinzu, hat Pitt recht, von uns zu wollen was wir können; verſichern ſie Ihn, was möglich ſey, ſoll geſchehen.

Nun giengs noch auf den Oberaufſeher der Artillerie, den Ritter Carl Frederik los. Nach einiger Ueberlegung fand dieſer: daß Pitts Befehle doch wol in der geſetzten Zeit befolgt werden könnten.

Kurz, die Flotte, die Armee, die Artillerie, der Kriegsvorrath, Alles, war trotz allen Unmöglichkeiten fertig, auf den von Pitt geſetzten Tag.

Diensteifer aufwecket, jedem die äusserste Thätigkeit gebietet, und Saumseligkeit auf der Stelle bey jedem bestraft. Selbst Philosophen erlaubten sinnliche Lüste, damit man die Sorgen wegspühle, und das Gemüth kühner mache zu neuen Unternehmungen.

Vielleicht haben aber auch diese Philosophen nicht bedacht, daß es höhere Vergnügungen giebt, Abwechslungen von edlerer und dem Menschen eben so angemessener Art, bey denen er sich auch ganz erhohlet, bey denen die Freude auch ganz zurückkommt ins Herz, und die auch neue Lust und neue Liebe zu Geschäften entzünden. Cicero hatte den gröβten Theil seiner Jugend den Wissenschaften gewidmet, um sich durch sie zu Geschäften zu bilden; er überlieβ ihnen als Mann, während der Zeit da er dem Staate diente, und die Laufbahn der öffentlichen Aemter durchlief, alle die Augenblicke die ihm von den Geschäften der Republik oder seiner Freunde übrig blieben, ob er gleich diese nur ganz mit Lesen zubrachte, denn zum Schreiben waren

diese

dieſe Augenblicke zu kurz und zu unruhig. Mancher groſſer Miniſter hat alſo auch wol hie und da, eine halbe Viertelſtunde, in welcher er wirklich Herr von ſich iſt, wenn er will; denn Niemand, ſagte wenigſtens der Kanzler Bacon, wird durch ſeine Geſchäfte ſo gefeſſelt, daß er nicht auch Zwiſchenräume von Muſſe finden ſollte, in denen er abwarten kann bis Kraft und Wärme wiederkommen. Alſo iſt am Ende nur dieß die Frage: verwendet man ſeine Zwiſchenſtunden beſſer zur Aufklärung ſeines Geiſtes, oder am Buſen der Wolluſt; beſſer indem man ſeine Seele erhebet, oder ſeine Sinne kitzelt?

Religion ſogar, war Erhohlung für groſſe Miniſter, im gröſten Drange der Geſchäfte. Ich weiß daß es itzt, in unſern Zeiten ſogar, äuſſerſt thätige Miniſter in Deutſchland giebt, die doch des Morgens und des Abends, ehe die eigentlichen Geſchäfte des Tages angehen, oder wenn ſie ſchon geſchloſſen ſind, auf eine kürzere oder längere Zeit, ihre Gedanken in

und Stille genug hat, sie auf die Wage zu legen und dann zu vergessen.

Es giebt eine Kraft zum Guten, die sich in der Einsamkeit wirklich auch viel besser erhält als in der Welt. Licht und Kenntnisse können groß seyn, auch die Entschlüsse gut, aber Schwäche des Charakters zerstöret alles edle Benehmen, und hemmet jede grosse That. Heroische Festigkeit erhält sich nirgends so gut wie in der Absonderung. Eine reitzend schöne Philosophinn von zwanzig Jahren sagte mir einst in Bern: ich fürchte weit weniger die Nachtheile der Einsamkeit als die Nachtheile der grossen Welt, von denen der geringste doch eine gewisse Beugsamkeit und Geschmeidigkeit ist, die alles Gute aus unserm Herzen wegwässert; niemals, setzte diese Philosophinn hinzu, war ich auch nur auf vierzehn Tage in unserer grossen Bernerwelt, ohne daß ich fühlte, wie alle meine guten Neigungen beträchtlich abnahmen.

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einsamkeit ihren unläugbaren Nutzen. Eben so

wie

wie die Religion, leitet Einſamkeit zur Gemüthsruhe, zu geduldiger Ertragung des Uebels, und zu unverzagter Erwartung der Zukunft; und wer nicht Religion hat, ſagt ein groſſer Philoſoph, dem giebt der Anblick der ganzen groſſen Natur keinen Antrieb zum Guten. Darum fand man zu allen Zeiten, daß Einſamkeit das Heiligthum der Religion ſey, und daß man da ihre ganze Kraft empfinde. Darum bezeugen eben ſo philoſophiſch als chriſtlicherhaben denkende Religionslehrer, wie ſich da die Seele durch das ſtete Anſchauen unſerer Verhältniſſe mit Gott erhebe; wie da die Thräne der Zerknirſchung vom Auge falle; wie da kein Seufzer ohne Wirkung zum Himmel ſteige; wie da die Seele ſchmelze, in der ganzen Zärtlichkeit der Andacht, vor dem der ſie erſchaffen hat und vor dem der ſie erlöſet. Selbſt der Weltheiland, der wahrlich des Beyſtandes religiöſer Einſamkeit am wenigſten bedurfte, gab durch ſein eigenes Beyſpiel derſelben ein ehrbringendes Zeugniß, da Er oft den Garten,

den Berg, die Stille der Nacht geſuchet, um Umgang zu haben mit dem Himmel.

Mancher Tugendkampf, wird in der Einſamkeit vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Verſuchung wird da widerſtanden, und wie oft wird Schlaffheit und Trägheit da überwunden. Es iſt ein Beweis daß man gar nicht weiß, was der Menſch kann wenn er will, wenn man immer ſagt, ach lieber Gott, der Menſch iſt nun einmal ſo. Eben weil der Menſch ſo iſt, muß er ſich angreiffen, um mehr zu ſeyn, als er iſt. Unfähigkeit, Erſchöpfung, Ekel an ſich ſelbſt, und verdrüßliches Weſen, müſſen ihn nicht abhalten muthig aufzuſpringen vom Bette der Trägheit, zu tugendhaftem Kampfe mit ſich ſelbſt. Mit Muth kann man oft ſeinen eigenen ſchwächlichen Körper bezwingen, und ſeinen Geiſt zu irgend einer nützlichen Arbeit anſtrengen, wenn man nur erſt glaubt, daß man das kann; und wie angenehm iſts am Ende zu ſagen, ſo weit habe ich es doch gebracht, indem ich auch nur ſuchte mich vor Langerweile

gerweile und Unthätigkeit zu bewahren. Man muß nicht gleich alles liegen lassen, wenn man auch nicht gleich alles durchsetzt. Grosse Schwierigkeiten überwindet man am Ende doch immer durch ausharrenden Muth.

Alles zusammengenommen schadet Einsamkeit der menschlichen Gesellschaft blos durch ihren Misbrauch; an sich selbst ist sie derselben weder nachtheilig noch schädlich. Sie schadet nicht mehr und nicht weniger, als alles misbrauchte Gute in der Welt: folglich nicht mehr und nicht weniger als Wissenschaften, Feuer, Wasser, Assembleen, Clubs.

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einsamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß alles mögliche Gute, was sich von der Einsamkeit sagen läßt, nur im allergeringsten schmälert und vermindert. Man kann ohne die geringste Bedenklichkeit eingestehen, daß viele Menschen in der Einsamkeit äusserst müssig und lasterhaft leben, daß sie ihre Gedanken auf Dinge wenden die sie zu gestehen sich schämen würden; daß Ehrsucht und Geitz, zuweilen die gröbsten Leidens-

denschaften, zu andern Zeiten wieder die unbedeutendesten Kleinigkeiten an ihrem einsamen Nachsinnen den größten Antheil haben; daß sie die Welt mit allen ihren Lastern in ihre Einsamkeit hineinbringen, und selbst wenn sie alleine zu seyn scheinen, doch mitten in der Welt leben. Dieß alles beweiset viel gegen diese Menschen, aber nichts gegen die Einsamkeit.

Klopstock sagt: Einsamkeit habe in der Rechten einen Becher der Freude, und in der Linken einen wütenden Dolch; jenen reiche sie dem Beglückten, und diesen dem Leidenden. Aber dieß läugne ich. Einsamkeit giebt auch dem Leidenden ihren Freudenbecher; und den wütenden Dolch nur dem, der zügellos darinn schwärmt, oder ein Sklave erhöhter Leidenschaft darinn wird. Einsamkeit ist sehr oft ein Dolch für Verliebte; aber sie ist immer Nectar im Becher der Philosophie.

Aeusserst einsam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle gesellschaftliche Verbindungen seyn. Freylich würde der Mensch

auffer

auſſer aller Verbindung mit den Menſchen, ſo wenig die Pflichten gegen ſich ſelbſt und gegen den groſſen Urheber ſeines Daſeyns, als die Pflichten gegen ſeinen Nächſten erfüllen, und alſo ohne Gefühl ſeines Elends nicht länger in ſeinem elenden Zuſtande bleiben können. Aber es iſt eben ſo wenig ohne Ausnahme wahr, daß man in der Einſamkeit ſeine eigenen wichtigſten Angelegenheiten oder die Angelegenheiten ſeiner Mitmenſchen verſäumt, als es wahr iſt, daß man im Weltumgange immer beyde beherzigt.

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigſten Abſonderung von dem Weltleben, nicht im Widerſpruche iſt. Einer der gröſten und weiſeſten Menſchenlehrer, dem man glauben kann was er ſagt, weil er nichts ſagt als was er thut, mein unausſprechlich geliebter und verehrter Spalding, hat in ſeiner von mir ſo oft benutzten Predigt über die Einſamkeit gezeiget: eine Geſellſchaft worinn man eben das ſprechen kann, was man in der Einſamkeit mit Gott ſpricht; wo gottſelige Rechtſchaffenheit und

mun-

muntere offenherzige Vertraulichkeit sich vereinigen; wo kein Gespräch von gleichgültigen Dingen mürrisch ausgeschlossen wird, aber auch kein solches gleichgültiges Gespräch die Wahrheit und die Tugend verletzet; wo dann auch eben deswegen das Vergnügen so viel einnehmender und gröſser ist, weil es Unschuld und Gottesfurcht zur Begleitung hat; ein gesellschaftliches Leben von dieser Art, sey mit der christlichen Absonderung so wenig im Streit, daß vielmehr eines dem andern helfe; und in beyden ziele alles am Ende auf einen gemeinschaftlichen Zweck.

Wer Freunde hat wie sein Herz sie wünschet und verdient, der wird alles mit ihnen theilen was er hat, den Gewinn den ihm die Welt durch seine Beobachtungen giebt, und die Schätze die er in der Einsamkeit bey stillem Nachdenken sammelt. Nie wird ihn das Weltleben hinreiſsen, nie wird sein Herz in der Einsamkeit vertrocknen. Dieß fühlte das schöne Herz des Petrarcha, als er sagte: was kann man sich glück-

glücklicheres vorstellen, als ein Leben mit geprüften und völlig einigen Freunden, mit denen man ganz laut denken darf, die nur eine Seele haben, und einen Willen? Giebt es wol etwas angenehmeres, als immer heitere Stirnen, immer einträchtige Seelen, immer offene Herzen? Was ist süsser, als eine Gesellschaft, worinn die Wahrheit herrschet, ohne Zwang, ohne Zurückhaltung, und ohne falschen Schmuck? Ein solches Leben ist der Gegenstand aller meiner Wünsche, und wenn ich das erreichen kann, so beneide ich keinen Menschen.

Alle Vortheile ländlicher Einsamkeit kann man auch mitten im Stadtleben geniessen. Wenn Petrarcha in Städten lebte, gieng er doch immer gerne ins Weite und Freye. Er verlohr sich gerne in Wäldern und einsamen Gegenden, und sehr oft entzündeten diese Spatziergänge sein poetisches Feuer, oder erregten in ihm grosse philosophische und politische Gedanken. Als er einst in Parma war, begegneten ihm die Vornehmen dort, und zumal die Herren von Corregio, äus-

serst

ſerſt ſchmeichelhaft; aber Petrarcha war nicht ein Philoſoph, der auf den Umgang mit Vornehmen geitzte; denn Er fühlte bald, daß ein Philoſoph den Vornehmen wahrlich eben ſo oft Langeweile macht, als ſie ihm. Darum ſtahl Er ſich davon, ſo oft er konnte, um auf das Land zu laufen; das war ſein Vergnügen. Mitten in Parma loderte die Sehnſucht nach dem Lande und nach der Einſamkeit ſo ſehr in ihm auf, daß er ſich ein Häuschen in einer abgelegenen Gegend ausſuchte, wo er ſicher ſeyn konnte vor dem Lerm und Ungeſtüm der Stadt. Ein ſolches Häuschen fand er in Parma ſelbſt; es war ein Garten dabey, und dieſen Garten wäſſerte ein Bach. Von dort ſchrieb er an einen ſeiner Freunde: ich habe das Land mitten in der Stadt, und die Stadt mitten auf dem Lande. Bin ich der Einſamkeit überdrüſſig, ſo darf ich nur herausgehen, und finde gleich Geſellſchaft; bin ich der Geſellſchaft müde, ſo gehe ich in mein Häuschen zurück, und finde da die Einſamkeit. Ich genieſſe hier eine Ruhe, von der die Philoſophen

in

in Athen, die Dichter auf ihrem Parnaß, und die Anachoreten in der Wüſte nichts wußten. Möchte nur hier kein Weltglück mich heimſuchen; möchte es dafür lieber in die Palläſte der Könige ſtürzen, und vor einem Menſchen wegfliehen der ſich hier verbirgt.

Man ſieht wie Petrarcha immer ein wenig poetiſirt; das iſt auf gut Niederſächſiſch: wie er immer Tauſend ſagt, anſtatt Hundert! Aber niemand in der Welt hat doch ein Gartenhaus, wo er dieß alles nicht eben ſo gut denken, empfinden, und erfahren kann, als Petrarcha.

Rouſſeau liebte ſeine Katze ſo herzlich, weil ſie einen Willen hatte, das iſt, weil ſie nie kam, wenn er ſie rief. Wer aber in der Einſamkeit ſeiner Freyheit beraubt iſt, und alſo ſeinen Willen nicht hat, muß ſich dann mit dem Troſte behelfen, mit dem die Frau von Staal in der Baſtille vorlieb nahm: im Gefängniſſe, ſagt dieſe Franzöſiſche Hofdame, hat man ſeinen Willen nicht, aber man braucht auch nicht den Willen

eines andern zu befolgen. Dieß iſt ſchon zur Hälfte Gewinn. Die Entfernung von Allem entfernet die Begierden, und die Unmöglichkeit ſie zu befriedigen, erſticket ſie ſchon in der Geburt.

Alſo hat doch die Einſamkeit unläugbare Vortheile, wenn man ſie nur nicht misbraucht, und wenn man Einſamkeit und Umgang vermiſchet und abwechſelt. Seneca ſagt vortreflich: jene machen uns Luſt wieder Menſchen zu ſeyn, dieſe treibe uns zu uns ſelbſt zurück; eins ſey die Arzeney des andern. Die Einſamkeit befreye uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdruſſe der Einſamkeit. Der Geiſt müſſe nicht immer geſpannt ſeyn, ſondern auch zum Scherze geneigt. Socrates habe ſich nicht geſchämt mit Knaben zu ſpielen; Cato habe ſich beym Weine erhohlet, wenn er ſich durch ſeine Sorgen für die allgemeine Wohlfart ermüdet fand; und der kriegeriſche und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zu-

Zwischen Welt und Einsamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen, muß man sich darum mit edlem und männlichem Geiste theilen; und so verleitet uns gewiß weder der Leichtsinn des Zerstreuungssüchtigen zur Thorheit, noch der finstere mürrische Ernst des Einsiedlers zum Menschenhasse; denn zwischen Welt und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Alle diese hingeworfenen Anmerkungen über Einsamkeit und Weltleben, und die vernünftige Mittelstrasse zwischen beyden, machen doch vieles deutlicher, das in diesem ganzen Werke über die Einsamkeit gesagt ist, und das gewiß mancher schiefe Kopf aufs äusserste misverstanden hat. Aber über zwey Hauptpunkte vorzüglich, möchte ich mich anitzt noch so genau und bestimmt als möglich erklären; über Mystik, und Möncherey. Beyde verdienen Aufmerksamkeit: die Mystik, wegen der Grösse ihres Gegenstandes; die Möncherey, wegen der Revolution,

die sie schon erlitten hat, und die ihr noch drohet.

Manches habe ich gegen Mystik gesagt. Manches möchte ich über Mystik noch sagen, und auch wol, der Billigkeit gemäß, manches dafür; denn wer mich beschuldigt, daß ich irgendwo in diesem ganzen Buche, unbillig sey, gegen irgend eine Religionspartey, gegen irgend eine Sekte, gegen irgend eine Classe von Menschen, oder gegen irgend einen Menschen, der hat mich nicht verstanden, und thut mir Unrecht.

Religion und Liebe umarmen sich zuweilen so innig und herzlich, daß man doch ein wenig mit der Mystik bekannt seyn sollte, um manches Phänomen recht zu verstehen. Einst sah ich in der Schweitz, wie sich zwey grosse Theologen in einem Anfalle von ätherischer Verliebtheit, auf der Heerstrasse eine Art von himmlischen Küssen gaben. Gestorben wäre ich, wenn ich nicht hätte lachen dürfen, denn nach jedem Kusse hielten sie stillschweigend die Köpfe in die

Höhe,

Höhe, wie die Hühner wenn sie trinken. Wer so küßt und so empfindelt, ist auf der Heerstrasse der Imagination nicht sehr weit vom Gebiete der Mystik.

Alle coketten Damen frömmeln mehrentheils, wenn sie nicht mehr schön sind. Aber wenn man in ihren Herzen den Uebergang von ihren süssen Sünden zur Frömmeley etwas genau betrachtet, so wird man immer zuerst eine Capitulation zwischen Menschheit und Frömmigkeit gewahr; und diese ist nur gar zu oft der Weibermystik Anfang. Ist der Gewissenserwecker, Gewissensrath, und Beichtvater, ein schlanker, frischer, und sehr schöner Mann; hat er schöne, glühende, und schmelzende Augen; etwas heiteres, sanftes, süsses, kühnes, fliegsames, biegsames, schmiegsames, und verliebtes in seinem ganzen Wesen: o so ist die Bekehrung einer coketten Dame schon zur Hälfte fertig! Kindliches Hingeben; Froheit bey jedem geistlichen Gespräche, wird bey einem schönen Manne so leicht. Ach man gäbe Landgüter und Reichthum, oft

Mann und Kinder hin, um an der Seite dieses schönen Heiligen zu leben und zu sterben! Er sagt doch alles so ganz anders, als es unsere steifen und gebeugten Pastoren sagen. Versteht man ihn nicht immer, so ist man doch immer von ihm verstanden; denn er ist so innig mit der Menschheit vertraut, er sieht so scharf in alle Ecken des Herzens; und urtheilt dann doch so gelinde! So vergißt eine sündenvolle Dame alle ihre sündigen Liebhaber, aus Liebe zur Religion, und zu einem so schönen Manne. Und Er, der schon hundert und tausend Damen und Weiblein, und Weiberseelen von jedem Format und allen Editionen, geleitet hat am Seidenfädelein der Liebe, macht euch dann täglich inniger und vertrauter mit ihm; ihr öfnet euch ihm ganz, und sagt ihm Alles, und macht täglich Riesenschritte in der Religion, am Seidenfädelein der Liebe; und so endigt sich zuletzt alles in Mystik und ätherische Verliebtheit.

Zu den wahren Mystikern zähle ich durchaus nicht, jene lauten lermenden und unbedeu-

ten-

kenden Windbeutel, jene Kerle von ausschweifendem Dünkel, die hie und da so viel Spuk und Geschrey von Mystik machen, und deren geistloses Geplauder nichts ist, als ein tönendes Erz, und eine klingende Schelle. Eine ganz andere Menschenart sind die ächten Mystiker, ein friedsames Volk, das sich nie besäuft, keine Bocks-capriolen macht, keine Convulsionen hat, und in immerwährender Liebe und Ruhe vielleicht die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit erreichet. Liebe und Ruhe in immerwährendem ungestörtem Fortgang, ist schon im gewöhnlichen Menschenleben, ein göttlicher und ewig wünschenswerther Zustand, wenn wir auch nur ein Weib lieben; und ist das höchste aller Wesen der Gegenstand unserer Liebe, so kenne ich nichts, das auf Erden fähig wäre der Imagination und dem Herzen eines gesunden Menschen solche Himmelsruhe zu verleihen.

Wahre Mystik hat zur Absicht, den Verstand zur Beschaulichkeit zu erleuchten, und das Herz zur reinsten Liebe zu erwärmen.

Wage dich nicht in dieselbe, mit einer groben Organisation; nicht wenn du dich unfähig fühlest zum feinsten Aufmerken und Sehen, und zur höchsten Verliebtheit.

Fortschritte in der Mystik macht man nur auf zwey Wegen, auf einem gewöhnlichen und auf einem ungewöhnlichen. Der gewöhnliche ist dieser. Die Seele muß in der völligen Ueberzeugung von ihrem Nichts, und von ihrer äusserſten Verdorbenheit, an sich selbst nicht anders denken als mit Ekel und Verachtung (*), hingegen mit der größten Andacht und der aufrichtigſten Liebe zu Gott aufschauen, und gemeinschaftlich mit dessen allerhöchster Gnade und Kraft alles aus dem Wege räumen, was sie von Gott entfernet. Was dann aber die Seele durch sich selbst nicht vermag, das wirket Gott allein durch Vertilgung aller ihrer Verdorbenheit, und dieser Einwirkung muß sie sich ruhig und gelassen unter-

(*) Aber deswegen muß man nicht, zum Beweise und zur Uebung seiner Demuth, wie die mystische Nonne Marie à la coque, anderer Leute Speichel auflecken.

unterwerfen. Ungewöhnliche Fortschritte auf diesem hohen Tugendwege macht der Mystiker, der gleich von Anfang Extasen und Visionen hat, und bey dem Gott durch' ausserordentliches Licht, und ausserordentliche Gefühle, in seinen Verstand, in seine Imagination, und in seine Sinne wirket. Gehet Gott vor ihm her, so wird ihm alles eben und leicht; Er zerschlägt die ehernen Thore, Er zerbricht die eisernen Riegel.

Alle ächten mystischen Schriftsteller, vereinigen sich in den eben angegebenen und in den folgenden Lehrsätzen. Wir seyen alle von Gott erschaffen, um Eins zu seyn mit Gott, Ihm ganz ähnlich, damit Er alles sey in allem. Dieß werde nur durch die Kraft seines Geistes möglich. Als der Mensch durch sich selbst etwas seyn wollte, habe er sich mit allen seinen Nachkommen in Verderben und Untergang gestürzet. Abgerissen von Gott, habe sich der Mensch an den Menschen gehängt, sey in Finsterniß, Lastern, und Verdorbenheit verwildert. Aus diesem Ab-

grunde könne nur Gott den Menschen retten, und zu seiner ersten hohen Bestimmung wieder aufrichten. Dieß wolle Gott durch seine unermeßliche Güte, Einwirkung und Gnade; von den Menschen verlange Er nur ein williges Herz, und die kräftigste Mitwirkung. Dann komme Gottesfurcht in den Menschen. Dann werde der Mensch gereiniget, erleuchtet, vereinbar gemacht mit Gott, und zuletzt wirklich mit Gott vereinigt. Wer an Jesum als den Sohn Gottes, als den Herrn und Heiland glaube, sey im eigentlichsten Sinne ein Kind Gottes, ein Mitgenoß der göttlichen Natur, und stehe in einer ähnlichen Verbindung mit Gott. In diesem Jammerthale sey zwar, bey dieser Vereinigung und Mitgenossenschaft, noch nicht der Genuß, den nur die Ewigkeit verspricht. Noch wandeln wir im Schatten. Unser Wille sey noch nicht Eins mit dem Willen des Allerhöchsten; oder der Auserwähltesten, zum Leiden und zum Genusse, seyen nur wenige.

Insoweit sind alle mystischen Schriftsteller eins. Verschieden sind sie, nach ihrer Meinung, nur in Dingen, die wieder auf Eins hinauslaufen. Körper und Seelen der Menschen, sagen sie, sind unaussprechlich unter sich selbst verschieden. Menschen widerstehen darum Gott, auf eine äusserst verschiedene Weise, nach ihrer grossen Temperamentsverschiedenheit, nach ihrer Lage in der Welt, nach der Verschiedenheit der Menschen mit denen sie umgehen. Also seyen die Wege, auf welchen Gott die Menschen an sich ziehet, auch äusserst verschieden. Gott allein wisse was die Natur jedes Menschen duldet und trägt, was er kann, was er bedarf, und was ihm schadet. Er neige sich zu jedem; durch Licht und Strafe; auf blumichtem Pfade, und dornichter Bahn; durch unmittelbare Erleuchtung, oder auch nur durch den Glauben; durch alle Reitze der Liebe, und durch die peinlichste Zucht; durch Ausgiessung seines ganzen Geistes, oder auch nur durch Entzündung unsers Willens. Bey diesen unendlich unter sich verschiedenen

Ein-

Einwirkungen Gottes, sey die Gegenwirkung des Menschen eben so verschieden. Keiner erfahre wie der andere, und alle erfahren Eins; alle werden durch den Geist Gottes gezogen, und jeder wandere seinen eigenen Weg.

So begreift man also was Erfahrungstheologie ist. So ist der Faden durch alle Labyrinthe der Mystik gefunden. So entwickelt sich die Verschiedenheit mystischer Eingebungen, mystischen Sehens und Empfindens; die Erhabenheit dieser Erfahrungstheologie, und ihr Nichts; ihre höchsten Flüge, und ihre befriedigende Träumerey.

Schön und edel sagen die am weitesten gekommenen Mystiker: Gott ist uns allen gegenwärtig, ob Er gleich uns allen abwesend scheint. Seine Gegenwart empfinden nur wir, durch die zwischen uns und diesem höchst vollkommenen Wesen festgesetzte Uebereinkunft und Aehnlichkeit. Wiederhohlte Läuterungen gaben uns, unsere ursprüngliche und erste Reinheit wieder, die uns eigen war, in dem Augenblicke unsers Ausflusses

fluſſes von Ihm. Wir ſehen Gott, inſofern Er ſichtbar iſt, nach ſeiner Natur. Der Schleyer, welcher uns umhüllte, reiſſet. Verſchwunden ſind die Bilder, die uns umſchwebten, und von dem Anſchauen Gottes entfernten. Der Schatten entweicht. Nichts hindert das ewige Licht, uns zu erleuchten, und zu erfüllen. Das würdigſte Geſchäft des Menſchen iſt, daß er ſeine Seele von allen ſinnlichen Gegenſtänden wegwende. Er ſoll ſich zurückziehen in ſich alleine. Er ſoll ſich abſondern von allem. Er ſoll ſich verlieren in ſeinen Betrachtungen, bis er ſich ſelbſt, und alles was er wußte, ganz vergißt. Dieſe Tiefe des Beſchauens und des Sehens, iſt nicht unſer gewöhnlicher Zuſtand, aber er iſt der Einzige der alle unſere Wünſche erfüllet. Er giebt uns dieſe wollüſtige Ruhe, in der alle Diſſonanzen aufhören die uns umgaben und unſere Ohren verſchloſſen vor dieſer göttlichen Harmonie, die itzt alles um uns her hat. Nun ſind wir an dem Urquell des Lebens, im Verſtande Gottes, am Urſprunge des Seyns, in den Regionen der Wahrheit. Dieß iſt der Mittel-

punkt

Wage dich nicht in dieselbe, mit einer groben Organisation; nicht wenn du dich unfähig fühlest zum feinsten Aufmerken und Sehen, und zur höchsten Verliebtheit.

Fortschritte in der Mystik macht man nur auf zwey Wegen, auf einem gewöhnlichen und auf einem ungewöhnlichen. Der gewöhnliche ist dieser. Die Seele muß in der völligen Ueberzeugung von ihrem Nichts, und von ihrer äussersten Verdorbenheit, an sich selbst nicht anders denken als mit Ekel und Verachtung (*), hingegen mit der größten Andacht und der aufrichtigsten Liebe zu Gott aufschauen, und gemeinschaftlich mit dessen allerhöchster Gnade und Kraft alles aus dem Wege räumen, was sie von Gott entfernet. Was dann aber die Seele durch sich selbst nicht vermag, das wirket Gott allein durch Vertilgung aller ihrer Verdorbenheit, und dieser Einwirkung muß sie sich ruhig und gelassen unter-

(*) Aber deswegen muß man nicht, zum Beweise und zur Uebung seiner Demuth, wie die mystische Nonne Marie à la coque, anderer Leute Speichel auflecken.

unterwerfen. Ungewöhnliche Fortschritte auf diesem hohen Tugendwege macht der Mystiker, der gleich von Anfang Extasen und Visionen hat, und bey dem Gott durch ausserordentliches Licht, und ausserordentliche Gefühle, in seinen Verstand, in seine Imagination, und in seine Sinne wirket. Gehet Gott vor ihm her, so wird ihm alles eben und leicht; Er zerschlägt die ehernen Thore, Er zerbricht die eisernen Riegel.

Alle ächten mystischen Schriftsteller, vereinigen sich in den eben angegebenen und in den folgenden Lehrsätzen. Wir seyen alle von Gott erschaffen, um Eins zu seyn mit Gott, Ihm ganz ähnlich, damit Er alles sey in allem. Dieß werde nur durch die Kraft seines Geistes möglich. Als der Mensch durch sich selbst etwas seyn wollte, habe er sich mit allen seinen Nachkommen in Verderben und Untergang gestürzet. Abgerissen von Gott, habe sich der Mensch an den Menschen gehängt, sey in Finsterniß, Lastern, und Verdorbenheit verwildert. Aus diesem Ab-

grunde könne nur Gott den Menschen retten, und zu seiner ersten hohen Bestimmung wieder aufrichten. Dieß wolle Gott durch seine unermeßliche Güte, Einwirkung und Gnade; von den Menschen verlange Er nur ein williges Herz, und die kräftigste Mitwirkung. Dann komme Gottesfurcht in den Menschen. Dann werde der Mensch gereiniget, erleuchtet, vereinbar gemacht mit Gott, und zuletzt wirklich mit Gott vereinigt. Wer an Jesum als den Sohn Gottes, als den Herrn und Heiland glaube, sey im eigentlichsten Sinne ein Kind Gottes, ein Mitgenoß der göttlichen Natur, und stehe in einer ähnlichen Verbindung mit Gott. In diesem Jammerthale sey zwar, bey dieser Vereinigung und Mitgenossenschaft, noch nicht der Genuß, den nur die Ewigkeit verspricht. Noch wandeln wir im Schatten. Unser Wille sey noch nicht Eins mit dem Willen des Allerhöchsten; oder der Auserwähltesten, zum Leiden und zum Genusse, seyen nur wenige.

In=

Insoweit sind alle mystischen Schriftsteller eins. Verschieden sind sie, nach ihrer Meinung, nur in Dingen, die wieder auf Eins hinauslaufen. Körper und Seelen der Menschen, sagen sie, sind unaussprechlich unter sich selbst verschieden. Menschen widerstehen darum Gott, auf eine äusserst verschiedene Weise, nach ihrer grossen Temperamentsverschiedenheit, nach ihrer Lage in der Welt, nach der Verschiedenheit der Menschen mit denen sie umgehen. Also seyen die Wege, auf welchen Gott die Menschen an sich ziehet, auch äusserst verschieden. Gott allein wisse was die Natur jedes Menschen duldet und trägt, was er kann, was er bedarf, und was ihm schadet. Er neige sich zu jedem; durch Licht und Strafe; auf blumichtem Pfade, und dornichter Bahn; durch unmittelbare Erleuchtung, oder auch nur durch den Glauben; durch alle Reitze der Liebe, und durch die peinlichste Zucht; durch Ausgiessung seines ganzen Geistes, oder auch nur durch Entzündung unsers Willens. Bey diesen unendlich unter sich verschiedenen Ein-

Einwirkungen Gottes, sey die Gegenwirkung des Menschen eben so verschieden. Keiner erfahre wie der andere, und alle erfahren Eins; alle werden durch den Geist Gottes gezogen, und jeder wandere seinen eigenen Weg.

So begreift man also was Erfahrungstheologie ist. So ist der Faden durch alle Labyrinthe der Mystik gefunden. So entwickelt sich die Verschiedenheit mystischer Eingebungen, mystischen Sehens und Empfindens; die Erhabenheit dieser Erfahrungstheologie, und ihr Nichts; ihre höchsten Flüge, und ihre befriedigende Träumerey.

Schön und edel sagen die am weitesten gekommenen Mystiker: Gott ist uns allen gegenwärtig, ob Er gleich uns allen abwesend scheint. Seine Gegenwart empfinden nur wir, durch die zwischen uns und diesem höchst vollkommenen Wesen festgesetzte Uebereinkunft und Aehnlichkeit. Wiederhohlte Läuterungen gaben uns, unsere ursprüngliche und erste Reinheit wieder, die uns eigen war, in dem Augenblicke unsers Ausflusses

flusses von Ihm. Wir sehen Gott, insofern Er sichtbar ist, nach seiner Natur. Der Schleyer, welcher uns umhüllte, reisset. Verschwunden sind die Bilder, die uns umschwebten, und von dem Anschauen Gottes entfernten. Der Schatten entweicht. Nichts hindert das ewige Licht, uns zu erleuchten, und zu erfüllen. Das würdigste Geschäft des Menschen ist, daß er seine Seele von allen sinnlichen Gegenständen wegwende. Er soll sich zurückziehen in sich alleine. Er soll sich absondern von allem. Er soll sich verlieren in seinen Betrachtungen, bis er sich selbst, und alles was er wußte, ganz vergißt. Diese Tiefe des Beschauens und des Sehens, ist nicht unser gewöhnlicher Zustand, aber er ist der Einzige der alle unsere Wünsche erfüllet. Er giebt uns diese wollüstige Ruhe, in der alle Dissonanzen aufhören die uns umgaben und unsere Ohren verschlossen vor dieser göttlichen Harmonie, die itzt alles um uns her hat. Nun sind wir an dem Urquell des Lebens, im Verstande Gottes, am Ursprunge des Seyns, in den Regionen der Wahrheit. Dieß ist der Mittel-

punkt

berühmte Briefe sur les Anglois, sur les François, et sur les Voyages; der Einzige Schweizer von dem die Deutschen glaubten, als sie unsern grossen Haller noch nicht kannten, Er sey der Verfasser von Hallers zuerst ohne den Namen ihres wahren Verfassers herausgekommenen Schweitzerischen Gedichten; Er, der in jenen Zeiten, da man in Frankreich noch immer wähnte, ein Schweitzer und ein Vieh seyen einerley, den Franzosen zuerst die Leerheit ihrer Schöngeisterey aufdeckte, ihnen zuerst bewies, ihr hochgelobter Boileau sey nur ein sehr mittelmässiger Dichter: dieser Herr von Muralt, der gröste Denker, der geschmackvollste Philosoph, und damals der beste Schriftsteller in der Schweitz, war in der völligen zweiten Hälfte seines Lebens, auf seinem Gute zu Colombier, an den schönen Ufern des Neufchateller Sees, in diesem himmlischen Zustande. Mein geliebter, und mir in meinem dreyzehnten Jahre verstorbener Vater, ein Lebenslang kränklicher, aber sehr verständiger und sehr aufgeklärter Mann,

dem

dem ich meine freye Denkart, und eine edle Erziehung zu danken habe, den ich aus Zärtlichkeit und Ehrfurcht anbetete, war viele Jahre hindurch, ohne daß Er es mir wollte merken lassen, in diesem himmlischen Zustande.

Was Fenelon, Muralt, und mein guter Vater gekonnt haben, kann ich nicht. Was den einen Menschen zum Mystiker macht, findet sich überaus selten bey dem andern. Kein Mensch der bey Sinnen ist, kann auch darum die mystischen Sätze, zu allgemeinen Lebensregeln machen wollen; aber erlaubt ists, ein Mystiker zu seyn, wie es erlaubt ist, unverheurathet zu bleiben.

Eine sehr erhabene Seite hat also die Mystik; und sie ist auch bey allem ihrem Dampf und Nebel, der Welt und den Menschen oft wahrhaftig nützlich gewesen. Religion des Herzens, und Theologie des Friedens, fand man sehr viele Jahrhunderte hindurch, allein bey den Mystikern und in ihren Schriften. Unsinn und Wuth war alles was sonst die meisten Christen

den Catholiken willkommen. Schriften, die Luther und Arndt gelobt und herausgegeben hatten, beförderten französische Mönche zum Drucke. Unter allen theologischen Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts, kamen immer die Schriften der Mystiker am meisten in Gang. Keine Bücher sind in so viele Sprachen übersetzt, keine häufiger gedruckt. Die Schriften der Guion, der Bourignon, der Schurmann wurden beynahe classisch. Sonst war alles, in jenen Zeiten Controvers und Zankapfel. Ein allgemeiner theologischer Krieg, herrschte zwischen jeder Hauptpartey, und bey jeder Religionspartey unter sich. Aechte catholische und protestantische Mystiker hingegen, haben aus ihren Schriften alle orthodoxen Schulfüchsereyen, allen Zwist, und alle Glaubensstreitigkeiten verbannt. Mystik allein vereinigte Catholiken und Protestanten, war eine allgemeine Herzenssprache, welche catholische und protestantische Frömmeley verstand und liebte. Mystik brachte alle Köpfe unter einen Hut.

Michel

iſt Alles was man will, beſſer, als ſteifer und herzloſer theologiſcher Unterricht; eben ſo wie die Moral der Freymäurerey beſſer iſt, als alte-ſchulgerechte Kanzelmoral.

Dieſe Apologie der Myſtik hat man wol von mir nicht erwartet. Aber ſie widerſpricht keiner von den Anmerkungen, welche ich im erſten und zweiten Theile dieſes Buches machte. Myſtik iſt im Auge der Philoſophie nur inſofern verwerflich und verächtlich, als ſie ſich in Dampf und Nebel einhüllet, als ſie übernatürliche Gaben fordert, und als man unmittelbar von Gott erleuchtet, oder ein Engel ſeyn ſoll, um den Jacob Böhm zu verſtehen; nur inſofern man alſo ihre Begriffe gar nicht bis zu der Deutlichkeit aufzuklären weiß, wodurch ſie auch denen einleuchten könnte, die nicht Myſtiker ſind; nur inſofern man nicht angiebt, was der Myſtik weſentlich und was ihr zufällig iſt, und die Kennzeichen wodurch ſich die ächte und reine Myſtik von der unächten und unreinen unterſcheidet; nur inſofern man ihr Licht in unver-

und alle seine Führungen und Leitungen unserer Schicksale; über die gänzliche Vermeidung des Allgemeinen, des Verworrenen, des Schulgerechten, wobey der Geist stumpf bleibt, und das Herz verfriert. Diese Weiber verbreiteten nicht nur mehr Andacht und Religionsgefühl, sondern mehr wahre und wesentliche Religion, als alle die zankſüchtigen Schriftgelehrten, Pharisäer, Buchstabenmenschen, und Pedanten der damaligen Zeit, auf ihren Kathedern und auf ihren Kanzeln.

Wahre Mystik war immer besser, als die gewöhnliche christliche Religion, wie man sie treibt. Sie war besser als jene steife Pedantentheologie die dem Herzen nichts sagt, und durch ihr Schulgeschwätz weder erleuchtet noch bessert. Unendlich vernünftiger, tröstender, lehrreicher und klarer als alle Mystik ist freylich die Religion Christi, wie sie in unsern Zeiten vorgetragen wird. Aber für Menschen, die ohne Enthusiasmus und Schwärmerey nicht gut seyn oder werden können, ist Mystik, ist Herrnhuterey,

ist

iſt Alles was man will, beſſer, als ſteifer und herzloſer theologiſcher Unterricht; eben ſo wie die Moral der Freymäurerey beſſer iſt, als alte-ſchulgerechte Kanzelmoral.

Dieſe Apologie der Myſtik hat man wol von mir nicht erwartet. Aber ſie widerſpricht keiner von den Anmerkungen, welche ich im erſten und zweiten Theile dieſes Buches machte. Myſtik iſt im Auge der Philoſophie nur inſofern verwerflich und verächtlich, als ſie ſich in Dampf und Nebel einhüllet, als ſie übernatürliche Gaben fordert, und als man unmittelbar von Gott erleuchtet, oder ein Engel ſeyn ſoll, um den Jacob Böhm zu verſtehen; nur inſofern man alſo ihre Begriffe gar nicht bis zu der Deutlichkeit aufzuklären weiß, wodurch ſie auch denen einleuchten könnte, die nicht Myſtiker ſind; nur inſofern man nicht angiebt, was der Myſtik weſentlich und was ihr zufällig iſt, und die Kennzeichen wodurch ſich die ächte und reine Myſtik von der unächten und unreinen unterſcheidet; nur inſofern man ihr Licht in unver-

ständliches Geschwätz und kauderwelschen Styl einhüllet, und dann diese elende Kerze denen um die Ohren schlägt, die man bekehren will; nur insofern man bey ihrem Vortrage die Sprache der Einfalt und der Empfindung ganz verfehlet; nur insofern man behauptet, Vernunft oder Verstand müssen so wenig der Frömmigkeit vorleuchten, als der erhabenern, lebhaftern, und zum herrschenden Affekt gewordenen Gottseligkeit; nur insofern man wähnt, durch Vernunft mache man sich zu allen geistlichen Empfindungen und Erfahrungen ganz ungeschickt; nur insofern man also die ganze Religion Christi in Spiel der Einbildungskraft und schwärmerischen Trug verwandelt; nur insofern man also in der Einsamkeit theosophisch (*) huckt und

(*) Alle von der unächten Mystik Genesene, werden wissen, was ich durch theosophisches Hucken und Lungern verstehe. Allen Kennern der verschiedenen Gattungen des religiösen Unsinns ist bekannt, daß nicht nur eine Ader von Mystik durch alle unsere empfindelnden Seelen läuft; sondern daß alles was ich in dem

Warum ſollte Gott nicht zuweilen mit einem Blicke ſeiner Milde auf einige groſſe Menſchen herabſchauen, die das äuſſerſte verſuchen, was die Menſchheit aushält; die zu jedem kühnen Entſchluſſe geübt, jedes Sieges über ſich ſelbſt gewiß, den Heldenlauf ihrer Frömmigkeit allein unter ſeinem allſehenden Auge fortſetzen, ohne ſich zu bekümmern was Weltlinge darüber denken; und die vielleicht oft durch die Kraft ihres Verdienſtes, ein Söhnopfer bringen für ein ganzes Volk, deſſen Sünden ſie fliehen, und für deſſen Bekehrung ſie beten?

Nicht alle Anachoreten waren Phantaſten und Schwärmer. Gewiß fand ſich auch bey manchem unter ihnen, wahre moraliſche Gröſſe und innere Würde. Nur ein ſolcher Anachoret konnte die Menſchen recht uneigennützig lieben, konnte für ſie denken, für ſie ſchreiben, für ſie beten, ihnen durch ſein Beyſpiel zeigen, daß ſie nur aus allzugroſſer Gefälligkeit gegen ſich ſelbſt, in der Bezähmung ihrer Leidenſchaften nicht ſo weit kommen, als ein tugendhafter

Menſch

einige in die gegenwärtige Zeit passende Reflexionen über Mönchery und Mönche zu wagen. Haben meine Worte nicht die Salbung eines ascetischen Schriftstellers, darf ich auch nicht hoffen daß man mein Buch in einer Klosterbibliothek aufheben wird, so verkennet doch verhoffentlich kein aufgeklärter catholischer Geistlicher in demselben den Charakter eines unbefangenen, freyen, und ehrlichen Mannes.

Mönche sind gewiß eben so gut, als andere Menschen, der höchsten Tugend fähig. Es mag immer seyn, daß sie sich dadurch Gott nicht werther machen, wenn sie in ihrer Einsamkeit grösseres geistiges Vergnügen geniessen, als irgend ein Geschäftsmann. Es mag immer seyn, daß der Geschäftsmann edler handelt, wenn er alle Vergnügungen der Einsamkeit hingiebt, um die Erfüllung der unleugbaren Pflicht, durch gesellschaftliche Thätigkeit zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit das seinige beyzutragen. Aber warum sollte denn doch Tugend in Klöstern nicht eben so gut gedeyen, als in jeder armen Hütte?

Warum

Warum sollte Gott nicht zuweilen mit einem Blicke seiner Milde auf einige grosse Menschen herabschauen, die das äusserste versuchen, was die Menschheit aushält; die zu jedem kühnen Entschlusse geübt, jedes Sieges über sich selbst gewiß, den Heldenlauf ihrer Frömmigkeit allein unter seinem allsehenden Auge fortsetzen, ohne sich zu bekümmern was Weltlinge darüber denken; und die vielleicht oft durch die Kraft ihres Verdienstes, ein Söhnopfer bringen für ein ganzes Volk, dessen Sünden sie fliehen, und für dessen Bekehrung sie beten?

Nicht alle Anachoreten waren Phantasten und Schwärmer. Gewiß fand sich auch bey manchem unter ihnen, wahre moralische Gröſſe und innere Würde. Nur ein solcher Anachoret konnte die Menschen recht uneigennützig lieben, konnte für sie denken, für sie schreiben, für sie beten, ihnen durch sein Beyspiel zeigen, daß sie nur aus allzugrosser Gefälligkeit gegen sich selbst, in der Bezähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen, als ein tugendhafter

Mensch

Mensch kann und soll. Wer weiß ob nicht gar zuweilen ein excentrischer Anachoretenkopf Absichten der Fürsehung befördert hat? Immer können wir zugeben: Anachoreten und Mönche haben sich oft nicht getraut die gegenwärtigen Wohlthaten der Fürsehung zu genieſſen, aus Besorgniß eben so viel von denselben im künftigen Leben zu verlieren, und mancher sey ein schlechter Bürger auf Erden gewesen, in der Hofnung er werde dadurch ein desto besserer im Himmel. Aber eben in diesem Enthusiasmus, eben in dieser Ueberspannung menschlicher Kräfte, war doch etwas Groſſes; etwas also, das unsere kleinen kalten Wurmseelen oft ja sogar da nicht sehen und nicht fühlen, wo man es ihnen mit dem Finger zeigt. Menschen sind freylich einer ganz himmlischen Lebensart nicht fähig, so sehr sie auch ihre Seelenkräfte erhöhen und ihre Leidenschaften wenden, und so scheinbar auch die Vollkommenheit ist, wovon sie das Beyspiel geben. Aber ohne das ausserordentliche in dem Beginnen der alten Anachoreten

und

Viele Heilige der Römiſchen Kirche waren unſtreitig Menſchen von der erſten Claſſe. Rührend, nützlich, und überaus vernünftig iſts darum, daß man ihr Andenken feyert, daß man ihre Bilder um ſich hat, daß man ihr Leben und ihre Thaten mit Geſchmack und Verſtand durch Mahler und Bildhauer den künftigen Zeitaltern übergiebt, und daß man dieſe Darſtellungen mit wahrer Herzenserhöhung und heiliger Ehrfurcht betrachtet. Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Menſch von beynahe übermenſchlicher Kraft zu allem Guten. Er übte ſich bey der ſtrengſten Möncherey, doch auch in den ſanfteſten menſchlichen Tugenden. Er geiſſelte ſich zwar, und blieb doch dabey der thätigſte Menſchenfreund. Er war keuſch, wie nicht alle Mönche ſind, und hat doch junge Mädchen ausgeſtattet. Er fürchtete die Liebe, und beförderte doch bey andern mit Vergnügen ihren Genuß. Im Ganzen war an dem Cardinal Borromäus alles ſo groß, daß man ohne Erſtaunung und Beſchämung nicht an ihn hinaufſehen

zu Heiligen (*). Indeſſen ſind die Reden und Handlungen der alten Mönche und Einſiedler, doch allerdings zuweilen klug, ſcharfſinnig, edel, liebenswürdig, beſcheiden, mitleidig, und gutherzig; auch dann freylich immer zwiſchendurch, wieder ungereimt, närriſch, raſend, und toll. Aber allemal flieſſet doch aus dieſer Bemerkung, die der Engländiſche groſſe Kirchenlehrer Fortin zuerſt gemacht hat, und nach ihm, der Wieneriſche Verfaſſer der Schrift, Nicht mehr als zwölf Apoſtel: daß vielleicht die Lebensbeſchreiber dieſer Heiligen, dieſelben zuweilen anders darſtellten, als ſie wirklich waren; daß ſie ihnen gröſſere Selbſtqualen andichteten, als ſie wirklich ausübten; tolle Einbildungen und Thorheiten in die ſie niemals verfielen; und geiſtliche Kraftſprünge und Wunderwerke die ſie niemals machten.

Viele

(*) Lactantius ſagt im vierten Buche ſeiner Inſtitutionen: illic potiſſimum quærenda eſt ſapientia, ubi ſtultitiæ titulus apparet; cujus velamento Deus, ne arcanum ſui divini operis in propatulo eſſet, theſaurum ſapientiæ ac veritatis abſcondit.

Viele Heilige der Römiſchen Kirche waren unſtreitig Menſchen von der erſten Claſſe. Rührend, nützlich, und überaus vernünftig iſts darum, daß man ihr Andenken feyert, daß man ihre Bilder um ſich hat, daß man ihr Leben und ihre Thaten mit Geſchmack und Verſtand durch Mahler und Bildhauer den künftigen Zeitaltern übergiebt, und daß man dieſe Darſtellungen mit wahrer Herzenserhöhung und heiliger Ehrfurcht betrachtet. Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Menſch von beynahe übermenſchlicher Kraft zu allem Guten. Er übte ſich bey der ſtrengſten Möncherey, doch auch in den ſanfteſten menſchlichen Tugenden. Er geiſſelte ſich zwar, und blieb doch dabey der thätigſte Menſchenfreund. Er war keuſch, wie nicht alle Mönche ſind, und hat doch junge Mädchen ausgeſtattet. Er fürchtete die Liebe, und beförderte doch bey andern mit Vergnügen ihren Genuß. Im Ganzen war an dem Cardinal Borromäus alles ſo groß, daß man ohne Erſtaunung und Beſchämung nicht an ihn hinaufſehen

aufstehen kann; und kein Mensch kann es den Mayländern verdenken, daß sie ihn anbeten.

Ein grosser Heiliger, und der verehrungswürdigste von allen Einsiedlern die jemals gewesen sind, war Nicolaus von der Flüe, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, der Bruder Claus. Er war ein Schweitzer, hatte seinen Wohnsitz im Canton Unterwalden, war als Officier im Kriege und als Landrath in Staatsgeschäften lange erfahren, bevor er sein Weib und seine fünf Söhne und fünf Töchter verließ, sich in eine schreckliche Einöde jenes Cantons begab, und dort unter beständigem Gebete und äusserst strengem Fasten, zwanzig Jahre hindurch, als Einsiedler zwar dem Himmel lebte, aber als Schweitzer noch immer sein Vaterland liebte. Die Dienste die Bruder Claus der ganzen Schweitz geleistet hat, machen ihn unsterblich in unserer Geschichte, und sein Name steht in der ersten Reihe unserer Patrioten. Nach den Burgundischen Siegen entstand eine grosse Uneinigkeit unter den Schweitzern, theils über der

reichen Beute, theils wegen des Misvergnügens der ländlichen Cantone über die Verbindungen in welche sich die städtischen Cantone ohne die Theilnehmung von jenen einliessen. Der Geist der Zwietracht ergriff alle Eidsgenossen, und ihr mit so vielem Blute befestigter Bund, war in Gefahr bey ihrer Versammlung in Stanz zu brechen. Bruder Claus erfuhr in seiner Einsiedeley die drohende Gefahr. Er begnügte sich nicht, in seiner Hütte von der Kraft seines Glaubens und Gebets Wunder zu erwarten, sondern eilte nach Stanz, trat als Friedensbote und mit Demuth und Erhabenheit, in die tobende Versammlung der eidsgenössischen Gesandten, sprach wie ein Mann Gottes und wie ein Weiser, zeigte die bey solcher Zwietracht dem Vaterlande bevorstehende Nachtheile und Gefahren, sagte ihnen was das Beste des Vaterlandes sey, was sie in diesem Augenblicke für dasselbe thun müssen, und augenblicklich legte sich der Sturm. Nach den Räthen und Vorschlägen des Bruders Claus, verstand man sich

über die Beute; die städtischen Cantone entsagten ihren abgesonderten Verbindungen; dafür nahm man Freyburg und Solothurn in den eidsgenössischen Bund auf; und Hand in Hand mit Bruder Claus, umarmten sich die eidsgenössischen Abgesandten unter einander brüderlich. Heilig ist darum der Name des Bruders Claus. Angebetet sind auch seine Knochen, in der Kirche zu Saxeln im Lande Unterwalden, noch bis auf diesen Tag. Aber so mönchisch und so roh auch die Art ist, mit welcher man sein Skelett mit allerley Kindereyen behangen hat, und dort vor dem hohen Altar der öffentlichen Verehrung ausstellet: so gesegnet hingegen, so edel und groß, ist in den Herzen aller Schweitzer die noch wissen daß sie Schweitzer sind, das Andenken dieses Heiligen, der durch den Glanz seiner Tugend und die Weisheit seiner Reden, Eintracht im Vaterlande herstellte, und den Bund wieder vereinte und schloß, dem ich wünsche, daß er fest und frey stehe, bis die Alpen zertrümmern, und bis alle Königreiche, alle Hel-

den,

den, und alle Völker der Erde, in einen gemeinschaftlichen Abgrund versinken.

Alle Heiligen der Römischen Kirche waren nun freylich nicht so heilig, als Borromäus und Bruder Claus; alle Einsiedler und Mönche waren nicht solche Menschenfreunde. Aber eigentlich sind die Klöster nur durch Misbrauch schädlich geworden. Daß sie solche Nester für Böswichter werden, wie sie oft gewesen sind, war eben so wenig nöthig, als es nöthig ist, daß Feuer ein Werkzeug der Zerstörung in den Händen eines Mordbrenners sey. Wenn man nicht immer den Misbrauch von jeder Sache abrechnet, so misbilligt man Alles. Es ist gar nicht zu läugnen, daß die Klöster sogar auf sehr mannigfaltige Art nützlich werden könnten. Sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind Mönche und Nonnen, die Kranke verpflegen; wenn ich nicht irre, hat Pabst Pius der sechste noch in diesem Jahre die Welt mit einem neuen sehr menschenfreundlichen Mönchsorden dieser Art begabt. Klöster wären ein sehr

wünschenswürdiger Aufenthalt, für Leute die dem Staat den gröſsten Theil ihrer Kräfte geopfert haben, und nun eine Ruheſtäte ſuchen; für Männer von ausnehmenden Fähigkeiten, die wegen Leibesgebrechen, Armuth, Mangel an Empfehlungen und Beförderung, jeder andern guten Ausſicht im Leben beraubt ſind; für alle Verunglückte. Mein ſeliger und unvergeſslicher Herzensfreund Iſelin hat in den Ephemeriden der Menſchheit, vortrefliche Vorſchläge zur Säcularisation der Klöſter und Ordensſtände gethan; und Wieneriſche Schriftſteller wiederholten dieſelben mit groſſem Beyfall.

Solche Menſchenfreunde wollen immer das Beſte. Aber da einmal der Menſch im Ganzen, nicht immer das Beſte wollen kann, ſo muſs man doch immer dankbar ſeyn für das Groſſe und Gute, das wirklich geſchieht. Wenn man groſſen Herren in allen Dingen zu viele Vorſchläge macht, ſo wird ihnen die Wahl ſchwer, und zuweilen unmöglich. Das Beſte für die Menſchheit muſs doch immer, natürlicher Weiſe,

mit

mit demjenigen verbunden seyn was für grosse Herren das Beste ist; denn sie sind auch Menschen wie wir, und also muß doch alles Gute in alle ihre Wünsche, Bedürfnisse, Absichten, und Umstände einpassen.

Menschen möchte man immer in Klöster gehen lassen, die lange der Welt müde sind, auch solche die man in der Gesellschaft nicht vermisset, Personen beyderley Geschlechts, die entweder selbst der Menschheit grosse Beyspiele zu geben verlangen, oder nicht die schönste Rolle in der Welt spielen. Allen Büssenden, allen in Arbeit grau gewordenen, jedem Schwachen, den die Last des Unglücks ganz niedergedrückt, und aller Geschäfte so wohl als aller Freuden des gesellschaftlichen Lebens unfähig gemacht, gönnet man gerne eine solche Freystadt. Es mag seyn daß man irgendwo in Bayern, einen Karthäuser-Prälaten mit vier stolzen Pferden, und einem prächtigen Wagen, zur Stadt fahren sah; aber dennoch deucht mir, es sey in dem Karthäuserorden, insofern man aus bloßer Liebe

zur Einſamkeit in demſelben die Welt fliehet, und ſich aus wahrer Andacht gänzlich der Gottſeligkeit widmet, etwas wirklich Erhabenes (*).

Auch

(*) So geiſtvoll, ſo liebenswürdig, und menſchlich, hat in unſern Zeiten wol niemand der Karthäuſer ſich angenommen, und überhaupt über Klöſter und Kloſterleben geurtheilt, wie eine edle, junge, und ſehr ſchöne Hannöveriſche Dame, die Frau von Berlepſch. Auszüge aus der Handſchrift ihrer Briefe über Klöſter und Kloſterleben; über Biberich, Schlangenbad, und Schwalbach; über eine Reiſe von Maynz den Rhein herunter; und über Holſtein habe ich gemacht, und in verſchiedenen Blättern des Hannöveriſchen Magazins vom Januar 1783. abdrucken laſſen. Folgende Stelle iſt ſo ſinnreich und rührend, und ſie dienet ſo ganz zu meinem Zwecke, daß ich mich nicht enthalten kann, dieſelbe ganz hieher zu ſetzen.

„Sie wiſſen, ſagt Frau von Berlepſch, daß ich fürs „Kloſterleben eine heimliche Neigung und Verehrung „habe. Laut darf ich dieß nicht ſagen, weil man mich „beſchuldigen würde, ich denke nur ſo, aus Neigung zum „Sonderbaren. Aber ich bin mir beſſerer Beweggründe „bewußt. Der hohe und reine Geiſt der Andacht, Demuth und Genügſamkeit, dem die Klöſter gewiß ihre „Entſtehung zu danken haben; der Muth, mit dem „ihre Stifter allen lockenden Reitzungen der Welt und

„der

Auch durch Nonnenklöſter geſchieht unge-mein viel Gutes. Manche gnädige Fräulein hatte in ihrer Jugend etwa ein Kind, und be-hauptet dann deſſen ungeachtet doch ihren Platz

„der Geſelligkeit entſagten, und ihre fromme Abſicht, „ganz in abgezogener Stille den Geiſt zum höhern Leben „fähig zu machen, erwecket meine Bewunderung.“

„Innigſt bin ich gerühret, von den Gedanken an die „Thränen und Seufzer, die ſo oft aus dieſen ſtillen „Wohnungen, ungeſehen von der Welt, zu Gott em-„porgeſtiegen ſind. Wie viele ſüſſe Neigungen, und „gewaltige Triebe wurden da überwunden! Noch nie „trat ich in ein Kloſter, ohne eine Art von heiligem „Schauer zu empfinden, der vielleicht ſüſſer war, als „das freudigſte Staunen beym reichſten Anblick der „Kunſt und der Pracht. Wie vergaß ich da alle Saty-„ren, die man ſich gegen Klöſter entgehen läßt, und die „mir auch wol ſelbſt entgangen ſind; und fühlte nur, „wie ſchön, wie groß, wie himmelähnlich ein Leben wäre, „das dem Geiſte der Stiftung getreu, in Bruderliebe, „Wohlthätigkeit, Stille, Frömmigkeit, täglich wach-„ſender Beſſerung des Sinnes und Herzens, Reinheit, „Ordnung, Einfalt, und ungeſtörter Ruhe, in einem „Kloſter hinflöſſe!“

„Dieß iſt eine Chimäre, ſagen Sie? Vielleicht. Aber „ach warum muß es eine ſeyn? Eben deswegen, weil „auch ſchon da zu viele Menſchen zuſammenkommen;

„und

in der groſſen Welt, raſch und keck. Es war ein Unglück, und was will man mehr? Aber tauſend geſchwächte Bürgerstöchter kommen ſo ehrenvoll und gut nicht weg; darum iſt es freylich ein wünſchenswürdiger Vortheil, wenn dieſe armen

„und zwar Menſchen, die keine reinen Religionsbe„griffe haben, und denen das erſte Jugendleben in der „Welt die Blüte der Unſchuld ſchon geraubet hat, und „zu viele ſtürmiſche Leidenſchaften in ihnen ſchon er„reget.“

„Daß es Pflicht ſey, einer ſo rauhen Einſamkeit ſich „zu weihen, glaube ich freylich nicht. Es iſt vielleicht, „unter mancherley Umſtänden, ganz unrecht. Auch „gebe ich gerne zu, daß, nach ihrer itzigen Beſchaffen„heit, ſolcher Wohnſitze des Müſſiggangs zu viel ſind, „und daß der Plan ſie einſt alle aufzuheben, eine ſehr „politiſch weiſe Abſicht ſeyn würde. Aber manchem Un„glücklichen würde doch auch ein Zufluchtsort entzogen; „denn Sie werden mir zugeben, daß für kranke, er„ſchöpfte, müde, von der Welt wundgedrückte, in ih„ren Wünſchen betrogene, in ihren Hofnungen geſchei„terte Herzen, das Kloſter eine ſchöne ſichere Freyſtatt „iſt, um die Trümmer ihres Glückes, ihrer Gefühle „und Kräfte, noch aufzuleſen, zu ſammeln, und zu „genieſſen, anſtatt, daß die Welt ſie gar zerſchmet„tern würde. Mich intereſſiren darum alle Klöſter, „und zumal die Karthäuſer.

armen Mädchen, die vielleicht nur aus lauter Güte des Herzens nicht Nein sagen konnten, Gelegenheit haben, in der stillen ehrbaren Ruhe eines Urselliner oder Magdalenen Klosters längst entwischte Sünden zu bereuen; indeß da jene gnädigen Fräulein ihren sehr zweydeutigen Tugendknäuel mitten in der Welt abwinden.

Es war immer meine Lieblingsmeinung, wenn ich bey sonst guten Anlagen etwa ein zum Schelten geneigtes altes jungfräuliches Gefäß sah, daß vielleicht eine herrliche Nonne aus dieser beissigen Seele hätte werden können. Manches unverheurathete Frauenzimmer dieser Art, hat auch vielleicht von dem Werth oder Unwerth fleischlicher Lüste schon so viel Erfahrung, daß sie wissen kann was daran ist; und denkt wol eben so billig darüber, wie jene junge Frau in der Schweitz, die mir den andern Morgen nach ihrer Hochzeit sagte, sie habe die ganze vrige Nacht gedacht: ists nur das? Vortreflich, wenn man dieß in einem Kloster glaubt.

Sollte aber auch ſolchen Magdalenen noch einfallen ſich nur ihrer Verſorgung wegen verheurathen zu wollen, ſo ſagt ihnen die geſunde Vernunft, Verſorgung finde man ja im Kloſter. Heßlichkeit ſogar, wenn es ſo weit gekommen wäre, ſchadet im Kloſter nie; denn jede heßliche Frau in der Welt, hat doch immer mehr gute Freundinnen als eine ſchöne, und eben ſo findet auch eine heßliche Nonne, wenn ſie übrigens gutmüthig iſt, immer am meiſten Freundſchaft im Kloſter. Haſſet endlich jede greßliche alte Fräulein oder Jungfer im Kloſter den Teufel nur ſo ſehr, als jeden Menſchen in der Welt der ſich nicht in ſie verliebet; und liebet ſie im Kloſter ihren Heiland nur ſo ſehr als ſie in der Welt ihren fleiſchlichen Anbeter lieben würde, wenn ſie einen hätte: ſo ſehe ich gar nicht, warum auch verdorbene weibliche Charaktere ſich nicht ſollten im Kloſter veredeln, und da viel ſeliger leben und ſterben als in der böſen Welt.

So natürlich zuletzt auch immer der Wunsch seyn mag, daß man doch überall lieber aus jedem schönen Mädchen eine Mutter eben so schöner Kinder werden lasse, so giebt es dann auch wieder Fälle, die das Klosterleben äusserst empfehlungswürdig und wünschenswerth für manches übrigens ganz vortrefliches Frauenzimmer machen, der man nun weiter nichts mehr wünschen kann, als ein ehrliches Auskommen und ein fröliches Herz.

Erträglich wird auch immer der Aufenthalt eines Mönchsklosters, wenn es nur da nicht zu sehr von Dummköpfen wimmelt. So kann es ein Gotteshaus, und eine Freystadt werden, die man gegen sich selbst sucht, und findet. In keine Langeweile versinket man alsdann über seinen Zustand, wenn man die Freyheit hat alle Hülfsmittel gegen die Langeweile zu benutzen. Ein Mönch kann studiren, wenn es ihm die Herren im Convent erlauben; aber gewöhnlich erlauben sie dieß nicht, und darum begreift man warum in Deutschland, die Herren Franziskaner, Kapu-

Kapuziner, Carmeliter, Paulaner, Hieronymitaner, Auguſtiner, und Minoriten, immer gröſſere Fortſchritte in der Dummheit machten als die Benedictiner, weil dieſe doch mehr ſtudiren als jene. Aber eben ſo begreiflich iſt mir auch, daß alle dieſe ehrwürdigen Herren zuſammen, doch lieber ihre Bäuche pflegen, als ihre Aſceten leſen.

Ein liebes junges Geſicht unter einem Schleyer und im Nonnenkleide, machte in meiner Jugend mir immer Riegel, Thöre, Aebtiſſinn, Alles verhaßt, was ſie umgab. Immer dachte ich an das raſche, unbeſonnene, oder abgezwungene Gelübd, das die arme Seele in dieſen Kerker einſchloß. Ich glaubte in ihren Augen zu leſen, wie viel anders ſie empfinde, als ſie handle und lebe, und wie ganz anders ſie denke als ſie ſpreche. Mitleid, Erbarmen und Liebe, erfüllen uns beym Anblick einer ſchönen und gefühlvollen Nonne, die zu ewiger Einſamkeit und Selbſtverläugnung verdammt, alles verläugnen muß was die Natur erlaubt, und in

Tod

Tod und Verderben ſich würfe, wenn ſie thäte was die Natur ihr räth. Nichts kann ſie retten, und nichts macht ihren Zuſtand erträglich, als Myſtik; nichts menſchlicheres und freundlicheres läßt ſich für eine Nonne erdenken, denn Myſtik iſt ganz auf Liebe und Verliebtheit gegründet. Die armen Nonnen wiſſen am Ende gar nicht mehr, warum ſie der liebe Gott erſchaffen hat, aber das wiſſen ſie immer, daß ſie in dieſem elenden Leibe nichts mehr lieben können als Gott. Dieſen beſtändigen Enthuſiaſmus von Liebe, wenn er nur nicht in Hyſterie und Tollheit ausartet, halte ich, nebſt den ſchönen Handarbeiten, womit die Nonnen ſich beſchäftigen, für die Urſache, warum Hünauld, ein groſſer Franzöſiſcher Arzt, angemerket hat, daß die Nonnen ſpäter ſterben, als das in der Welt lebende Frauenzimmer.

Freunde der Freyheit haben ſich immer gegen Kloſterregel und Kloſterzwang empöret; und ein groſſer Freund der Freyheit, ein calviniſcher Philoſoph, mein guter Freund de Luc, vertheidigt

Kapuziner, Carmeliter, Paulaner, Hieronymitaner, Auguſtiner, und Minoriten, immer gröſſere Fortſchritte in der Dummheit machten als die Benedictiner, weil dieſe doch mehr ſtudiren als jene. Aber eben ſo begreiflich iſt mir auch, daß alle dieſe ehrwürdigen Herren zuſammen, doch lieber ihre Bäuche pflegen, als ihre Aſceten leſen.

Ein liebes junges Geſicht unter einem Schleyer und im Nonnenkleide, machte in meiner Jugend mir immer Riegel, Thüre, Aebtiſſinn, Alles verhaßt, was ſie umgab. Immer dachte ich an das raſche, unbeſonnene, oder abgezwungene Gelübd, das die arme Seele in dieſen Kerker einſchloß. Ich glaubte in ihren Augen zu leſen, wie viel anders ſie empfinde, als ſie handle und lebe, und wie ganz anders ſie denke als ſie ſpreche. Mitleid, Erbarmen und Liebe, erfüllen uns beym Anblick einer ſchönen und gefühlvollen Nonne, die zu ewiger Einſamkeit und Selbſtverläugnung verdammt, alles verläugnen muß was die Natur erlaubt, und in

Tod

kleines Gärtchen mir hoffen machten, an Kloſterregel und Kloſterzwang, und an die Unmenſchen im Kloſter denen ich den Rock hätte küſſen müſſen, und ſo vergieng mir augenblicklich meine Thorheit.

Seelenruhe giebt es aber doch auch im Kloſter; denn du biſt kein Menſchenkenner und kein Welterfahrner, wenn du glaubſt, Glückſeligkeit finde ſich in etwas anderm, als in der Veränderung deiner Neigungen und deiner Leidenſchaften. Wie Furien ſetzen ſie dir nach, du magſt auch ziehen wohin du willſt. Aber Geiſt, Licht, Cultur, und Leben nimmt jede ſchöne Seele mit, in jede öde Gegend, wenn ſie auch glaubt, ſie ziehe in ihr Grab. Klöſterliche Todtenſtille beſänftigt und beruhigt allmählig jedes ſchöne Herz, das von dem ekelhaften Weltgewirre abgeſondert und mit dem Haushalt der Leidenſchaften bekannt, die Welt nicht haſſet, aber ſich dieſelbe nur mit Gleichgültigkeit erinnert; und nun entfernt von Gütern und Vor-

digt Kloſterregel und Kloſterzwang. Wenn das Intereſſe vieler Menſchen in Eins ſich vereinigt, ſagt er, ſo muß ſich alles unter eine Regel beugen, und eben daher ſeyen die Klöſter in allen ihren Anordnungen immer beſſer fortgeſchritten, als alle andere Societäten von Menſchen. Die meiſten ländlichen Klöſter, die unſern Augen einen weit gröſſern Wohlſtand darſtellen als alles was ſie umgiebt, haben das Land gebaut, und von dieſer mit Emſigkeit befolgten Abſicht komme ihr Wohlſtand. Warum ſollten ſie ihn nicht genieſſen, ſagt der menſchenfreundliche de Luc? Wir ſollen die Mönche nachahmen, nicht ſie beneiden.

Aber dieſer leutſelige Menſchenfreund glaubt doch auch: es wäre freylich gut, wenn in Klöſtern dem Uebermaaß des Misvuths nicht Riegel und Thor ſich ſchlöſſen; aber Etwas müſſe doch dem vorübergehenden Ekel widerſtehen. Hinter der Mauer wo Regel gilt, müſſe alles gehorchen. Die Religion allein, entweder durch ihre natürliche Kraft, oder durch das Gewicht

das man ihr giebt, bewirke dieſen glücklichen Endzweck. Ein Kloſter das ſich gelüſten laſſe die Regel zu brechen, habe den ganzen Orden gegen ſich, weil dieſer einer allgemeinen Achtung bedarf, um dadurch aus ſeiner Mittelmäſſigkeit ſich zu erheben. Mönche ſeyen Menſchen die einen gewiſſen Stand erwählet haben, oder wie viele andere, wählen mußten; und wir ſollen wünſchen, ſagt der liebenswürdige de Lüc, daß jeder Menſch in ſeinem Stande glücklich ſey, ſobald er nicht anderer Glück vernichtet.

Selbſtverläugnung eines Chriſten beſtehet aber nicht in einem fortdaurenden harten Leben, nicht in einer allgemeinen Entſagung von allen unſchuldigen Freuden der Welt. Die Religion iſt nur eine Feindinn des unerlaubten Genuſſes, ſo wie etwa die Furcht vor den unausbleiblichen Folgen eine Feindinn böſer Lüſte bey Thieren. Einer Katze, die ich oft in einer redlichen Familie, nach altem Schrot und Korn, in der Schweitz auf dem Tiſche zwiſchen den Schüſſeln her-

herdurch spatzieren sah, indem die gute Familie aß, erweckte der herrlichste Kohl, und der schönste Braten, blos eine kleine Bewegung in der Schnauze; sie näherte sich dem lieblichen Geruche dann empfindsam, doch sehr bescheiden. Aber rein blieb ihr Mund, und ihre Pfote that keinen Griff nach der Schüssel. Diese Katze widerstand ihren Lüsten, mit weniger Anfechtung als Sanct Antonius, blos aus Furcht vor den unausbleiblichen Folgen.

Mich hat es oft gelüstet ein Mönch zu werden, wenn ich mich ärgerte über eine Welt, die doch allenthalben den Speichel vornehmer Dummheit leckt; wenn ich sah, wie leidendes Verdienst sich doch allenthalben beugen muß unter übermüthiger Amtsmacht; oder wenn ich an alle Widerwärtigkeiten des Lebens dachte, und an die finstern Pfade auf den Wegen der Fürsehung; oder wenn ich mich nicht länger wollte umnebeln lassen durch alles was ihr wähnet und schnacket. Aber dann dachte ich, bey allen schönen Scenen, die meine stille Celle und mein

kleines

kleines Gärtchen mir hoffen machten, an Kloſterregel und Kloſterzwang, und an die Unmenſchen im Kloſter denen ich den Rock hätte küſſen müſſen, und ſo vergieng mir augenblicklich meine Thorheit.

Seelenruhe giebt es aber doch auch im Kloſter; denn du biſt kein Menſchenkenner und kein Welterfahrner, wenn du glaubſt, Glückſeligkeit finde ſich in etwas anderm, als in der Veränderung deiner Neigungen und deiner Leidenſchaften. Wie Furien ſetzen ſie dir nach, du magſt auch ziehen wohin du willſt. Aber Geiſt, Licht, Cultur, und Leben nimmt jede ſchöne Seele mit, in jede öde Gegend, wenn ſie auch glaubt, ſie ziehe in ihr Grab. Klöſterliche Todtenſtille beſänftigt und beruhigt allmählig jedes ſchöne Herz, das von dem ekelhaften Weltgewirre abgeſondert und mit dem Haushalt der Leidenſchaften bekannt, die Welt nicht haſſet, aber ſich dieſelbe nur mit Gleichgültigkeit erinnert; und nun entfernt von Gütern und Vor-

theilen die mehr Schein als Wahrheit haben, geschäftig und gelassen, ohne Anspruch und ohne Gram durch das Leben hingleiten.

Einigen Klöstern wünsche ich darum, aus Liebe zur Einsamkeit und aus Ehrerbietung für die wahren Heiligen der Römischen Kirche, in jedem catholischen Lande eine ewige Dauer. Es ist doch immer eine wohlthätige Kunst, und ein wahres Verdienst im Himmel; Dummheit zu ertragen, oder sie nach guten Zwecken zu leiten, wenn man kann. Wir wollen den Herren Dominikanern zugeben, daß die Stimme ihres Vincenz Ferrarius in Avignon gehöret wurde, wenn Er in Betagne predigte; und daß Johannes Romanus Lungen hatte, deren Donner man auf Java hörte, wenn er in die Drommete seines Evangeliums in Mexico stieß. Jede Dominikanerzunge sey ein Schwerd, und ihre Worte glühende Kohlen, wenn nur jenes nicht haut und diese nicht zünden. Die ehrwürdigen Herren Karmeliter in Bayern, mögen

sich

ſich immer durch das Talent auszeichnen, wo-
für ſie in Frankreich berüchtigt ſind, und bey
den Weibern und Haushälterinnen der Land-
edelleute, Landbeamten, Landpfarrer, und Bier-
brauer, allgemein beliebt ſeyn, wenn ſie nur
nicht noch mehr Dummheit in Bayern verbrei-
ten. Sie mögen immer glauben, der heilige
Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe
Pſalmen geſungen, wenn ſie nur jeden Philo-
ſoph in München dulden, der an dieſe Muſik
nicht glaubt. Die ehrwürdigen Herren Bene-
dictiner in Bayern, mögen immer die Damen,
welche ihre Klöſter beſuchen, nach Standesge-
bühr bewirthen und beherbergen, oder auch durch
Geiſſelſtreiche und Cilicumsſtiche ihren Rücken
zerfleiſchen, wenn nur dieß alles ihre Sitten
mildert, und ihnen die Sanftheit gegen Men-
ſchen nicht benimmt, die nicht glauben den Him-
mel durch einen heilen Rücken zu beleidigen.
Endlich werden doch die Mönche von ſelbſt auf-
hören, den Proteſtanten die Seligkeit abzuſpre-

chen (*), und die für Ketzer zu erklären, die Gott und ſein Wort höher achten, als die Worte des ſeraphiſchen Vaters Franz von Aſſiſi; als dreyfache Kronen, rothe Hüte, runde geeckte und geſpitzte Kaputzen, Sandalen, Gürtel, Stricke, Bärte, Lucaszeddel, Nicolaibrodt, Aloyſimehl, Waßlburgadhl, Ignatiusbohnen, Portiunculaablaß, und das Hexenpantöffelein des ehrwürdigen Paters Fulgentius.

Ans

(*) Ganz nah iſt dieſe Epoche noch wenigſtens in Bayern nicht, wenn die hierüber und ſonſt noch über vieles, in der berühmten Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis enthaltene Nachrichten, ganz zuverläſſig ſind. Der geiſtvolle Verfaſſer dieſer Reiſe ſagt: die Controverspredigt des ehrwürdigen Paters Simplicius Haan, worinn Er behauptet, daß kein Proteſtant ſelig werden könne, ſey unter der gegenwärtigen Regierung in München plenißime approbirt; und der wütende Pater Thomas Aquinas Jobſt, der ſich ſo groſſe Mühe gab, die Spaniſche Inquiſition in Bayern einzuführen, und deswegen unter dem letztverſtorbenen Churfürſt Maximilian ſeiner klöſterlichen Würde entſetzt und zu einer ſchändlichen Landesverweiſung verurtheilt ward, ſey nunmehr wieder Prior!

Angenehm iſts immer, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will. Erhabenheit der Geſinnungen bey irgend einem Menſchen, erwecket Bewunderung. Es iſt ein groſſer Anblick, zu ſehen wie ein Weiſer mit ſeinem Unglücke kämpft, oder wie ein Mönch im Kloſter durch Verläugnung ſeiner liebſten Leidenſchaften, und tägliche Anſtrengung ſeines Geiſtes, täglich zu neuer Kraft und neuen Siegen über ſich ſelbſt erwachet, und mit krankem Herzen Seelenruhe ſuchet vor dem Kreutze ſeines Erlöſers.

Bey dem dumpfen Klang der melankoliſch langſam läutenden Glocke, faltet Er heilige Hände, wie einſt die Therapeuten der Morgenſonne entgegen, und bittet Gott, wie ſie, um einen beglückten Tag, um Wahrheit, und die Gabe vernünftig darüber zu denken. Er wirft ſich in der Frühmeſſe nieder auf ſeine Knie, mit einem Geiſte der Gott alles aufopfert, wenn auch das Herz nicht immer will. Nie

tritt er in ſeine Celle, ohne den feſten Entſchluß da ſo zu leben, damit er jeden Tag ſterben dürfe. Aber auch hier, wo der Tod und die Wahrheit ihre ſchreckliche Fackel ſchwingen, auch in dieſer der Welt unzugänglichen Celle aus der man in die Ewigkeit übergeht, ſtirbt man vielleicht noch ungern, wenn das arme Herz immer noch ferneweg gezogen iſt nach einer Richtung, wahrhaft wie die Magnetnadel, aber zitternd wie ſie. Er folget ihm nicht. Geprüfte Weisheit hält ihn feſt, auch indem Er vergebens ſeine Arme nach der Scheidewand des Schickſals ausſtrecket, ringet, ruffet, wild und ſchrecklich hinſieht, und hinſtarrt, durch trübe Wolken, und vor dem Auge verſchwindende Hügel, in zu fernes Land. Als einſt noch Hofnung glimmerte; als Er noch wähnte, dieß werde nicht geſchehen, kämpfte ſeine Seele nicht gegen Verzweifelung; und ſie kam! Nun weiß er, daß das einmal verlohrene für immer verlohren iſt, und daß alles bleibt wie es itzt Gott geſchicket hat, bis ins Grab. Das giebt eiſernen

nen Muth, hebt den Geiſt, und heilt das Herz. Seufzer mögen ſich vermählen; aber darum iſt in dieſer armen Celle doch Glückſeligkeit möglich, denn Tugend, die ſich unterwirft, iſt auch Glückſeligkeit. Alle Kräfte der Seele wachſen, wenn das Feuer und die Würde der Gedanken alle Gefühle hinreiſſet und feſſelt. Nun lauſchet ſein Ohr nicht mehr auf das Geräuſche der Welt. Nun ſagt er nicht mehr, ach ich möchte auch andere Menſchen reden hören, als Mönche. Nun reitzet ihn nichts mehr zu unſterblichem Kummer, auf hoher Heldenbahn. Nun lüſtert ihn nach keiner Ehre, die ihn nicht im Himmel erwartet. Nun heißt er nichts Vergnügen, was nicht wohlthätig in die Ewigkeit wirket. Nun blicket er Licht in die Nacht hin. Er ſieht, von fernher, wie ſie kommt, die Nacht, in der die müde Seele verlaſſen muß ihre Hütte von Staub. Wie leicht wird ihm das, da er längſt verlaſſen hat was er mehr liebte; da er ausgelitten hat und ausgeſeufzt; da alles Harte ausgeſtanden iſt, und überwunden. Er erwartet den Tod, feſt und aufrecht,

recht, wie eine Eiche über der die Sonne ſcheint, oder die der Sturm ſchlägt. An ſeinem letzten Abend hüpfet noch ſein Herz bey jeder Litaney. Noch hebt er, auf ſeinem harten Strohſack, die kalten ſterbenden Hände zum allgemeinen Jubelgeſang ſeiner Brüder; ſegnet, mit eingefallenem Antlitz und bebender Zunge, noch ſeine Geliebte; und ſtirbt.

Mönche ſollen immer groſſe Beyſpiele geben, da ſie wenigſtens doch Dinge unternehmen wollen, die der Menſchheit ſchwer fallen. Aber man weiß aus meinem ſiebenten Capitel was Faulpelzen in einem Kloſter einfallen kann, die ihr Brevier in die Ecke werfen, nicht gleich in den Garten laufen, Harke und Schaufel ergreiffen, und arbeiten bis ſie von des Tages Laſt und Hitze niederfallen. Soll das Kloſterleben ein ſicherer Hafen ſeyn gegen die Sünde, ſo muß die Würde der Mönche ſich zeigen durch ihre Thaten. Sie müſſen nichts ſich erlauben was ihr Anſehen ſchwächt, nie den Mann einen frömmelnden Frau durch ihre Unkeuſchheit entehren,

ehren, niemals des Nachts verkleidete Mädchen in ihren Zellen haben, und niemals, auf ihren Reisen, in den Armen von Aufwärterinnen und Wirthstöchtern den Glanz von Heiligkeit vergessen, der ihre kahlen Köpfe umstrahlet.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn sie auch in der Clausur nicht immer nach jeder schönen Heiligin sehen, und bey der Conversation im Beichtstuhl nicht immer nur nach dem Halstuch der Sünderinn. Robert von Arbrissel, der im zwölften Jahrhundert Mönche und Nonnen der Herrschaft einer Frau unterwarf, wußte vielleicht nicht, wie nöthig es ist, daß kein müssiger Mönch auch mit keinem alten Weibe umgehe, denn bey einem alten Weibe denkt sich ein angebrannter Kopf leicht ein junges. Wegwendung der Imagination von jedem Laut, jedem Tritt, jedem Schatten von Weiblichkeit und Sinneslust, ist darum der beste Kappzaum mönchischer Unkeuschheit. Keinen jungen hitzigen Mönch, liesse ich, sogar nach dem Gemähl-

de einer ſchönen Mutter Gottes hinſehen (*), bevor ich ſicher wäre, durch emſige Arbeit im Garten,

(*) Wenige Tage bevor ich dieſes ſchrieb (im Auguſt 1784) beſah ich in Hildesheim, im Hauſe des frommen Herrn Domherrn von Weichs, eine von Raphael gemahlte, oder gewiß durch eine vortrefliche Hand nach Raphael copierte Madonna. Iſt dieſe Madonna nicht ſchön, fragten mich die geiſtlichen Herren? Die ſchönſte, die ich in meinem Leben geſehen habe, ſagte ich, denn ſie hat alles was man an irgend einer Madonna ſchönes ſehen kann, und dabey doch ſo ſchelmiſche Augen. Ja das kommt daher, erwiederte mir ein ſehr aufgeklärter Domherr und ſehr groſſer Kenner ſolcher Augen: dieſe Madonna iſt das Portrait von Raphaels Maitreſſe.

Gemählde von dieſem Range findet man nun freylich wol ſelten in deutſchen Klöſtern. Aber bey jungen Mönchen zündet Alles was weiblich iſt. „Am Faſtnachts„abend," ſagt der Verfaſſer der Bayeriſchen Briefe aus dem Noviziate, „gab uns der Magiſter, eine Menge „Scapuliere, und auch einige bemahlte Kupferſtiche, „die wir unter einander theilen ſollten. Dabey machte „ich wieder eine ſchöne Entdeckung. „Einer von dieſen „Kupferſtichen ſtellte die Magdalena vor, der andere die „Catharina, und beyde mit etwas vollen und halb ent„blößten Buſen. Nun giengs an ein Bitten und Strei„ten, da ein halbes Dutzend unſerer Brüder ſich alle „mögliche Mühe gaben dieſe zwey Heiliginnen zu erha„ſchen,

Garten, und fleiſſiges Leſen, und Geſchmack an der höchſten Geiſtescultur, ſeyen alle fleiſchliche Lüſte aus ſeiner Seele verbannet, und ja nicht durch geiſtliche Betrachtungen, die doch ſelbſt zuweilen zur Unreinigkeit Gelegenheit geben (*).

Mönche würden ſich freylich weit beſſer befinden, bey einer ſanften Moral die man ausüben könnte, als bey einer ſtrengen die man nicht ausübt. Wegen der Härte ſeiner Regel, iſt

„ſchen, um doch wieder einmal, wenigſtens durch das „Anſchauen eines gemahlten Mädchenbuſens, ihre „brennende Sehnſucht zu laben."

(*) Johann de Caſtanizza, ein verehrungswerther Spaniſcher Myſtiker, hat in ſeinem Geiſtlichen Kampfe, einem der beſten myſtiſchen Bücher, ein Capitel, wie man die Fleiſchesluſt und böſe Begierden beſtreiten und überwinden könne, worinn Er vorzüglich auch gegen die Vermeſſenheit warnt, allzuviel an alle Hülfsmittel gegen ſolche Verſuchungen zu denken. Solchen Grundſätzen der höchſten Reinheit zufolge, ſagte darum eine junge, ſchöne, ſehr lebhafte, und äuſſerſt keuſche deutſche Dame: „das Wort Keuſchheit iſt mir „unausſtehlich; wegen der fatalen Nebenideen, die „es mir immer erreget."

iſt jener Schelm dort in der Kapuze nicht tugendhaft, ſo beſcheiden er auch ſeine Augen niederſchlägt. Aus Zwang floh er die Welt, und in ſeinen Eingeweiden wüten ihre Lüſte. Wer täglich ſeinen Rücken peitſcht, in einer dunkeln Höhle huckt und da die Welt verfluchet, iſt vielleicht eben ſo wenig duldſam als der ſchwärmeriſche Andächtler, der euch ſüß und freundlich anblicket, glatte Worte giebt, und einen Dolch in der Taſche trägt. Kaſteyungen ſind ein Verbrechen gegen die Menſchheit, und eine ärmliche Huldigung für den Himmel.

An die Beſſerung des innern Menſchen, dachten die Mönche bey ſich ſelbſt und bey andern doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöſter. Alles was ſie die Menſchen lehren, zielet doch immer auf die Kunſt ihnen die Köpfe zu verrücken um ihnen dadurch das Geld aus der Taſche zu locken; an Beſſerung des Herzens wird nicht gedacht. Vortreflich hat darum ein Wieneriſcher Schriftſteller in einer kleinen Abhandlung über Reliquien geſagt: alle die ſilbernen

Figu-

Figuren von Füſſen und Händen, und ausgeriſſenen Zähnen, die man den Bildern des Heilandes und der Jungfrau Maria anhängt, ſeyen doch wahrſcheinlich Gott nicht ſo angenehm, als das Gebet deſſen, der mit innigem Dankgefühle für ſeine Heilung und ſeine Errettung aus Schmerz und Leiden, vor jene Bilder ſich hinwirft, und dann anſtatt Perlen einem Crucifix umzuhängen, oder einem Heiligen einen Thaler an den Fuß zu binden, oder ihm vollends eine Krone auf den Kopf zu ſetzen, lieber wahre Chriſtentugenden und Werke der Barmherzigkeit ausübt, und, anſtatt einen Armen von ſeiner Thür wegzujagen, ihn kleidet, ſpeiſet und tränket.

Ein groſſer Heuchler war jener catholiſcher Heiliger, der für die Armen Schuhe umſonſt machte, wozu er das Leder ſtahl. Aber nicht beſſer waren alle die Ordensmänner die aus Habſucht und Durſt nach Reichthümern, vorgaben ſie entſagen der Welt, und tödten in ſich ihre Lüſte. Sie verlohren die vornehmſten Pflichten der klöſterlichen Gemeinſchaft aus den Augen,

Trägheit, Unwiſſenheit, Unkenſchheit, und endlich ein völlig ruchloſes Leben (*).

Baſilius verfehlte ſeinen Zweck, indem Er zuerſt die Mönche der Geſellſchaft und den Städten näher brachte, oder eigentlich das Mönchsleben vereinigte mit der gemeinſchaftlichen Lebensart der Chriſten. Von dem Werthe der Einſamkeit und des Weltlebens hatte dieſer groſſe Mann übrigens ſehr klare Begriffe. Er ſah daß dieſe beyden Lebensarten mit einander ſtritten, und von beyden fand er das Nachtheilige und Gute nicht gehörig untermiſcht. Das Mönchsleben ſchien ihm ruhiger, beſſer eingerichtet, und genauer mit Gott verbunden, aber ihm ſchien die Tugend darinn keiner Prüfung unterworfen. Das Weltleben hielt er für geſchäftiger und nützlicher, aber auch für weniger freye

(*) Zur Ehre der Benedictiner will ich indeſſen doch auch nicht verſchweigen, daß dieſer Orden aus ſeinem Schooße der Welt vier und zwanzig Päbſte, zweyhundert Cardinäle, ſiebentauſend Ertzbiſchöfe, fünfzehntauſend Biſchöfe, viertauſend Heilige, und gegen dreytauſend Märtyrer geliefert hat.

frey von Getümmel und Unruhe. Alſo verſöhnte und vermiſchte er beyde Lebensarten mit einander, indem er zwar Wohnungen errichtete für geiſtliche Uebungen und für Einſame, ohne ſie doch weit zu entfernen von dem geſellſchaftlichen Leben. Er ſonderte ſie nicht, wie durch eine dazwiſchen gezogene Mauer, ſondern ſtiftete unter ihnen, ganz in der Nähe, Vereinigung und Trennung; denn er wollte nicht, daß das Mönchsleben ohne Gemeinſchaft ſey, noch das Weltleben ohne Beſchaulichkeit. Die Abſicht dieſes groſſen Kirchenvaters war gut, aber indem er die Mönche den Menſchen näher brachte, gab er auch jenen mehr Einfluß auf dieſe, und der Erfolg war ſchrecklich.

Nicht nach den Grundſätzen des Baſilius, aber mit dem nemlichen übeln Erfolge, wurden der heilige Dominik und der heilige Franz von Aſſiſi, Stifter ihrer zwey berühmten Bettelorden, die ſich nachher in unzähliche Zweige vertheilten, und alle ſehr geſellig wurden. Dominik und Franz ſind die eigentlichen Stifter aller Bettel-

mönche, dieser grossen Umstürzer der Religion, und Verwirrer aller gesunden Menschenvernunft.

Franciskaner und Kapuziner stellten ihren halbklugen Vater Franz dem Weltheilande völlig an die Seite. Portiunculaablaß und Verdienst Christi, waren für sie einerley. Ein Kapuziner sagte in einer Predigt: Gott der Vater irre sich zuweilen in der Person seiner zwey Söhne, Christus und Franz; denn beyde sehen sich ähnlich, und beyde seyen sich im Range gleich. Die heiligen zwölf Apostel seyen nur Bediente des heiligen Franz. Zum ewigen Leben komme man nie ohne Portiunculaablaß; und da der heilige Franz der rechte Arm Gottes sey, so würde auch Gott jedem Menschen, der ohne Portiunculaablaß selig werden wollte, die Himmelsthür zuriegeln.

Solche Vorstellungen machten die Bettelmönche allenthalben den Menschen. Allenthalben verdarben sie zuerst den Verstand von jedem, der sich ihrer geistlichen Führung überließ. Sie bedeckten

deckten die Heuſchrecken die Erde, und verzehrten den zum Unterhalt des emſigen Bürgers und Landmanns beſtimmten Vorrath. Ihren Bußſtand und ihre geiſtliche Ruhe, wußten ſie mit Umherlaufen durch weltliche Häuſer, und vertrautem Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte zu paaren. Ueberall das gemeine Volk durch Aberglauben, Andächteleyen, Ränke, Geſchwätz, Heurathsſtiftungen, Einflüſterungen und Fuchsſchwänzereyen jeder Art zu bethören, war das ganze heilige Geheimniß der Söhne des ſeraphiſchen Vaters Franz.

Sanct Obereit, der Weltüberwinder, ſagt in ſeiner neuen Reformation der Kirche: wenn der Eheſtand ein ſo vorzügliches Gut im Reiche Gottes wäre wie es im Reiche der Welt ſeyn möge, ſo hätte ſich Jeſus Chriſtus gewiß auch verheurathet! Dieß iſt alſo wol die Urſache, warum Sanct Obereits Liebling und Herzensfreund, der unſinnige Franz von Aſſiſi, nicht verheurathet war, und lieber um ſeine wilden

Lüfte zu dämpfen, sich dafür des Winters im Schnee wälzte. Natürlicher Weise ward dadurch das Uebel ärger. Also nahm der seraphische Vater Franz ein Messer, und schritt zur Radikalcur.

Sanct Franzens fette und saftvolle Söhne, in runden und gespitzten Kapuzen, bedienten sich gegen die nemlichen fleischlichen Anfechtungen, einer ganz verschiedenen Curart, zumal in den Oesterreichischen Staaten. Von Amtswegen mußten sie sich in allen Häusern einnisten; und also machten sie wo sie konnten, die Frau zur Heiligin, und den Mann zum Hahnrey. Der Erfolg war schlimmer als man glaubt. Die daher entstandene Menschenart, wich zwar im Kriege nicht vor dem Feinde, aber sie verengte Alles im Staate durch den angeerbten Aberglauben, verketzerte jeden gesunden Grundsatz, verbannte jeden Lichtstrahl von Toleranz, und durfte sogar dem Kaiser Joseph vorschwatzen, Preßfreyheit sey eine Pest im Lande.

Catho-

Catholische Schriftsteller sagen: nichts sey so niederträchtig, wozu sich die Bettelmönche in den Häusern der Vornehmen nicht gebrauchen liessen, um die Gewogenheit der gnädigen Herrschaften samt und sonders beyzubehalten. Um eine gute Tafel nicht zu entbehren, treten sie da als Spaßmacher und Lustigmacher auf, und erzählen Histörchen, die jeder nur mittelmässig gutdenkende Weltmann zu erzählen sich schämet. Sie verläumden, um sich in ihren Posten zu behaupten, jeden Mann von Verstand, aus Furcht, er wachse ihnen über den Kopf. Durch Bediente, oder alle Arten von schlechten Leuten die in alle Häuser kommen, erwerben sie sich diejenige Kenntniß jedes Hauses, die für solche schlechte Köpfe allein einen Werth hat. Das niedrigste Verhalten im alltäglichen Leben, war immer ihre einzige und höchste Weisheit.

Sie belogen in Städten und auf dem Lande das Volk durch falsche Erzählungen, und erdichteten Mirakel. Den gemeinen Mann

beraubten ſie zugleich ſeiner Vernunft und ſeines Geldes. Sie ſchacherten mit Meſſen, Sacramenten, und Reliquien, unterſchoben Abläſſe und wunde.thätige Bilder, und erpreßten durch dieſe Marktſchreyerey von dem gemeinen Manne das zu ſeinem Unterhalte nöthige Geld. Wo man eine Reliquie aufbehält, ſagten ſie, da ſchlägt der Donner nicht ein, da macht keine ſchwangere Frau eine Fehlgeburt, und da kommt keine mit Schmerzen in Wochen. Reliquien öfnen in Gefängniſſen Riegel und Schlöſſer, entdecken verborgene Schätze, verjagen den Teufel überall. Jeden der eine Reliquie rechtmäſſig, das iſt, von Mönchen gekauft hat, der ſie immer bey ſich trägt und vorſchriftmäſſig küßt, ſichert ſie vor zeitlichem und ewigem Uebel. Er kann ſündigen nach Luſt und Belieben, wenn er nur in ſeinen drey letzten Lebenstagen, wovon ihm immer eine Erſcheinung zu rechter Zeit Nachricht geben wird, Buſſe thut.

Hexen-

Hexenglauben und alle Grillen von Hexerey, setzten Franziskaner und Kapuziner, wie uns deutsche catholische Schriftsteller von der ersten Classe versichern, dem gemeinen Manne in den Kopf. Bey jeder Gelegenheit bestärkten sie diesen in seiner albernen Meinung; bezeichneten ihm dann alle seine Thüren im Hause und im Stall, mit allerley Charakteren; gaben ihm geschriebene, gedrukte, in Kupfer gestochene Amuletten; versicherten daß kein anderer Geistlicher oder Ordensmann, das Geheimniß besitze, alle Anfechtungen des Teufels und böser Leute so kräftig abzuwenden, als die Kinder des heiligen Franz. So giengen dann diese geistlichen Marktschreyer aus den Häusern der Belogenen und Betrogenen, mit reichlichem Allmosen versehen, wieder fort; und das Geld für die Messen, die zu gänzlicher Abwendung des Uebels in ihrem Convent mußten gelesen werden, ward nachgeschickt. Der arme Landmann entzog sich oft den Unterhalt von einigen Tagen, damit er eine Plage vertreibe, die ihm nir-

gesunden Denken; und so wurden diese, wie Herr von Sonnenfels vortreflich in seinen Anmerkungen über die Ankunft Pabst Pius des sechsten in Wien sagt, durch Unwissenheit vorbereitet, die Ausspruche Roms, von welcher Art sie seyn konnten, als göttliche Ausspruche zu verehren, und gegen jedermann zu vollziehen.

Der scharfsinnige Verfasser einer Wienerischen sehr guten Schrift vom Klostergeiste, hat sehr wohl eingesehen, daß man zwar den Mönchen die Erhaltung der alten Schriftsteller schuldig ist, aber daß sie deswegen doch selbst von jeher die grösten Feinde und eifrigsten Widersacher aller Aufklärung waren. Eben aus der Unwissenheit der Fürsten, des Adels, der Weltgeistlichen, und des Volkes, zogen sie ihre grösten Vortheile: darum sträubten sie sich gegen die heilsamsten Anstalten zum Besten der geistlichen Wissenschaften, und widersetzten sich der Ausbreitung aller Kenntnisse bey dem unlateinischen

So ward Aberglauben und Dummheit, überall unter dem christcatholischen Volke verbreitet, und so wurden die Suppen der Franciskaner und Kapuziner fett. Mit einem Lucaszeddel, konnte jeder sündigen, wo, wie, und so viel er wollte. Mit der Reliquie irgend eines Heiligen, mit einem Stückgen Holz von der Bettsponde der lieben Mutter Gottes (*), mit den heiligen drey Nägeln, konnte jeder sicher seyn vor allen Versuchungen des Teufels, er konnte allem Unheil trotzen, und vollkommenen Ablaß von allen Sünden haben auf zwanzig Jahre und vierzig Tage.

So gewonn Unsittlichkeit allenthalben einen breiten und festen Fuß. Unablässig ward die

(*) In der berühmten Reise durch den Bayerischen Kreis, wird versichert, daß noch in diesem Jahre 1784 in dem Bayerischen Kloster Andechs, Knochen von beynahe einer halben Million Heiligen zu haben seyen; und zumal eine ganz vortrefliche Reliquie, Milchtropfen aus der Brust der lieben Mutter Gottes.

Kraft der Breven, der Amulette, der Anastasienköpfe, der Skapuliere, der Lucaszeddel, und aller heiligen Allanzereyen dieser Art, dem Bürger und dem Landmann vorgepredigt. Geistlicher Wucher ward unablässig damit getrieben; und in dem festen Glauben an alle diese untrüglichen Verwahrungsmittel gegen alles zeitliche und ewige Unheil, ward immer tapfer drauflosgesündigt.

Gesetze, und die besten Absichten der Regenten, wurden durch den Einfluß und die Ränke der Mönche und der übrigen hochwürdigen Geistlichkeit eben so zu allen Zeiten vereitelt, wie wir es leider eben anitzt noch in Deutschland sehen. Carl der grosse hielt schon die Unwissenheit der Geistlichkeit für die Hauptquelle des Aberglaubens, und suchte sie zu vertilgen. Aber die Päbste fühlten wie sehr sie durch die Dummheit der Völker gewonnen, darum waren sie immer die Erzfeinde und Erbfeinde aller Aufklärung, und was die Päbste wollten das

geneh-

genehmigten am Ende doch immer auch die beſtgeſinnten Regenten. Unter der ganzen furchtbaren Armee des Clerus, war niemand ſo brauchbar für die Päbſte wie die Bettelmönche. Niemand konnte beſſer als ſie Unruhen unter dem Volke erregen und ſtillen; niemand kam ſo weit und breit herum; niemand fand bey dem Pöbel ſolchen Beyfall; niemand war mit Leib und Seele, und aller nöthigen Blutgier und Wuth, den Päbſten ſo ſehr ergeben. Mit Colonien von dieſen und allen andern Gattungen von Mönchen bevölkerten darum die Päbſte alle Weltgegenden. Aus den Klöſtern nahmen ſie ſodann die niedrigſten und wildeſten Idioten weg, und ſetzten ſie der Kirche zu Biſchöfen; gleichwie ſie dann auf alle Fälle auch wieder verſichert waren, Heere von Mönchen gegen die Biſchöfe aufbringen zu können. So erwarben ſich die Päbſte eine allgemeine Herrſchaft über die Denkart der Völker; ſo erhielten ſie das Reich der Finſterniß in der menſchlichen Seele; ſo entriſſen ſie allen chriſtcatholiſchen Völkern alle Hülfsmittel zum geſun-

gesunden Denken; und so wurden diese, wie Herr von Sonnenfels vortreflich in seinen Anmerkungen über die Ankunft Pabst Pius des sechsten in Wien sagt, durch Unwissenheit vorbereitet, die Ausspräche Roms, von welcher Art sie seyn konnten, als göttliche Ausspräche zu verehren, und gegen jedermann zu vollziehen.

Der scharfsinnige Verfasser einer Wienerischen sehr guten Schrift vom Klostergeiste, hat sehr wohl eingesehen, daß man zwar den Mönchen die Erhaltung der alten Schriftsteller schuldig ist, aber daß sie deswegen doch selbst von jeher die größten Feinde und eifrigsten Widersächer aller Aufklärung waren. Eben aus der Unwissenheit der Fürsten, des Adels, der Weltgeistlichen, und des Volkes, zogen sie ihre größten Vortheile: darum sträubten sie sich gegen die heilsamsten Anstalten zum Besten der geistlichen Wissenschaften, und widersetzten sich der Ausbreitung aller Kenntnisse bey dem unlateinischen

schen Bürger. Alle Mönche verschryen, bey dem dummen frömmelnden Haufen, alle guten Köpfe als verwegene Freygeister. Sie waren die einzigen Erzieher, und erfüllten also gleich bey dem ersten Unterricht, die besten Köpfe mit Aberglauben und Irthum, bildeten sich dieselben zu künftigen mächtigen Anhängern, und verstrickten sie in ihr Netz als ewige Canditaten der Dummheit. Durch die im sechszehnten Jahrhundert entstandene Gesellschaft der Jesuiten wurden zwar die Mönche bey den Grossen verdrängt; der Stolz der Bettelmönche zumal verlohr sich in etwas, als die Jesuiten sie von der Gewissensregierung der Könige und Fürsten, und von allen Staatsgeschäften ausschlossen. Aber zur Wiedervergeltung bemeisterten sich die Bettelmönche der Bürger und der Bauren, und so verrückten diese heiligen Männer samt und sonders, Regierern und Regierten das Hirn.

Sklaven der Mönche waren immer Rebellen gegen die Vernunft und den Staat. Sie hatten keinen andern Glauben als Mönchsglauben, und keine andere Begriffe von Lebenspflichten als die Mönche selbst. Mönche waren von jeher zum Unterrichte und zur Erziehung der Jugend ganz untauglich. Catholische Schriftsteller klagen, der Staat könne die Winkelschulen der Klosterleute nie recht übersehen, noch die Lieblingssätze der Klosterlehrer ganz ausmerzen, zumal da man sich in gewissen Orden zu gewissen Sätzen mit einem Eide verbindet, und solche die anderswo Philosophie, Kirchenrecht, und Theologie studirt haben, da wieder von neuem zu studiren zwingt.

Die Erziehung der ganzen Bayerischen Nation übergab man zwar vor ganz kurzer Zeit wieder den Mönchen. Weltliche und weltgeistliche Professoren verlohren ihre Aemter; und nun ist, nach einer vielversprechenden Morgenröthe, das Licht des Jahrhunderts für Bay-

Bayern, wieder ganz in den Händen lichtscheuer Mönche (*).

Man

(*) Ein grosser und scharfsinniger Menschenbeobachter, und Verfasser vier sehr berühmter Bücher, wie man sagt, des zweiten, dritten und vierten Theiles der Briefe über das Mönchswesen, der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland, Faustins, und der eben in Zürich herausgekommenen Reise durch den Bayerischen Kreis, erkläret diese merkwürdige Erscheinung so: „Die Bayerischen Prälaten, sagt Er, geben jährlich vierzig tausend Gulden zum Unterhalte „ihrer lehrenden Mönche, und weil dadurch der Landesherr jährlich vierzig tausend Gulden erspart, übergab man ihnen die Nationalerziehung."

Diesem allerdings wichtigen Grunde, fügt dieser so ausgezeichnet geistreiche Verfasser, in einer andern Stelle seiner Reise durch den Bayerischen Kreis, eine Anecdote bey, die, wenn sie wahr ist, denjenigen sehr einleuchten wird, welche sich um das pourquoi und comment in der Geschichte der Menschen, der Höfe, und der Welt bekümmern. „Der Prälat des „reichen Benedictinerklosters Prisling, sagt Er, ist „der Chef aller Bayerischen Benedictiner, denen er „durch seine intime Freundschaft mit einer mächtigen „Baronesse, wichtige Dienste leistet. Er lebt meistentheils in München, um die Angelegenheiten seines „Ordens

Man verzeihe es mir, daß ich ein kleines Vorurtheil gegen Mönchserziehung habe. Wie können Mönche irgend einem Menschen eine gute Erziehung geben, da sie selbst so übel erzogen sind, und da nichts in der ganzen Welt auch nur an die Roheit grenzet, mit welcher, die Bayerischen Herren Benedictiner, also doch unstreitig die gelehrtesten unter allen Bayerischen Mönchen, die Zöglinge ihres Ordens bilden. Wenn man die Sündenbekenntnisse liest, welche die Novitzenbrüder dort, in Kaiser Josephs Zeitalter, ihrem geistlichen Zuchtmeister ablegen müssen, und wie sie dann dieser heilige Mann dafür abkanzelt, so vergißt man wahrlich, daß man

„Ordens desto fertiger, und nachdrücklicher, besorgen „zu können. Ihm haben es die Bayerischen Mönche „hauptsächlich zu danken, daß sie das Schulwesen in „ihre Hände bekommen haben. Er ist ein sechs Fuß „hoher, ausserordentlich robuster Mann; frohen „Muths, mit kühn umherschauendem Adlerblick, ein „munterer Gesellschafter; kurz, ein Hercules — im „Klosterhabit."

man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebt (*).

(*) In den Briefen aus dem Noviziate (die um das Jahr 1780 in Bayern geschrieben sind) wird erzählet, daß ein Bayerischer Novizenmeister in den Benedictinerklöstern seiner Provinz den allgemeinen Ruhm hatte, Er sey der ausgesuchteste und fähigste unter der ganzen Congregation des heiligen Benedicts, um vollkommene Religiosen zu bilden. Allgemein hielt man ihn für ganz Geist, ganz ächte Tugend, auch für sehr gutmüthig, und vorzüglich für einen grossen Kenner des menschlichen Herzens.

Jene Sündenbekenntnisse abzuhören, trat dieser vortrefliche Mann, in einem Bayerischen Benedictiner Kloster, um acht Uhr frühe, ins Museum. Die heftig zugeschlagene Thür, der wüthige Gang, die gerunzelte Stirn, verkündigten zwar keinen Engel des Friedens. Er, der Novizenprälat, stieg hochmüthig auf die Kanzel; und zugleich warfen sich die Novizenbrüder vor ihm auf die Knie, setzten ihre Kapuzen auf, und legten sich sodann, der Länge nach, auf die Erde.

Der Novizenmeister ließ sie liegen, und hielt nun mit ihnen nachfolgende Catechisation.

Novitzenmeister. „Hier liegen die Knechte! „Das ist erschrecklich, wie es dieses Jahr hergeht. Es „ist ganz zum Davonlaufen. So hab ichs meine Tage „nicht gesehen. Das wären Novitzen. Ja! daß Gott „erbarme! ich weiß gar nicht mehr was dieses Jahr „die Klöster gethan haben. Dergleichen habe ich noch „nie gehabt. Sie müssen blind gewesen seyn; das ist „ja eine Waare, als wenn man den Galgen abge„räumt hätte. Na: was sagt ihr?

Alle Novitzenbrüder. „Unsere Verbrechen!"

Novitzenmeister. „Steht auf."

Erster Novitzenbruder. „Ich bekenne und ge„stehe dem allmächtigen Gott, der allseligen Jung„frau Maria, dem allerheiligsten Vater Benedict, „und ihnen, Hochwürdiger Herr Magister, daß ich „gestern während des Mittagessens nicht gut vorlas."

Novitzenmeister. „Habt ihr ihn gehört gestern? „Das war ein Gelehrter! Und was das für ein Le„sen war! Wenn ich nur nicht mehr zu Tische ge„hen müßte; denn ich kann ohnehin nicht ruhig essen. „Der Spritzer verdirbt mir meinen ganzen Appetit. „Und wenn ich corrigiere, nein, das nützt alles „nichts; er liest fort, und würdigt mich nicht ein„mal mich anzusehen. Aber warte nur, Bürschgen, „ich will dir deinen Kamm noch schon stutzen, du „sollst mir noch anders werden. Hodie ad mensam „bibet Aquam. — Zweiter Bruder, was sagt „Er?"

Zweiter

Zweiter Novitzenbruder. „Ich bekenne und „gestehe mein Verbrechen — daß ich heute in der „Mette den unrechten Vers hersagte.“

Novitzenmeister. „Weiß Er was; mit ihm „wirds bald ein Ende nehmen; für was ist er denn ins „Kloster gegangen? Er ist ein miserabler-Musikant; „vom Studieren nichts zu sagen, da ist er ein Esel „dergleichen die Erde nicht trägt. Er ist nirgends„hin zu gebrauchen; ein lauterer Stockfisch! Ich ra„the ihms, gehe er bevor er mit Schand und Spott „verjagt wird; geh er, ich rathe ihms. Giebt er mir „nicht besser acht, und macht er mir noch einmal „Confusion in der Mette, so lasse ich ihn einsperren „bey Wasser und Brodt, und dann jag ich ihn zum „Teufel. Ad mensam sedebit humi. — Dritter Bru„der, was sagt Er?“

Dritter Novitzenbruder. „Ich bekenne „und gestehe mein Verbrechen — daß ich heute im „Museo die Thür etwas laut zugemacht habe.“

Novitzenmeister. „Er ist halt noch der alte „Schlissel, der er in der Welt gewesen ist. Keine „Modestie um keinen Kreutzer. Zum Fressen und „Saufen ist er charmant zu gebrauchen, aber sonst „nirgends zu Hause. Er geht ja immer herum und „schlägt die Thüre auf und zu, wie ein besoffener „Bauer, der aus dem Wirthshause geht. Ich glau„be, er habe die Novitzenthüre für eine Mertzenkeller„Thür angesehen. Ich rathe ihm besser acht zu ge-

„den, ſonſt werde ich ihm eine andere Zeche machen. „Hodie abſtineat ab hauſtu veſpertino. — Vierter „Bruder, was ſagt Er?“

Vierter Novitzenbruder. „Ich bekenne und „geſtehe mein Verbrechen — daß ich mit der Lichtputze „an den Leuchter ſtieß!“

Novitzenmeiſter. „Warum? Er antworte.“

Vierter Novitzenbruder. „Weil — weil —

Novitzenmeiſter. „Weil weil — weil Er ein „Lümmel iſt. So miſtfaul, daß er ſchon von wei„tem ſtinkt. Aber wart, ich will dich gewiß noch „ſtupfen, daß du gehen lernſt. Ich möchte nur „wiſſen, wie ſich der Lümmel getraut, mit gutem „Gewiſſen in ein Kloſter zu gehen, welches doch ewig „mit ihm betrogen iſt. Aber da will ich ſchon hel„fen; es wird ſo lange nicht mehr dauren; ich könnte „es in Ewigkeit nicht verantworten, wenn ich einen „ſolchen Kerl zum Profeſſe lieſſe. Haſt du mich „verſtanden, Knopf! Ad menſam ſedebit humi. — „Nun, was wollen denn dieſe Knechte noch? — „Geht, geht, macht mir keine neue Galle. Iſt „denn das nicht zum Crepiren? Immer die glei„chen Stöcke, und immer die alten Fehler. Aber „ich ſag euchs: Ultimato jam vos paterne adhortor, „ut tandem veteri Adamo expulſo, novum induatis „hominem!“

Mit

Mit allem möglichen und gebührenden Respect für den Pfaffenwinkel (*) in Bayern, möchte ich doch Thränen über die Bayerische Jugend vergieſſen, die itzt durch Männer erzogen werden ſoll, welche in ſolchen Zuchthäuſern gebildet ſind; und am meiſten über die armen Zöglinge in dieſen Zuchthäuſern ſelbſt, die ſich beugen müſſen unter dieſes bleyerne Joch, die ihre Tage hinbringen müſſen unter der Stachelpeitſche ſolcher Dummheit, die niemals weder die Vortheile der mäſſigſten Freyheit genieſſen, noch die Seligkeit der Freundſchaft, noch der Einſamkeit grenzenloſe Vergnügungen.

(*) Pfaffenwinkel nennt man in der Bayeriſchen Sprache den ſüdlichen Theil des Gouvernements von München, in welchem man vierzehn Tage herumreiſen, und alle Mittage und Abende auf einer andern Prälatur oder Abtey ſpeiſen und ſchlafen kann.

und ihres gleichen, kann auch dem einfältigen Landmann beybringen, es ſey ſchlechterdings unmöglich, daß der Acker eines Lutheraners gedeye, oder daß es Ketzern wohlgehe? (*)

Abſchaffung der Bettelmönche, wäre alſo doch immer in jedem catholiſchen Lande, der erſte Schritt zur Aufklärung des Bürgers und des gemeinen Mannes. Eine gewiſſe Summe von Dummheit, iſt zwar überall in der Welt mehr

(*) Als der Doctor Moore, aus dem Canton Bern über die Grenze nach Frankreich gieng, ſah er eine Bude in der man hölzerne Schuhe verkaufte. Er begab ſich auch hinein, und kam ins Geſpräch mit einem Franzöſiſchen Bauer, der eben ein paar hölzerne Schuhe für ſeine Frau gekauft hatte. Dieſer Franzoſe ſagte: les Bernois ſont bien à leur aiſe, Monſieur, pendant que nous autres François vivons très durement, et cependant les Bernois ſont des Heretiques. Ein altes Weib, die in einer Ecke ſitzend in ihrem Gebetbuche las, ſetzte hinzu, voilà (indem ſie ihre Brille abnahm, und ihren Roſenkranz auf das Buch legte) voilà ce que je trouve incomprehenſible.

nen, und dadurch manches erläutern das man bey der Geschichte braucht; und doch ist und bleibt ein deutscher Pettschaftsgelehrter noch immer ein erbärmlich kleines Licht, in Vergleichung mit einem Robertson, oder Gibbon, oder Leisewitz.

Mönche von allen Farben mögen in Bayern beym freundschaftlichen Schmause zuweilen selbst ohne Scheu über die religiösen Schwänke lachen, die sie in den Morgenstunden dem getäuschten Volke vorpredigen. Dieß hellet doch die tiefe Nacht der Barbarey nicht auf, welche durch Mönchserziehung und Mönchsgrundsätze nun wieder über Bayern kommen muß; und darum kann man ohne Schauer an dieß alles nicht denken, wenn man auch zugiebt, daß wenigstens die vornehmsten und gelehrtesten Mönche, die Benedictiner, doch nie so gleißnerisch, nie so zanksüchtig, nie so herrschsüchtig waren, wie die Jesuiten; und niemals solche

zlate, sagt: Er, fülle man gleich anfangs den Kopf, anstatt des Wahren und Eigenthümlichen der evangelischen Vollkommenheit, mit leeren Ceremonien, prächtigen Kleinigkeiten, ungeprüften Wundermerken, Lebensbeschreibungen nach ihrer Art frommer Männer, Legenden und Asceten. Alles Selbstdenken werde ihm verboten. Man leite ihn auf tausend irrige Begriffe, und die Unterwerfung des sich dawider sträubenden Verstandes fodere man von ihm als ein Opfer des blindesten Gehorsams. Man erhitze seine Einbildungskraft durch düstere und schwermüthige Faseleyen. Allen Freuden des Lebens, und den unschuldigsten Vergnügungen, schliesse man so lange den Zugang in seine Seele, bis sein Verstand eine Wüste ist, und der Novitze ein Schwärmer. Er geißle sich zwar, aber diese Geißlungen, diese rauhen Kleider, diese borstigen Nachtlager, werden ihm ein Bedürfniß. Ohne Unlust könne er in der Folge sie kaum entbehren; denn ein gesunder und saftvoller Novitze werde dadurch zu fleischlichen Lüsten gereitzet,

so

Welche Seelsorger und Volkserzieher die Herren in Kaputzen sind, sah man auch bald, als die Bischöfe schon frühe sich schämten öffentlich mit dem Volke zu reden, und glaubten, dieß sey eine Sache der Bettelmönche. So predigten dann diese was sie predigen konnten, nemlich nichts als Aberglauben und Dummheit. Durch unmenschliche Begriffe, welche sie auf ihren Kanzeln dem Volke von andern Religionsverwandten beybrachten, haben sie die verderbliche Macht liebloser Vorurtheile fürchterlich verstärket, und jeden Streit, bey dem die Religion mit ins Spiel gezogen werden konnte, ungewöhnlich verbittert. Wer, als sie

derrede verewigt. Der Hintergrund stellt sehr kennbar die Stadt Straubingen vor. Im Vorgrunde stehen einige Benedictinermönche mit Weihwasserwedeln, die dieses heilige Wasser sehr eifrig in die Luft sprengen. In der Luft reitet Doctor Luther im Gallop auf einem Schweine davon, hält unter dem Arm die Bibel, in einer Hand ein volles Glas, und in der andern eine Bratwurst.

und ihres gleichen, kann auch dem einfältigen Landmann beybringen, es ſey ſchlechterdings unmöglich, daß der Acker eines Lutheraners gedeye, oder daß es Ketzern wohlgehe? (*)

Abſchaffung der Bettelmönche, wäre alſo doch immer in jedem catholiſchen Lande, der erſte Schritt zur Aufklärung des Bürgers und des gemeinen Mannes. Eine gewiſſe Summe von Dummheit, iſt zwar überall in der Welt mehr

(*) Als der Doctor Moore, aus dem Canton Bern über die Grenze nach Frankreich gieng, ſah er eine Bude in der man hölzerne Schuhe verkaufte. Er begab ſich auch hinein, und kam ins Geſpräch mit einem Franzöſiſchen Bauer, der eben ein paar hölzerne Schuhe für ſeine Frau gekauft hatte. Dieſer Franzoſe ſagte: les Bernois ſont bien à leur aiſe, Monſieur, pendant que nous autres François vivons très durement, et cependant les Bernois ſont des Heretiques. Ein altes Weib, die in einer Ecke ſitzend in ihrem Gebetbuche las, ſetzte hinzu, voilà (indem ſie ihre Brille abnahm, und ihren Roſenkranz auf das Buch legte) voilà ce que je trouve incomprehenſible.

mehr und weniger im Umlaufe; und wären auch, was ich gar nicht läugnen will, die dümmsten Völker überhaupt die glücklichsten; so habe ich doch wie mir deucht, genug erwiesen, daß wenigstens Mönchsdummheit Völker nicht glücklich macht.

Ueberhaupt scheinen die meisten Orden, und die meisten Klöster, keiner Verbesserung fähig. Jede Epoche klösterlicher Vollkommenheit war immer kurz. Ohne ein ganz neues Erziehungssystem, das den alten Klostergeist aus allen Klöstern austriebe, ist und bleibet der Mönchsstand, wenn man sich nicht innerlich dazu berufen fühlet, eine schändliche Sklaverey. Schon jede junge und einer edlen Bildung fähige Seele muß mit Ekel sehen, daß keine Erziehung in der Welt schlechter ist als Klostererziehung. Mit unsterblicher Kraft zeigt dieß ein Wienerischer Schriftsteller in seiner vortreflichen Schrift vom Klostergeiste, und seine Worte haben gedeyt. Dem armen Jüngling im Noviziate,

zlate, sagt: Er, fülle man gleich anfangs den Kopf, anstatt des Wahren und Eigenthümlichen der evangelischen Vollkommenheit, mit leeren Ceremonien, prächtigen Kleinigkeiten, ungeprüften Wunderwerken, Lebensbeschreibungen nach ihrer Art frommer Männer, Legenden und Asceten. Alles Selbstdenken werde ihm verboten. Man leite ihn auf tausend irrige Begriffe, und die Unterwerfung des sich dawider sträubenden Verstandes fodere man von ihm als ein Opfer des blindesten Gehorsams. Man erhitze seine Einbildungskraft durch düstere und schwermüthige Faseleyen. Allen Freuden des Lebens, und den unschuldigsten Vergnügungen, schliesse man so lange den Zugang in seine Seele, bis sein Verstand eine Wüste ist, und der Novitze ein Schwärmer. Er geißle sich zwar, aber diese Geißlungen, diese rauhen Kleider, diese borstigen Nachtlager, werden ihm ein Bedürfniß. Ohne Unlust könne er in der Folge sie kaum entbehren; denn ein gesunder und saftvoller Novitze werde dadurch zu fleischlichen Lüsten gereitzet,

so

ſo wie auch die Faſtenſpeiſen Begierden erwecken, die man dem Teufel zuſchreibt. Die Philoſophie der Klöſter die man ihm beybringt, ſey ein barbariſches Nichts, ein Wortkram voll ſpitzfindiger Grübeleyen ohne allen Verſtand, ein wahres Gegengift alles Nachdenkens. Dieß alles ſey dann die Vorbereitung zum Schulzank und zur Zanktheologie. Solche Theologie mache die Religion verächtlich. Durch Wortſpiele und ſeichtes Hirngewebe, verfechten die Profeſſoren in Klöſtern, die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion und die Unſterblichkeit der Seele. Mit Albernheiten erweiſen ſie die Eigenſchaften Gottes, den Urſprung des Böſen, die Beſtimmung und die Pflichten des Menſchen. Sie ſagen daß man die Ehre Gottes nur durch angehäufte Kirchenſchätze und in den Kirchen ausgehängte Zierathen befördere. Sie ſtärken alle ihre Gegner durch ihre Schwäche. Sie verwerfen auch die beſten Beweiſe zur Feſtſetzung der nothwendigſten Religionswahrheiten, ſobald ſie von einem Ketzer herrühren, und nicht von einem Ordensbruder.

schen. Seyn oder Nichtseyn ist verhoffentlich nun bald nicht mehr die Frage. Kein aufgeklärter und der Sache kundiger Menschenfreund kann zweifeln, ob es edler sey Mönche zu vertheidigen, oder der Stürme ihres Schicksals sich zu freuen, und zu wünschen daß Licht werde überall.

Kaiser Joseph sprach: es werde Licht; und das Licht wird kommen mit der Zeit. Seine ersten Strahlen haben die alte lange Nacht verdrängt. Die Philosophen haben die Minister aufgeklaret, und durch die Kniffe der Beichtväter oft dafür gebüßt. Nun sprechen Fürsten und Minister, von Auswurzlung der Vorurtheile für das allgemeine Beste, von Aufklärung durch verbesserte Studien, von Belehrung der Geistlichkeit, von Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; und die Beichtväter müssen schweigen. Unter Josephs Zepter gewinnt die Vernunft überall Muth und Vertrauen, indeß der Monarch dum-

dummen Aberglauben zertritt, der Pfaffheit Uebermacht zerstöret, und mönchische Grundsätze aus seinen Staaten verbannt. Die Philosophen am Rheine und in Bayern, haben schon vor Jahren das Mönchswesen entlarvt, und die Schuppen weggenommen von christcatholischen Augen. Man hat sie dafür verfolgt, und von ihren Stellen verjagt. Nun erndten Monarchen und Fürsten die Früchte des ausgestreuten Samens. Aber wären die Jesuiten noch, was sie gewesen sind: so hätten sie durch ihren Muth, durch ihre List, und durch ihre Kunstgriffe, noch lange der Philosophie den Mund gestopft, noch lange die Minister erschreckt und die Fürsten entmannt, noch lange die Barbarey erhalten auf ihrem Throne. Jesuiten haben den Kelch vergiftet, aus dem Pabst Ganganelli den Tod trank; aber durch den Arsenik, der diesem Märtyrer der Vernunft die Därme zerfraß, wards auf eine kleine Weile etwas heller im Vatikan, und die Jesuiten verschwanden. Alles wird langsam reif, die schönsten

Früchte fallen wieder ab und vergehen; wir wollen wünschen daß alles Gute gedeyen möge in guter Zeit. Sind aber auch noch Exjesuiten furchtbar; drohet auch Vernichtung nicht überall allen Janitscharen des heiligen Stuhls; soll deutscher Muth fruchtlos vorleuchten den Nationen; sollen Kaiser Josephs Versuche allein glänzen in den Jahrbüchern der Vernunft: o so gebe Gott dann doch den Mönchen bessere Erzieher; oder man nehme ihnen wenigstens das Recht auf der Kanzel und im Beichtstuhl, Dummheit zu verbreiten.

Durch Aufklärung wird man immer menschlicher. Aber würden auch noch manches Menschenalter hindurch, alle Bemühungen der Vernunft immer noch vereitelt durch Dummköpfe und Schurken, denen gewöhnlich nichts so sehr am Herzen liegt, als daß immer Alles beym Alten bleibe; soll auch unser philosophisches Jahrhundert bis an sein Ende gebrandmarkt werden, durch dumme Streiche die man noch über-

überall macht (*): so wollen wir uns wenigstens des Guten freuen, das wir haben und sehen. Ungestümer Ketzerhaß, wird doch in der Oesterreichischen Monarchie, bald ganz ohne Wirkung brennen. Ohne Wirkung schreyt man dort, schon itzt Zetter über den catholischen Christen der irgend ein Buch eines Protestanten in die Hand nimmt; Zetter, über den Waghals, der keine Reliquien kauft; und Zetter über den Fürsten, der Ketzer duldet. Fürchterliche Dunkelheit mag dann immer noch über einigen Provinzen von Deutschland hängen; die Würgengel des heiligen Dominiks, mögen dann immer noch in dem abergläubigen Spanien ihr Hosianna auf Blutgerüsten singen, und die flammende Pechfackel unter Hallelujah und Psalmen in den Scheiterhaufen

(*) Ein schreckhaftes Verzeichniß dieser Streiche, findet man zum Lachen und Weinen erzählet, im Faustin, einem Roman auf den die deutsche Litteratur stolz seyn kann, weil er so viel Witz und Laune, so viel Vernunft und Wahrheit enthält, als der allerbeste Englische oder Französische Roman.

haufen stossen, auf dem sie dem Herrn einen armen Juden verbrennen, überall wird doch Mönchsunsinn immer weniger Glauben finden, wenn auch noch mancher Olavides die Vergrösserungsgläser auf ihren Nasen gewahr werden wird, und das schwarze Cannibalenblut in ihren Adern. Aber eben die Mönche, die einmal Päbste und Kaiser gottselig vergiftet, und Könige ermordet, und unzählige Menschen zum süssen Wohlgeruch ins Feuer geworfen haben, können in gemässigter und nöthiger Anzahl noch lange bleiben was sie sind, wenn sie sich selbst nur immer sagen, wer sich nicht fürchten macht, ist sicher.

Philosophie und Menschheit werden nie ohne Freudenthränen sich erinnern, was im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zur Rettung von verjährter Seelensklaverey, zur Vertilgung geheiligter Mißbräuche, und zur Emporhebung der Vernunft gegen angebetete Volksverführer, in Wien geschah. Als Frankreich Europa unterjochen wollte, und dann aus Mönchswuth in Ministerköpfen, durch die unver-

nünf-

nünftigſte aller Verfolgungen, zum Beſten ſeiner Feinde eines groſſen Theiles ſeiner Unterthanen, ſeines Reichthums, ſeiner Fabriken, und ſeines Handels, ſich beraubte; in dem barbariſchen Zeitalter Ludewigs des vierzehnten, war die catholiſche Welt, bey allem was Ludewig auch gegen Rom wagte, noch in ihrer Kindheit. Nun lebt in Wien kein Mann von Verſtand, dem der Geiſt der Zeit nicht mehr Geiſt giebt, als alle Miniſter des groſſen Ludewigs hatten.

So hebt ein einziger aufgeklärter und muthiger Monarch, ſein Jahrhundert über alle Jahrhunderte empor. Joſeph hat in ſeinen Staaten, in wenigen Monaten mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philoſophen Deutſchlands ſeit dem Kaiſer Leopold. Dieſes Licht iſt nicht Aufklärung, ſagen zwar die Herren im Tribunal. Aber die Herren im Tribunal wollen Wunder haben; und geſchähen Wunder, ſo wären ſie die erſten, die an dieſe Wunder nicht glaubten. Der Kaiſer hat doch, was jene Her-

ten nicht läugnen können, nicht da und dort ein Fünkgen Wahrheit ängſtlich glimmern laſſen, ſondern die ganze brennende Fackel auf einmal aufgeſtellt. Auf einmal durchbrach in Wien, ein Streben nach Wahrheit, ein Geiſt der prüfenden Vernunft, jene alte dicke Nacht welche dort die Gemüther niederhielt, unter der Zuchtruthe elender Kahlköpfe. Sonſt war bey den deutſchen Proteſtanten, und ſchon vor geraumer Zeit auch bey vielen deutſchen Catholiken, unausſprechlich mehr Licht, als in Oeſterreich; nun beſchämen uns die Oeſterreicher, durch ihre Denkfreyheit, ihre Keckheit, und ihren Muth; und dieß alles wirkte Kaiſer Joſeph, als er ſeinem Volke zu verſtehen gab: ihr dürft leſen was ihr wollt, und ſagen was ihr denkt.

Freyheit allein hebt ein Volk, ſo hoch und ſo ſchnell. Wenn ein jeder Catholike in Deutſchland ſagen darf, was er will, und Proteſtanten ſchweigen müſſen, ſo wirds überall Tag bey ihnen, und Nacht bey uns. Was Kaiſer Joſeph

that,

that, das that Er auch aus Freyheitsgefühl gegen Rom. So fürchterliche Blicke auch dieſer Monarch ſonſt um ſich her wirft, ſo ſchrecklich auch oft der Kampf ſeyn mag den Er kämpfen wird, ſo kann doch keiner gröſſer, kühner, gefährlicher, und glorreicher ſeyn, als der Kampf war, den Er gegen die Vorurtheile und Irrthümer der Kirche wagte, und gegen den Pabſt, von dem Petrarcha ſagte: Er öfne den Himmel mit ſeinem Finger, und regiere den Lauf der Sterne durch eine einzige Bewegung ſeiner Nachtmütze.

Kaiſer Joſephs Reformation, macht alle fernere Religionsvereinigung überflüſſig. Kein vernünftiger catholiſcher Geiſtlicher kann ſuchen uns unter dem Scheine der Duldung wieder in den Schooß ſeiner Kirche zu bringen. Warum ſollte auch ein Fürſt ſich um Erhaltung ſeiner Unterthanen bey der Römiſchen Kirche, oder um Zurückführung der Verirrten kümmern? Freund, du biſt ein Verirrter, wenn du das thuſt, und deinen Kaiſer und Herrn miskennſt,

der dir den Staar wegnahm von deinen Augen. Warum haben wir Proteſtanten uns verirrt, wie du wähnſt? Weil wir ſchon im ſechzehenten Jahrhundert, alle die Unvernunft verdammten, die itzt Kaiſer Joſeph verdammt; weil wir damals ſchon eben die Denkart hatten, die itzt in dem Angeſichte von ganz Europa das unverdächtigſte Zeugniß von der Aufklärung Oeſterreichs ablegt. Was iſt alſo dort zu erhalten, und hier zurückzuführen? Welcher vernünftiger Catholike kann ſich von ſeiner Kirche ſondern wollen, da ſie doch Kaiſer Joſeph von aller Unvernunft gereinigt hat? Von welchen Irthümern ſoll man nun ferner uns Proteſtanten zurückführen? Sind wir nicht Eins geworden, ſeit der groſſen Reformation im Jahre 1781? Darum mein Lieber, höre du immer deine Meſſe in der Stephans-Kirche in Wien, und laß mich geruhig in Hannover in meine Reformirte Kirche gehen, die keinen Thurn hat, und keine Glocke. Im Grunde iſt die Religion deines Herzens und meines Herzens einerley. Alſo trennet uns nichts. Ewig

ſind

ſind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautende Urtheile catholiſcher, lutheriſcher, und reformirter Kapuzen.

Dieß ſey genug über Möncherey, und ihren Einfluß auf Menſchen und Staaten; auch über Alles, was Einſamkeit gegen ſich hat, und wozu ſie gut iſt. Jeder wähle ſich nun zwiſchen der Welt, die ihn locket, und der Tugend, die ihn ruft. Frey und wahrhaft habe ich geſagt was die Welt giebt; ich habe gezeiget, wie viel Gutes und Groſſes, aus der Einſamkeit flieſſet, vom ſtudirenden Jüngling bis zum büſſenden Mönch.

Möchte doch jeder an die ſchöne Seite der Einſamkeit glauben, wie ich daran glaube, ihre gute Seite lieben, wie ich ſie liebe. Möchte ſie doch jedem offen ſeyn, der fähig iſt ſie zu genieſſen. Möchte doch jeder, der dazu Luſt hat, Ruhe finden bevor er ſtirbt, unter einem geringen

ſtielt; und daß ein Schriftſteller, der in dieſem Monat allen Schnack fliehet, in dem andern Monat ſelbſt gerne ſchnacket.

Gegen die gewöhnliche Flachheit des Lebens, muß man freylich nicht ſündigen, wenn man mit heiler Haut durch die Welt kommen will. Aber wenn du auch gar nichts aus ſolchen Sünden machſt, ſchrieb mir einſt eine geliebte Freundinn, ſo ſchaden doch zu viel Abneigung gegen Höflichkeitsregeln und Weltthorheiten, zu viel Zärtlichkeit des Geſchmackes, zu viel Bedürfniſſe für Geiſt und Herz, zu groſſe Empfindlichkeit, zu weites Hinausſehen, unſerm Glücke und unſerer Ruhe, denn ſie machen den See brauſen und Wellen ſchlagen, der ſtille und eben bleiben muß, damit ſich ſein Waſſer nicht trübe. Du mußt die Lebenden nicht beleidigen, um nur mit Todten zu leben. Langeweile und Trübſinn ſind auch aus dem Umgange verſcheucht, alle Nebel entfliehen, heitere Tage und Liebe und Ruhe werden dich auf deiner ganzen Lebensbahn

bahn begleiten, du bist glücklich und machst glücklich, wenn du duldend bist und gesellig, und immer Liebe giebst um Liebe.

Allerdings hat darum der Trieb zur Einsamkeit, eben so wohl einer Leitung der Vernunft nöthig, als der Trieb zur Gesellschaft; und es ist zumal für den Mann in Geschäften, für den Patrioten, und den thätigen Weisen, immer eine grössere Kunst und ein grösseres Verdienst, wenn er auch eine gemischte Gesellschaft erträgt, sich darinn Achtung erwirbt, und sie nach seinen Grundsätzen lenket und verbessert.

Liebe muß man suchen bey allen Menschen; nur vor keinem den Nacken beugen, und edel und frey die Welt verlassen können, ohne sie zu fliehen. Wir müssen darum mit Würde gesellig seyn, um niemand zu beleidigen; so viel Gutes aus der Welt hohlen als sie giebt, und so viel Gutes in der Welt thun als wir können. Aber dann müssen wir auch die Kraft haben,

abseite

abſeite zu gehn, um Gott und der Weisheit ein ſtilles Opfer zu bringen; und ſo werden wir uns immer aus Geſchmack und Neigung in die Einſamkeit begeben, und niemals aus übler Laune.

Ende des vierten und letzten Theils.

Namen,

Namenregiſter.

A.

Addiſon Seite 246
Albrecht (Kaiſer) der erſte 51. 52
Anſon (Lord) 306. 307
Antonius (der heilige) 368
Arbriſſel (der heilige Robert von) 377
Arnd (Johann) 340
Apicius 225
Atticus 227

B.

Bacon 204. 309
Barbanſon (Conſtantius von) 339
Baſilius (der heilige) 384. 385
Beccaria (Fräulein von) 238. 239
Benedict (der heilige) 371. 382. 401
Berlepſch (Frau von) 358
Blair 44. 207
Blois (Ludewig de) 339
Böhm (Jacob) 343
Boileau 336
Bolingbroke (Lord) 219 — 223
Bologne (Cardinal von) 117
Bona (Cardinal) 339
Borromäus (Cardinal) 351. 355
Boufflers (Marſchall von) 133

Bourignon (Antoinette) Seite 340
Brutus 223
Brydone 67. 68
Burke 10. 297. 298

C.

Cabaſſole (Philipp von) Biſchof von Cavaillon 104. 106. 135
Cäſar 223. 227. 287
Carl (Kaiſer) der groſſe 383. 394
Caſtanizza (Johann de) 379
Cato 227. 322
Caylus (Frau von) 81
Cheſterfield (Lord) 220 — 223
Cicero 218. 226 — 228. 308
Cincinnatus 117. 125
Claus (Bruder) 352 - 355
Clemens (Pabſt) der ſechste 113
Clodius 227
Clot (Madame) 243
Colonna (Cardinal) 122
Conſtantius (Kaiſer) Clorus 53
Corregio 319
Cruce (Johannes a) 339
Curius 117. 215. 216

D.

Dominik (der heilige) 385

E.

Eliſabet (Kaiſerinn) 52

F. Fa-

F.

Fabricius Seite 117
Fels (Marianne) 312
Fenelon (Erzbiſchof) 335. 337
Ferrarius (Vincenz) 370
Franz (der heilige) von Aſſiſi 372. 385 — 388. 391
Frederik (Sir Carl) 306. 307
Fromme (Oberamtmann) zu Fehrbellin 115
Fulgentius 372

G.

Ganganelli (Pabſt) 417
Garve 138. 139. 153. 257. 260
Gelenius (Victor) 339
Geßner (Salomon) 26. 44. 45. 50. 51
Gibbon 407
Guion (Johanna Maria Bouvieres de la Mothe) 340

H.

Haan (Vater Simplicius) 372
Haller 233. 336
Hapsburg (Kaiſer Rudolf von) 50
Harphius 339
Helvetius 278
Herder 127. 156
Hinüber (Fobſt Anton von) 6. 7
Hirſchfeld 6. 195
Hirzel (Doctor) 88

Hotze (Doctor) Seite 71 — 80
Hünauld 365

J.

Jobſt (Pater Thomas Aquinas) 372
Johannes (Pater) Evangeliſta 339
Johannes Romanus 370
Johnſon (Samuel) 217
Jortin 350
Joſeph (Kaiſer) 388. 400. 416. 418. 421 — 424
Iſelin 356
Iſenburg (Moritz, Prinz von) 219
Jülie d'Etanges 220. 242
Jüre (Pater Saint) 339

K.

Kleiſt 28
Klopſtock 233. 316

L.

Lactantius 350
Lanesbergius (Juſtus) 339
Laura 62. 102. 166. 169 — 171. 177. 178. 185. 263.
Lavater 29. 63. 67 — 71
Leiſewitz 407
Leopold (Kaiſer) 421
Ligonier (Lord) 306. 307
Lucullus 215
Lüc (Johann Andreas de) 365 — 367

Ludewig (König) der Vierzehnte Seite 421
Luther 340. 408. 409
Lüxemburg (Herzoginn von) 159

M.

Madrillenſis (Alfonſus) 339
Maintenon (Frau von) 81. 133
Malesherbes 40. 107
Marcellus 223
Maria Thereſia (Kaiſerinn) 244
Marie à la coque 322
Marius 223. 225
Meiners 24
Mendelsſohn 267
Metellus 223. 224
Milton 217
Moore (Doctor) 12. 37. 410
Moſer 230. 231
Muralt 335 — 337

N.

Necker 128
Nouet (Pater) 339

O.

Obereit (der Weltüberwinder) 387
Olavides 420
Oroſco (Alfonſus de) 339
Oeſterreich (Agnes von) Königinn von Ungarn 52

Oeſterreich (Leopold, Herzog von) Seite 15. 53
Ovid 167

P.

Palafox (Johannes) 339
Paſſirenzo (Wilhelm von) 180 — 184
Petrarcha 62. 63. 99 — 107. 113. 117. 119. 122. 124. 134. 150. 161. 166. 108 — 172. 177 — 188. 195 237 — 2,9. 263. 264. 266. 318 — 321. 43.
Petrarcha (Franciſca von) 239
Petrucci (Cardinal) 339
Pitt, der Vater 306. 307
Pius (Pabſt) der ſechſte 355. 396
Plato 224
Plutarch 12
Pococke 55
Pompejus 215. 227
Pope 43. 120. 240
Popilius Länas 227
Praz (le Page du) 87
Preuſſen (König von) 115 — 117
Pyrrhus 215

R.

Raphael 378
Reding (General von) 14 — 23
Reding (Generalinn von) 17

Regulus

Regulus Seite 117
Richelieu (Cardinal von) 160
Rigoleuc (Pater) 339
Robert (König) von Neapel 186
Robertſon 407
Roche (Kanzler von la) 131
Rodriguez (Alfonſus) 339
Rouſſeau 29. 38. 40. 41. 58. 65. 82. 107 — 112. 153. 156. 159. 163. 193. 234. 235. 240 — 243. 321.
Rutilius 225

S.

Saadi 85
Sade (Abt de) 239
Sade (Hugo de) 170
Saturninus 224
Schrautenbach (Freyherr von) 232
Schuppach (Michel) 71. 341
Schurmann (Anna Maria von) 310
Schwaben (Herzog Johann, aus) 51
Scipio (Publius) 47. 322
Scupoli (Lorenz) 339
Seneca 322
Settimo 237
Simon (Johannes de Saint) 339
Socrates 322
Sonnenfels 396

Spalding
Squarzaſichi Seite 317
Staal (Frau von) 238
Stella (Diego) 94. 321
Stollberg (Catharina, Gräfinn von) 339
Suſo (Heinrich) 27
Sylla 339

T.

Taleirand (Cardinal) 287
Taulerus 117
Terentia 338
Theocrit 227
Tiſſot 44

V.

Vercellis (Frau von) 71. 78.

W.

Warens (Madame de) 242
Weichs (Domherr von) 242
Wieland 378
Wood 156. 157

Y.

Yorick 306. 307

Z.

Zollikofer 233

35. 90. 189

359